3 1761 07495667 3

547.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/macarganoderdiep00unge

Macargan

oder

die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Roman

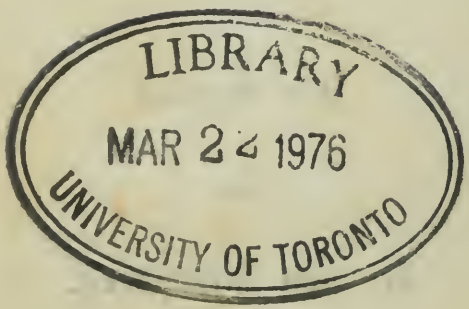
von

A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

PT
2545
U4M3



Es war an einem trüben Novembernachmittage, als ich auf meinem Spaziergange einem Manne begegnete, der in seinem Wesen und Betragen etwas Auffälliges an sich hatte, ohne daß ich gerade mit bestimmten Worten anzugeben im Stande wäre, worin dieses Auffällige bestand. Die ganze Erscheinung wirkte so. Er war klein von Wuchs und sehr lebhaft, dabei aber auch zu Zeiten träumerisch und nachdenkend. Wie ich mich ihm näherte, schoß er gleichsam auf mich zu, ergriff meine Hand und rief: Nun wie steht's mit Ihrem neuen Werke? Wird es bald beendet sein? Haben Sie in dasselbe alle jene merkwürdigen Züge der damaligen Zeit verflochten, die Ihnen brieflich mitzutheilen vor einigen Wochen schon ich die Ehre hatte? Ich gestand, einigermaßen befangen,

daß ich derlei Mittheilungen nicht empfangen und auch nicht wisse, auf welches Werk sich die Frage bezöge. So! erwiderte er kurz — alsdann hat die Sache ihre besondere Bewandtniß; ich habe nämlich vergessen den Brief abzusenden, den ich für Sie bestimmt habe. Er schwieg jetzt und sank in ein tiefes Nachdenken, das auf die Länge, wie es mir schien, in eine Art Geistesabwesenheit überging, denn er schob mechanisch seinen Arm unter den meinigen und zwang mich dergestalt mit ihm die Straße hinabzuschlendern, als wenn es so sein müßte, und als wenn wir die besten Freunde schon seit undenklichen Zeiten gewesen wären. Ich ließ mir dies gefallen und wartete, ebenfalls schweigend, die Dinge ab, die da kommen sollten. Endlich begann mein räthselhafter Begleiter: Was halten Sie von der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts? Es war eine kühne, eine geniale Philosophie, die mit großer Selbstverleugnung ihre Thesen aufrecht zu halten wußte. Sie werden mir zugestehen, daß wir etwas von der Kühnheit jener Lehre in unsern Tagen brauchen könnten. Aber wir haben

den Muth unserer Voreltern nicht! — Was erwidern Sie hierauf? — Ich erwiderte nichts, sondern wartete ab, daß der lebhafte kleine Mann weiter dociren würde. Er ließ mich auch nicht lange warten. Nun ja! fuhr er fort, indem er sich gleichsam an meinen Arm hing und sich ein paar Schritte von mir weiter schleifen ließ — Sie werden doch nicht leugnen, daß Muth dazu gehört zu bekennen, daß der Mensch nur Pflanze sei, und daß von ihm gar nichts übrigbleibt, wenn die Elemente das Ihrige wieder zurückgenommen haben?

Und Sie bekennen sich jetzt zu diesem Glauben? fragte ich rasch, um endlich zu erfahren, was ich von meinem Manne halte.

Ja, lautete die Antwort, ich bekenne mich zu diesem Glauben; aber nur an den Tagen, wo mein Fieber ausbleibt, in der Regel alle Sonnabende, Montage und Donnerstage. Wenn mein Fieber mich plagt, glaube ich, was alle Welt glaubt. Ist Ihnen nicht das schöne Gleichniß, das Plato bei einer ähnlichen Gelegenheit braucht, gegenwärtig?

Das mit den zwei Rossen?

Richtig. Eins ist das wilde, das in den Abgrund ziehen will, das andere das weiche, stille, demüthige, das seinen Genossen und selbst den Führer immerdar zurückzuhalten beflissen ist. Dieses Gleichniß kann Jedermann beliebig auslegen, ich, für meine Person, lege es so aus: Das wilde Roß ist die Seele eines Mannes, dem die Welt zu klein ist. O ich hab' es gesehen, dieses schwarze, wilde, sich bäumende, schaumbedeckte Roß! Es schwebt mir deutlich vor Augen. Es stürzt dem Abgrund zu; wer vermag es zu halten? Es gibt Leute, die sich für das kluge, gemäßigte, demüthige und weiße Roß entscheiden — ich, so wie Sie mich hier sehen — ich wähle das wilde. Doch wieder auf den Brief zu kommen, den ich Ihnen zu schreiben die Ehre mir genommen, den ich aber nicht abgesendet habe, so steht in diesem Schreiben der Wunsch ausgedrückt, daß Sie einen Führer darstellen möchten, der sich blindlings dem schwarzen Rosse überläßt und von ihm meinethalben auch in den Abgrund geschleudert wird.

Es wurde jetzt Licht vor meinen Augen und ich fragte: Und dieses schwarze Roß soll die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sein?

Ja, rief der kleine Mann, im Ausdruck hoher Seligkeit, sich endlich verstanden zu sehen. Er fuhr fort: Diese kühne, diese trotzige, diese wilde Lehre, welch' ein glücklicheres Bild könnte für sie gefunden werden, als dieses schwarze Roß Plato's!

Ohne Zweifel meint jedoch Plato etwas Anderes mit seinem Gleichniß, warf ich ein. Er hatte die unregelmäßigen Leidenschaften der Menschen im Auge, die durch Klugheit und Mäßigung, welche ihnen zur Seite gehen sollen, gezähmt werden müssen.

Der kleine Mann rief mit großem Eigensinn: Es ist ganz gleich, was Plato im Sinne hatte, genug, daß sein Gleichniß sich so drehen und wenden läßt, daß es auch für unsere Sätze paßt. Ich bleibe dabei, das achtzehnte Jahrhundert war das wilde, schaumbedeckte, schwarze Roß, und in den Abgrund hat es seinen Führer auch richtig hineingezogen. Aber wie liebe ich dieses prächtige Thier!

Also Sie wollen den Unglauben und die Gottlosigkeit verherrlicht sehen? fragte ich.

Der kleine Mann blieb stehen und sah mich zweifelnd an.

Nichts Anderes ist ja, rief ich, nun meinerseits in Leidenschaft gerathend, der Kern jener Philosophie, die die Unsterblichkeit leugnet und den Zweck des Daseins auf die irdischen Genüsse beschränkt.

Sehen Sie, mein Geliebtester, hub der Kleine an, indem er mir mit den Fingerspitzen beider ausgestreckter Hände leise an die Brust tippte, die Sache hat eine eigenthümliche Bewandtniß. Hören Sie mich an. Der Glaube an die Unsterblichkeit macht die Menschen feig und schwächlich. Der gewöhnliche Mensch geht vom Glauben zum Unglauben über, je nachdem er seine vollen Kräfte beisammen hat, oder ihm einige zu mangeln anfangen. Ein gesunder, kräftiger Bursche kümmert sich den Guckuk um die Unsterblichkeit, laßt aber das graue Haar kommen und den Schritt wankend werden, da sagt uns die Vernunft, daß wir sterben müssen, daß man uns in

die Erde legen wird, und daß die Welt ihren Gang unbekümmert weiter geht. Das gefällt uns natürlich nicht, wir fallen Gott und dem Glauben anheim, aus keinem andern Grunde, weil uns nur unter dieser Bedingung ein ewiges Leben versprochen wird. Ein ewiges Leben! Wie drollig! Denken Sie sich, Geliebtester, daß Sie, der Herr N. N., und ich, der Herr P. P., durch alle Ewigkeit immer dieselben bleiben. Welche elende Figuren müßten wir sein, wenn tausend Jahre dahingegangen sind und nun tausendmal tausend Jahre wir beide immer Herr N. N. und Herr P. P. blieben! Welch' ein Ungeheuer von Langeweile birgt sich in dieser Vorstellung; und doch ist's nicht anders. Der heilige Hubertus und die heilige Gudula sind durch Aeonen Jahre immer der heilige Hubertus und die heilige Gudula. Wenn diese heiligen Mumien wüchsen, so wären sie nicht mehr Das, was sie sind; wenn sie besser oder schlechter würden, so wären es nicht mehr Hubertus und Gudula. Nein, fort mit der Ewigkeit! Zu welchen Thorheiten verleitet uns die Eitelkeit, ewig leben zu wollen! Derselbe Plato, von

dem wir soeben sprechen, hat einen andern Plan mit unserer Seele, er läßt sie tausend Jahre durch eine Unsumme von Körper hindurch spazieren und zuletzt ihren alten Leib wieder finden. Also nach tausend Jahren gäb' es wieder einen N. N. und einen P. P.! — Ach da seh' ich keinen großen Spaß dabei. Die Platoniker sind über die Zuversicht, daß man ihre köstlichen Seelen, Seelen, auf die sie so stolz sind, so hübsch aufbewahrt, sie von einem Geschirr ins andere gießt, ganz entzückt; allein ich meinestheils will diese Wanderung nicht mitmachen, und wenn man mir auch die hübschesten Leiber, selbst den einer Ninon de Lenclos zur beliebigen Wahl vorlegte. Ich gesteh' es offen, ich will nun einmal vernichtet sein, ich will dagewesen sein und will nicht wiederkommen, weder ganz noch theilweise, weder so noch so. Selbst in die Mythologie des Genius will ich nicht gerathen. Meinetwegen mag die Brücke gleich hinter mir abgebrochen werden und jede historische Ueberlieferung von einem Barbarenschwarm verlöscht sein! Ich gebe auf die Geschichte nichts, denn sie hat uns nicht klüger gemacht,

obgleich sie schon viele Jahrtausende predigt. Das Einzige, was wirklich ist und was wir deutlich, als uns gegeben, in der Hand fühlen, ist der materielle Genuß, aber freilich wir müssen auch verstehen zu genießen.

Der kleine Mann hielt hier inne, um Athem zu schöpfen und seinen während des Perorirens in die Höhe geschraubten Körper wieder in eine naturgemäße, ungekünstelte Lage zu bringen.

Wir müssen verstehen zu genießen! Das heißt, wir müssen unsere Sinne schärfen und Alles beseitigen, was im Stande ist, sie frühzeitig zu stumpfen. Eine Schnecke, die ihre Fühlhörner in ein Futteral steckte, was könnte sie viel mit ihnen ausrichten? und wir wechseln mit tausend und abertausend Futteralen, die wir abwechselnd über unsere Sinne stülpen. O mein Geliebtester, Sie glauben gar nicht, wie man den Körper und die paar Sinne, die wir haben, von jeher chicanirt hat. Die Anachoreten der Wüste Thebaïs sahen so lange starr in den Himmel, bis sie erblindeten, dann lebten diese armen Narren noch funfzig Jahre auf der Erde, ohne von ihren Erscheinungen auch

nur das Mindeste zu sehen. Nicht ganz so schlimm machen es unsere Frommen, sie schielen doch hier und da nebenbei, wo sich ihnen auf der Erde Etwas zeigt, was doch nicht so ganz ihrer Beachtung unwürdig scheint. Wir müssen von den wilden Stämmen am Mississippi lernen, welch' ein köstliches Ding es ums Auge ist, wie viel man sehen kann, wenn man von Kindheit auf zum Sehen angehalten wird! Welche Schönheiten hab' ich an Gemälden, an Bildwerken entdeckt, lediglich weil ich mein Auge zu brauchen verstand. Und so geht's mit den andern Sinnen auch. Sie sehen, wie einfach das ist, was wir armen Philosophen unsere Weisheit nennen, und demnach getraue ich mich nach diesen Principien die menschliche Gesellschaft auf eine für sie zufriedenstellende Weise zu regieren. Wenn wir nur Alles hinwegschaffen, was an altem Schutt vergangene Zeiten angehäuft haben! Aber natürlich, so lange wir nicht gut sehen, nicht gut riechen und schmecken, nicht gut hören, so wissen wir nichts Deutliches von der Natur der Dinge, die sich um uns her befinden, und da kann es geschehen, daß wir

einen Haufen Schutt für den Altar einer Göttin ansehen und an einer Venus von Bouchardon eine Venus von Praxiteles heraustasten. Also gute Sinne — Geliebtester — weder geistige noch leibliche Blindheit und Taubheit, und wir können Descartes und Plato verlachen.

Während dieser langen Rede hatte ich Zeit gehabt, Einiges in meinem Gedächtniß zusammenzustellen, was in ähnlichen Fällen man den Atheisten und Materialisten zu erwidern pflegt; allein die bittenden Blicke, mit denen jetzt der Kleine mich plötzlich ansah, entwaffneten mich und ließen meinem Gedächtnisse alle die Schätze entfallen, die ich eben darin aufgespeichert hatte. Kaum sah mein Gegner mich auf einen Augenblick in Verlegenheit versetzt, als seine Miene sogleich den Ausdruck von Hohn und Sicherheit wieder annahm, den ich beim Beginn seiner Rede darin hatte herrschen sehen. Nicht wahr? rief er; ich bin ein Prediger, der verbotene Dinge predigt? Dennoch läßt aber der Schöpfer alles Geschaffenen mich existiren. Ich erkläre mir dies so: Wie alle großen Herren liebt auch er, daß man

ihm nicht immer Recht gibt! Er läßt mich und Meinesgleichen existiren, damit er immer Jemand hat, der ihm widerspricht. Seine alten Höflinge versehen es darin, daß sie viel zu devot sind und jeden Gedanken an Widersetzlichkeit von vorn herein gleich aufgeben. Da sind wir Philosophen ihm lieber, die wir zuweilen unsere Unverschämtheit so weit treiben ihm ins Gesicht zu behaupten, daß er gar nicht existire.

Ein unmäßiges Gelächter war die unmittelbare Folge dieser verworrenen und schamlosen Sätze. Ich that einige Schritte vorwärts, als drängte es mich meinen Weg fortzusetzen und als läge mir daran, dies ohne Begleitung zu thun. Dennoch übte die Person meines aufgedrungenen Genossen eine solche Anziehungskraft auf mich aus, daß ich, nach den wenigen Schritten, die ich, auf die andere Seite der breiten Landstraße ausbiegend, machte, stille stand und mich, wie fragend, nach ihm umsah. Er stand da, die Hand an die Stirn gelegt und scheinbar in tiefes Nachdenken versunken. Seine Gestalt hatte plötzlich etwas Zerrüttetes, Zerfallendes angenom-

men. Der Wind, der die Wiese bestrich und scharf über die hochgelegene Landstraße wehte, nahm das kleine Büschel grauer Haare, das am Hinterkopfe des Philosophen aus der Umhüllung des unscheinbaren Hütchens hervordrang, in seine starke Hand und drehte den kleinen Haarknäuel zu einem langen, dünnen Haarschweif aus. Ich hatte noch nie eine wunderlichere Figur gesehen. Unwillkürlich rief ich aus: Wie Schade, wenn ein solches Wesen von der Erde verschwinden und nirgends auf irgend eine Weise wieder zur Erscheinung kommen soll! So viele leere und oberflächliche Gestalten beanspruchen ihr Recht auf Unsterblichkeit, und hier ist Jemand, der sie verdiente zu haben und sie nicht haben will!

Der Kleine näherte sich mir, machte mir eine Verbeugung und sagte: Gar zu viel Güte! Inzwischen bin ich nicht so verlassen, wie ich wol scheinen mag. Ich bin der Sohn des Windes, der hier über die Ebene streift und mir den Duft und die Athemzüge der Gesträuche und Blumen, meiner Geschwister, überbringt. Ich stehe inmitten einer großen Familie, von der jedes einzelne

Glied von dem andern weiß, und wo wir Alle uns einander demüthig lieben. Doch um wieder auf den Gegenstand zurückzukommen, von dem unser Gespräch ausging und der den Beweggrund bildet, um dessenwillen ich Ihre Beiwirkung angesprochen. Wie wäre es, wenn Sie es übernähmen, einen Sohn dieses kecken, muthigen — dieses trotzigen und unverzagten Jahrhunderts zu schildern? Wenn Sie ihn darstellten, wie er ein armer Mensch, hülflos geboren, sich durch die mächtige Flamme, die seine Seele erwärmt und erweitert, bemerkbar macht, und wie er, eine unbändige und trotzige Natur, wie sein Jahrhundert, sich Bahn zu brechen weiß durch allerlei Volk und Gelichter? Und — die Hauptsache! — wie er auf keinen Dank, auf keine Belobung Anspruch macht, weder irdische noch himmlische, sondern nachdem er seinen Weg über Felsen gemacht, sich abwärts wendet den Pfad ins Dickicht, wo die Gebüsche über ihn zusammenschlagen, und Niemand weiß, wo er geblieben.

Nachdem der Kleine dies gesprochen, trat er einen Schritt zurück und sagte dann: Ich könnte

Ihnen Papiere geben, in denen Aufzeichnungen enthalten sind. Sie würden daraus sehen, daß kein Phantasiegebilde mich beschäftigt, daß ein Mann gelebt hat, dessen Bild jenen wenigen flüchtigen Strichen, die soeben meine Skizze enthielt, glich. Ja, was noch mehr ist, ich habe sogar diese Papiere bei mir! Kann das Schicksal Ihnen günstiger einen Stoff in die Hände spielen, als es hier geschieht?

Hiermit zog er ein Heft Manuscript aus der Tasche und überreichte es mir. Es waren nur wenige Bogen, in feiner, oft unleserlicher Handschrift. Ich nahm die Gabe mit Dank zu mir.

Wann sehen wir uns wieder? fragte ich meinen Mann.

Wann Sie wollen, entgegnete er. Ich gehe öfters um diese Stunde hier spazieren. Gewöhnlich ist der Teich dort die Grenze, die ich meinen Excursionen stecke; dort ist eine Bank, auf der ich ausruhe und mich meinen Träumereien hingebe.

Nun wohl! rief ich, ich werde kommen und Ihnen Bescheid sagen, ob ich auf Ihren Plan

eingehen kann und welchen Gebrauch ich von dem Manuscripte zu machen gedenke.

Wir nahmen Abschied; ich habe den Kleinen nicht wieder gesehen. — Wie er mir's angegeben, erschien ich oft an dem Ort unserer Zusammenkunft, ich verfolgte sogar den Weg, bis ich an dem Ufer des schwärzlich aussehenden See's anlangte und dort die kleine, roh zusammengefügte Bank entdeckte, welche er mir bezeichnet. Von ihm selbst jedoch fand ich keine Spur. Es wurde mittlerweile Winter, der See bedeckte sich mit Eis und Kälte und Schneegestöber erschwerten meine Spaziergänge. Jetzt that es mir leid, daß ich den wunderlichen Mann nicht nach seiner Wohnung, nicht nach seinem Namen gefragt; ich hätte die Scheu, die mich davon abhielt, überwinden sollen. Das Manuscript war mir ein theures Vermächtniß geworden, ich hatte die unleserlichen Stellen desselben durch fortgesetzte Anstrengungen glücklich entziffert und nach den gewissenhaftesten Studien, die ich mit den vergelbten Blättern angestellt, hatte sich das Resultat ergeben, daß das Lebensbild, das hier aufgezeichnet war, gar wohl

verdiente, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Nur blieb Manches mangelhaft und unzureichend. Spätere Zusätze einer fremden Feder erklärten nur unvollkommen; es mußte demnach der Torso, nach besten Gutdünken des restaurirenden Künstlers zur vollständigen Figur ausgebildet werden, und an diese Arbeit begab ich mich mit Lust und Liebe. Während ich mich mit der Gabe beschäftigte, unterließ ich nicht, fortwährend nach dem Geber zu forschen. Er war mir viel interessanter, wie man sich denken kann, als sein Manuscript, schon weil er ein lebendiger Brunnen war, aus dem ich schöpfen konnte, während jenes ein gemaltes Wasser, das meinen Durst anlockte, ohne ihn zu befriedigen. Ich kam auf den Gedanken, daß das Manuscript die eigene Lebensgeschichte des Unbekannten enthielt; dazu paßten jedoch nicht Zeit noch Namen. Der kecke Lebensweg, den der Held des Manuscripts ging, die düstere geheimnißvolle Philosophie, die ihn geleitet, die trotzige Selbstgenügsamkeit und der eiserne Wille, die ihn charakterisirten, hatten allerdings einige Aehnlichkeit mit dem Manne, den ich ge-

funden und nun verloren hatte; alle die übrigen Umstände stimmten nicht. So nahm ich denn die Blätter als ein anziehendes Vermächtniß zu mir.

Der Winter neigte sich schon seinem Ende zu, als ich — wieder am See angelangt — im Sturmwinde, der die nackten Zweige am Ufer zusammenschlug, ein zusammengerolltes Papier treiben sah, das ich auffing. Wie erstaunte ich, als ich die Worte las: „Vernichtet, wie ich gewünscht am —" Es war der Tag und die Stunde angegeben; wenige Tage zurück. Welche schauervolle und geheimnißreiche Benachrichtigung! Er hatte also meiner gedacht, und die letzten Augenblicke seines Daseins vielleicht dazu angewendet, mich in Kunde zu setzen, daß er seines Versprechens eingedenk gewesen, daß er aber verhindert worden, es auszuführen.

Hier folgt nun die Erzählung, die er mir vermacht hat.

Erstes Kapitel.

Gleich beim Beginn meiner Laufbahn hatte das Schicksal eine entsetzliche und grauenvolle Begebenheit hingestellt; sie wirft Schatten hinein bis in meine spätesten Jahre. Alles, was das menschliche Herz an Schrecken und Grauen erfahren kann, ist frühzeitig meinem noch jungen Herzen aufgebürdet worden. Es bedurfte aber auch dieser Taufe, um es so felsenhart und so eisenfest zu machen, als es sich bis zu dieser Stunde bewährt hat und hoffentlich auch noch bis zu seinem letzten Pulsschlage bewähren wird.

Was ich mir von meinem Vater besinnen kann, ist, daß er ein hoher, schlank gewachsener,

etwas bleich und krank aussehender Mann war, der ein sanftes, einnehmendes Wesen hatte und dessen Brust mehre Ordenssterne zierten. Nie sah ich ihn lächeln, aber auch nie zürnen. Wir bewohnten ein prächtiges Schloß, in welchem viele geputzte Leute aus- und eingingen, und in welchem schöne Feste gefeiert wurden.

Ich mochte acht Jahr alt sein, als sich das Entsetzliche ereignete.

In einer Nacht, die stürmisch und finster war, hielt ein Wagen vor der Gartenpforte unseres Palastes, und meine Mutter und ich stiegen ein, gefolgt von nur einem Diener, der sich zu dem Postillon auf den Bock setzte. Konnte ich damals wol ahnen, daß das alterthümliche Gitter, mit seinen vergoldeten Wappen, zum letzten Mal für mich — den Erben dieses Palastes — sich öffnete und dann für immer schloß. Meine Mutter sprach während dieser ganzen Fahrt kein Wort; so jung ich war, so besaß ich doch schon damals so viel Beobachtungsgabe, um zu sehen, wie bewegt meine Mutter war, und wie ungeziemend es gewesen wäre, wenn ich es hätte wagen wol-

len, sie um irgend etwas zu fragen. Die Lichter des Schlosses verloren sich, als wir in die tiefen Schatten eines Waldes einlenkten, dessen, wie es mir schien, unermeßlicher Umfang von jeher ein Schauplatz der Schrecken für mich gewesen war. Daß unsere Reise um Mitternacht vor sich ging, und daß sie gerade diese Richtung nahm, war mir höchst peinlich; da ich jedoch gewohnt war, nie ein Zeichen von Beängstigung oder gar Furcht von mir zu geben, so blieb ich auch jetzt gelassen und ruhig. Mitten im Walde lag eine Station, dort wechselten wir die Pferde, ersetzten die Lichter an unserm Wagen durch neue, und setzten die Reise ungesäumt fort. Gegen Morgen hätten wir, wenn der Verfolg der Dinge so geblieben wäre, wie er hätte sein sollen, das Ende des Waldes erreicht; allein war nun der Postillon irre gefahren, oder hatte er absichtlich eine andere Richtung eingeschlagen, wir blieben im Walde und kamen gegen Mittag an ein Häuschen, das mir eine Köhlerwohnung schien. Hier verließ uns der Postillon und wir erhielten einen andern Vorspann, und auch einen andern Wagenführer.

Alles dies erschien mir sehr sonderbar, ich fragte aber nicht. Wieder ging es in einer mir gänzlich unbekannten Richtung in den Wald hinein, und zwar waren hier die Wege so eng, daß sie nur mit Gefahr befahren werden konnten. Meine Mutter, die sonst so ängstlich beim Fahren war, zeigte hier einen unerschütterlichen Muth; nicht ein Laut der Klage entschlüpfte ihr, dabei brach sie nicht mit einer Silbe ihr Schweigen.

Wir fuhren wieder, bis die Schatten der Nacht sich senkten. Es kam mir vor, indem ich aus dem Wagenfenster lugte, das offen gehalten wurde, weil sonst die heftig anschlagenden Aeste der Fichten, an deren Stämmen sich unser Wagen hinzwängte, das Glas zertrümmert hätten, als wenn der Wald sich lichtete, wenigstens glaubte ich auf dem bisher undurchdringlichen Schwarz über uns, das aussah, als trüge der Himmel einen rostigen schwarzen Eisenpanzer, einen Stern flimmern zu sehn; bald jedoch verschwand auch dieser spärliche Glanz, und es war wieder mehr Nacht um uns, als je. Ein ganz eigenthümliches Geräusch ließ sich aus der Ferne hören, es war, als hörte das

Ohr Pferdegetrappel und das Rufen von Stimmen. Es konnte jetzt nichts Anderes gewesen sein als das Rauschen der Bäume, vermischt mit den Stimmen nächtlicher Raubthiere, die, wie es schien, in diesen unwirthbaren Gegenden ungescheut ihr Wesen trieben. Das eine Licht an unsern Wagen verlöschte; es war die größte Gefahr vorhanden, daß, wenn auch das andere uns verließ, wir bis zum tagenden Morgen würden in dieser schauervollen Oede bleiben müssen. Wir hielten an, und der Diener stieg vom Bock, um in einer der Taschen des Wagens nach einer vorräthigen Kerze zu suchen. Zu gleicher Zeit verließ der Führer seinen Platz, um sich an den Bäumen hintappend über die Richtigkeit des Weges, den er eingeschlagen, zu vergewissern. Diese Pause, wo wir in tiefer Stille allein saßen, benutzte meine Mutter, um meine Hand zu erfassen und sie leidenschaftlich zu drücken. Dies war das einzige Liebeszeichen, und zugleich das letzte, das ich von ihr erhalten habe. O welches Entsetzen, welch' ein Kampf muß in ihrem Herzen gewüthet haben, als sie sich entschloß, mir dieses Zeichen

ihrer mütterlichen Sorge und Zärtlichkeit zu geben! Arme Frau, du bist dahin gegangen, wo kein irdisches Verlangen dich mehr erreichen kann; doch wäre dies möglich, sei versichert, ich würde dir meinen Dank nicht schuldig bleiben. Denn wo irgend menschliches Gefühl in dem erbitterten Kampfe des Lebens, den ich zu kämpfen hatte, meine Brust überwältigte und sie mild stimmte, so war es ein, wenn auch dunkles, Erinnern an deine letzten, entsetzensvollen Lebensstunden, erbarmungswerthes Opfer! Schwarzer Schatten, der unter Blut und Schrecken dahinglitt — höre, wenn es dir vergönnt ist — diese Worte!

Wir setzten unsere Reise fort; ein zweites Licht war angezündet worden. Es mochte gegen drei Uhr Morgens sein, und Finsterniß herrschte noch, als wir, immer im Walde, vor einem großen, in seinen kolossalen Massen, wie es mir schien — denn mein scharfes Auge konnte nur schwach gegen den Himmel die Zinnen und Thürme eines alterthümlichen Baues erkennen — imponirenden Schlosse oder Castell anlangten. Es kamen Windlichter, und ein gewölbter Thorweg wurde sicht-

bar, in den wir einlenkten. Oben, am Fuß einer Treppe, die baufällig war, empfing uns ein Mann, in der Kleidung eines Jagdbeamten. Nur ein Diener war bei ihm. Dieser Diener nahm mich auf den Arm, während sein Herr schweigend meine Mutter in ein Gemach führte, wo er sie bat, Platz zu nehmen. Der Wagen verschwand, und auch den Diener, den wir mitgenommen, sah ich nicht wieder. Ich kann nicht sagen, daß dieser Empfang irgendwie befähigt war, den unheimlichen Eindruck der Reise auszulöschen; im Gegentheil, er konnte ihn eher noch vermehren. Meine unglückliche Mutter schien dieselben Gedanken wie ich zu hegen. Es ging alles um uns her in tiefer Stille vor sich. Der Mann, der uns bewillkommnet hatte, und dessen Antlitz ich nur undeutlich sehen konnte, theils wegen der Verhüllung, theils wegen der mangelnden Beleuchtung, empfing die Umarmung und den Kuß meiner Mutter mit einer gewissen ceremoniösen Kälte; zu mir gewendet gab er mir die Hand, die ich auf Befehl meiner Mutter küßte. Während der Zubereitungen zu einem Mahle, bei

welcher Gelegenheit noch ein zweiter Diener erschien, gingen meine Mutter und der Fremde in der Halle auf und ab, und ich hatte Muße, mir die Gegenstände um mich her zu betrachten.

Wir befanden uns in einer alterthümlichen Halle, an deren in Kreuzgewölben auslaufenden Decke jeder Schritt, den man that, und jedes Wort, das gesprochen wurde, dumpf widerhallte. Seit undenklichen Jahren schien hier Niemand gewohnt zu haben. An den Wänden, die mit einer manneshohen Holzeinfassung geziert waren, deren geschnitzte Figuren vom Alter geschwärzt und hier und da morsch geworden, befanden sich Hirschgeweihe und manches völlig aus dem Gebrauch gekommene Jagdgewehr. Eine Thür von einer Höhe, daß es mir schien, als wenn nur Riesen bestimmt wären, hier ein- und auszugehen, schloß sich jedesmal, wenn man sie mit Mühe geöffnet, mit einem donnerähnlichen Gepolter, und ließ dabei einen Regen von Mörtel und losen Steinchen von der Decke gleiten. Sie stieß mit ihrer obersten Wölbung, die das Auge kaum erreichte, an eine Galerie, die rund um die Halle

lief, und auf der, von unten gesehen, ein ganzes Heer schattenhafter Gestalten hin und her zu wogen schien. Wie ich hinaufstarrte, kam es mir vor, als blickten fahle Gesichter mit weiten Tellerhalskrausen von oben herab und als neigten sich lange, unheimlich dünne Leiber über die Brustwehr herab. Diese Galerie wurde nur an einer Stelle unterbrochen, nämlich durch den Kamin, der, ein Haus im Hause, wie ein schwarzer Gefängnißthurm an der der Thüre gegenüberliegenden Wand lehnte. Alles, was hinter diesem vorspringenden Kolosse geschah, blieb den Personen in der Halle ein vollkommenes Geheimniß, denn die Schatten waren so dicht, die er warf, und der Vorsprünge waren so viele, die er bildete, daß es unmöglich war, sofort auf die Spur irgend eines dort Versteckten zu kommen. Meine argwöhnische Aufmerksamkeit war auch von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an auf diesen Kamin gerichtet. Außer diesen Merkwürdigkeiten der Halle befanden sich noch in derselben ein paar alte, riesenhohe Gemälde, von denen aber kein sterbliches Auge kundgeben konnte, was sie darstellten.

Der Tisch am Fenster war inzwischen mit einem Tuche bedeckt und mit Wein und Speisen versehen worden. Ich erblickte den Diener nicht, den wir mitgebracht; statt seiner erschien ein etwas wild aussehender, fremder Bursche, der den Tisch deckte und Speisen und Wein hinsetzte. Ein zweiter Begleiter des Unbekannten, ein großer, breitschultriger, finster aussehender Mann, nahm mich bei der Hand, als meine Mutter sich mit jenem zu Tisch setzte, und führte mich über eine verfallene Treppe und durch einen dunkeln Gang auf die Galerie, die ich oben beschrieben habe. Hier stellte er mich vor sich hin, dicht an die Brustwehr, sodaß ich deutlich überschauen konnte, was im Saale vorging. Ich fragte, warum man mich nicht mit meiner Mutter unten speisen ließe, da ich Hunger fühle, erhielt aber keine Antwort.

Nachdem meine Mutter noch einige Schritte mit dem Fremden im Saale auf- und abgegangen, nahm sie den ihr bestimmten Platz am Tische ein. Ich sah, wie sie das Glas erhob und etwas Wein trank. Es herrschte eine tiefe Stille im

Saal. Ein Sturm hatte sich unterdessen erhoben und vor seinem Andrange wichen einzelne Scheiben aus ihrer Fassung und fielen klirrend zu Boden; im Kamin zogen dumpf klagende Töne durch. Dies waren die einzigen Laute, die die Stille unterbrachen. Ich verwandte, ich weiß nicht aus welchem beängstigenden Vorgefühl, kein Auge von meiner Mutter im Saal. Sie war aufgestanden und lehnte mit einer mir unverständlichen Geberde am Stuhl; es war mir, als wäre sie von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen. Mit einem Blick, der zugleich zärtlich und scheu war, sah sie abwechselnd jenen Mann ihr zur Seite, der am Tische sitzen geblieben war, an und suchte mich. So sehr ich mir Mühe gab, ihre Worte zu verstehen, sowie die Antworten, die sie erhielt, mein Ohr wurde nur von einem unverständlichen Geräusche berührt, das bald wie menschliche Rede, bald wie unartikulirte Laute klang. Indessen sah ich mehr, als daß ich's hörte, daß beide miteinander in einen heftigen Wortwechsel geriethen. In Folge dessen bedeckte meine arme Mutter ihr Antlitz mit den Händen, und ihr Begleiter sprang

auf, indem er den Stuhl hinter sich zu Boden warf. Er ergriff ein Messer, prüfte dessen Spitze und ließ den Stahl am Lichte glänzen, bei welchem drohenden Gest meine Mutter einen lauten Schrei ausstieß und in die Knie fiel. Meine Thränen strömten nieder und ich klammerte mich an die alten Holzfiguren der Brüstung, indem ich laut meiner Mutter zurief. Sogleich fühlte ich eine derbe Hand, die mir mit heftigem Druck den Mund verschloß; es war die meines Begleiters, der mich einen Schritt von der Brüstung weg zog und mir eine Gefangenschaft zwischen seinen Knien, die wie zwei eiserne Klammern aneinanderschlossen, bereitete. Auf diese Weise gebändigt mußte ich stumm anschauen, was sich Entsetzliches jetzt unten begab. Meine Augen drangen gleichsam aus ihren Höhlen, um keinen noch so kleinen Zug von dem Höllengemälde mit gräßlicher Neugier sich entgehen zu lassen. Das Scheusal hatte meine Mutter an den Haaren ergriffen und schleifte sie die ganze Länge der Halle fort bis an das entgegengesetzte Ende, bis wohin das Licht der zwei Kerzen kaum mehr zu

dringen vermochte. Hier in Nacht und Dunkel vollführte sich der grausenhafte Kampf um Leben und Tod. Das unglückliche Opfer wehrte sich, wie es schien, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, und der blutgierige Henker mußte fühlen, daß trotz seines athletischen Körpers ihm die Arbeit nicht leicht gemacht wurde. Angstrufe, Schreie, die mir das Herz erstarren machten, tönten an den Wölbungen der Halle wider. Niemand erschien zur Rettung. Das Höllenschloß schien wie ausgestorben; die finstere Nacht, der tiefe Wald, die Einsamkeit hatten kein Ohr für diese That des unsäglichsten Schreckens! Mein Kindesmund umklammerte die eherne Hand, und bei jedem Versuch, den ich machte vorzudringen, schlossen sich die Knie fester um meinen Leib. Der Kampf, oder vielmehr das scheußliche Handgemenge im dunkeln Winkel der Halle hatte ein paar Minuten gedauert, nach deren Verlauf es meiner armen Mutter gelungen war, sich von ihrem Henker loszumachen, und sie entschlüpfte der blutigen Hand mit der Schnelligkeit eines Rehes, das schon aus tödtlichen Wunden blutet;

aber ihr Verfolger setzte ihr nach. Wie ein Tiger that er große Sprünge, um an der Wand hin die Fliehende zu erhaschen, die kreischend immer wieder ihre Gelegenheit fand, oft schon unter seinem Arm durch, ihm zu entkommen. Sie hatte auf dieser Flucht ihren Schleier verloren, der blutbefleckt an den Sporen hängen blieb, die die großen Reiterstiefeln des Mörders zierten, und der nun von ihm nachgezogen wurde, wie ein Kometenschweif. Endlich hatte das Ungeheuer sie erfaßt und zerrte sie hervor hinter einem der Vorsprünge des Kamins, wohin sie sich gerettet hatte, und die, wie ich vergeblich gehofft, sie schützen würden. Mitten in der Halle, auf dem Boden liegend, empfing sie den Todesstoß, und der Entsetzliche wagte es, dabei auf ihrer schönen Brust zu knien, um so, wie es mir schien, mit einer gewissen höllischen Behaglichkeit die Adern und Sehnen dieses schönsten, weißesten und lieblichsten der Hälse zu durchschneiden. Der Saal und alles um mich her verdunkelte sich; als ich wieder — Dank sei es den Bemühungen meines Wärters — zu mir selbst kam, sah ich nur unten einen Hau-

fen blutiger Kleider liegen, ein undeutliches Gemenge, über das halb der Teppich des Tisches gebreitet war, und nur bei schärferem Hinblicken konnte ich eine kleine weiße Hand gewahren, die mit dem Armband geschmückt, an dem mein Portrait befestigt war — wie oft hatte ich in frohen glücklichen Stunden dieses Armband und dieses kleine Medaillon betrachtet — hervorsah.

O bejammernswerther, nie zu vergessender Anblick! So lag denn Die da, gräßlich hingemordet, von einem Manne hingemordet, von dem ich sie nur mit Liebe und Zärtlichkeit hatte sprechen hören, den ich nie anders als in Glanz und Pracht und in dem Anzuge eines schönen, tapfern und beliebten Cavaliers gesehen — die mir Alles vergegenwärtigte, was mein armes Kindesherz Theures und Geliebtes auf Erden kannte. Ich warf noch einen Blick auf dieses blutige Häufchen, und rasch ging es jetzt die Galerie hinab, durch den Gang, den wir gekommen waren, und ohne daß wir ein Wort sprachen, riß mich mein Begleiter nach sich; wir langten auf einem Hofe an, dort stand ein Pferd gesattelt. Dies bestieg

er, nahm mich zu sich auf den Sattel, und ehe noch die Strahlen des neuen Tages diesen Schauplatz der Schrecken beleuchteten, befanden wir uns weit von dem Umkreis seiner Mauern entfernt.

Zweites Kapitel.

Ich kann mich besinnen, daß auf dem Sattel abermals eine Ohnmacht mich anwandelte und daß ich unfehlbar von meinem hohen, schwankenden Sitze herabgefallen wäre, wenn mich die starken Arme des nächtlichen Reiters nicht zur rechten Zeit aufgefangen, da ich schon niederzugleiten im Begriff war. Ich bemühte mich, das Antlitz dieses Mannes zu sehen, und trotz der Schrecken, die seine tiefliegenden Augen, seine leichenfarbige Haut und den wilden und finstern Bart umspielten, richtete ich doch die trotzigen Fragen an ihn: was er mit mir vorhabe? warum er mich nicht freilasse und welches Recht

er an mich beanspruche? Die Antwort auf alle diese hastig hervorgestammelten Fragen war ein Schlag mit dem Knopfe der Peitsche in den Nacken, und der rauhe Befehl, ich solle mich ruhig verhalten, oder er hätte Auftrag, mich in den ersten besten Abgrund zu schleudern, den wir passiren würden. Ich schwieg; nach einer Weile drängte es mich jedoch von neuem, und ich that die Frage, wo der Mörder meiner Mutter sei und weshalb sie ermordet worden. Die Antwort hierauf habe ich behalten; sie hat sich wegen ihrer dunkeln Seltsamkeit unfehlbar meinem kindlichen Gedächtnisse eingeprägt. Sie lautete: Lerne daraus die Weiber verachten, und wenn du einst ein Mann wirst, so lerne daraus ebenso zu handeln, wie du gesehen hast, daß Der handelte, der von einem nichtswürdigen und heuchlerischen Weibe betrogen wurde. — Aber meine Mutter war so gut! — rief ich — sie hat nie im Leben irgend ein Geschöpf gekränkt; sie war immer lächelnd und freundlich, und sie hat mich so sehr geliebt! — Wer wird mich jetzt lieben? — Auf diesen schmerzvollen Ausruf erfolgte keine Ant-

wort, sondern nur ein wiederholter Hieb mit dem Knopfe der Peitsche, und ein stummer Wink auf einen tiefen Graben dicht am Wege. Ich schwieg.

Es ging den ganzen Tag entlang weiter. Wir passirten Gegenden, die ich nie gesehen. Das Pferd meines Führers hatte einen guten Trab. Selten kehrten wir irgendwo ein, und dies auch nur auf wenige Minuten. Gegen Abend wurde das Pferd gewechselt; auf dem frischen Pferde ging es noch rascher. Die Nacht brach ein, es kümmerte uns nicht. Ein Beutel mit Speisevorrath hing dem Reiter zur Seite, von dort langte er ein paar Bissen hervor und zwang sie mir in den Mund; denn ich wollte nichts zu mir nehmen, wenigstens nicht aus seiner Hand. Ich wollte sterben, und der einzige hoffnungsvolle Gedanke, dessen mein zerrüttetes Gehirn und mein erstarrtes Herz fähig war, bestand darin, daß ich recht bald im Tode mit meiner armen Mutter vereinigt sein wollte. Dann überkam mich wieder das brennende Verlangen, meinem Peiniger zu entfliehen, um den Tod meiner Mutter zu rächen. Eine dunkle Vorstellung

sagte mir, daß ich dies am besten könne, wenn ich zu unserm Schlosse eilte, dort meinen Vater in Kenntniß setzte von dem Vorgefallenen, und mit ihm und den treuen Dienern die Waldhöhle und den Mörder aufsuchte. Die Momente, in denen mein Peiniger und Wächter, vom Schlafe überfallen, nickte, wollte ich benutzen, um vom Sattel zu springen; allein jedesmal, wo ich schon das Bein hob, um mich hinabzuschwingen, erschreckte mich ein Ruck oder eine Bewegung des riesigen Körpers, oder ich glaubte, hinaufsehend, die unheimlichen dunkeln Augen über mir in ihren Höhlen nach mir sich hinbewegen zu sehen, wobei ich denn den jähen Tod in den Gliedern zu fühlen meinte. Mein Entschluß blieb unausgeführt.

Nachdem wir lange einen abschüssigen Buschweg verfolgt, langten wir in einer Schenke an, woselbst wir fast eine Stunde Aufenthalt machten. Mein Führer schien mit dem Eigenthümer dieser einsamen und verlassenen Taverne wohl bekannt; ich sah sie in eifrigem Gespräch im Hofe auf- und abgehen, und es kam mir vor, als

wenn meine geringe Perſon mit in das Bereich dieſer Unterredung gezogen würde; wenigſtens konnte ich bemerken, daß die Blicke des Eigenthümers der Schenke eine Zeit lang auf mich gerichtet waren. Ich fragte den Aufwärter, einen rothhaarigen, trotzig ausſchauenden Burſchen, was das Geräuſch bedeute, das ich aus der Ferne vernahm, und er antwortete mir, daß es das Meer ſei, das brandend an die felſigen Ufer ſchlage. Noch nie hatte ich das Meer erblickt, und aufregend, meinen Kummer in etwas zerſtreuend, kam mir die Vorſtellung von etwas Neuem und Außerordentlichem, das ich erblicken ſollte. Meine Frage an den Burſchen, ob ich nunmehr zu Waſſer fahren werde, erwiderte er mit einem dummen Lachen und der Pantomine, daß er davon nichts wiſſe. Wieder dachte ich daran, mein Vorhaben der Flucht auszuführen, und wieder wurde ich daran verhindert durch den Baſiliskenblick meines Wächters, von dem ich mich bewacht fühlte, ich mochte mich befinden, wo ich wollte. Dieſer Blick war mir die Bannfeſſel einer Macht, der ich nicht entſchlüpfen konnte.

Als wir wieder das Pferd bestiegen, schlief ich vor Müdigkeit und nach überstandener fieberhafter Aufregung in den Armen meines Peinigers ein. Es ging rasch vorwärts; dennoch erweckten mich die Stöße des harttrabenden Gauls nicht. Ein finsterer Traum brachte in doppeltem Maße all' die Schrecken wieder über meine bebende Seele, denen ich eben nur entronnen war. Ich fand mich wieder in der entsetzlichen Halle. Diesmal war sie von tausend Lichtern erhellt, die sich herumbewegten und in gelben und blauen Strahlen wunderliche Flammenkränze und Figuren bildeten. Die Galerie, auf der ich stand, wimmelte von Gestalten, allein wie ich sie näher betrachtete, waren es blutige Phantome, denen die Häupter fehlten, und die statt dessen ungeheure blutbespritzte Ringkragen trugen, die trichterförmige schwarze Krater bildeten. Diese entsetzlichen Wesen zeigten alle mit lang vorgestreckten Knochenarmen auf jenes Bündel Kleider, das mir nur zu wohl bekannt war, und das seinen Platz auf dem Boden inmitten der Halle nicht verändert hatte. Jetzt fing sich dieses Bündel an

zu beleben und die scheußlichen befleckten Fetzen wirrten sich auseinander. Aus diesem modrigen Haufen erhob sich eine blasse, schöne Gestalt, die mit dem Ausdruck des kläglichsten Jammers die Hände nach mir ausstreckte und mich an ihre Brust zu ziehen trachtete. Sie wurde höher und höher und hatte fast schon die Galerie erreicht, als die kopflosen Phantome sich allesammt zusammenschaarten und meiner Mutter — denn diese war die schöne, blasse Gestalt — den Weg zu mir versperrten.

Wie ich erwachte, hörte ich es wie mit tausend Zungen um mich her rauschen. Wir befanden uns dicht am Meere, und seine schwarzen Wogen wuschen den Felsen, an dessen äußerster Kante wir hinritten. Die Schrecken, die mich jetzt erfaßten, waren grenzenlos. Eben erst aus dem Gewirr eines mehr als entsetzenvollen Traumes erwacht, fühlte ich jetzt den Andrang einer Wirklichkeit, die mit dem Traume wetteiferte und ihn fast übertraf. Der Blick, mit dem ich in die Tiefe sah, war geeignet, mir den neuen Gegenstand so formlos und so gigantisch erscheinen zu

lassen, wie nur immer möglich. Die Nacht war angebrochen, der Mond schien, jedoch nur spärlich, und lange nicht genug, die Welt von kämpfenden Riesen dicht unter meinen Füßen zu beleuchten. Ich sah nur ihr Gewirre und hörte nur ihr Getobe. Unwillkürlich schloß ich mich fester um den Leib meines Führers, und dieser sagte, indem er meine Angst sah: Fürchte dich nicht — wenn du dich willig fügst, werde ich dich nicht hinunterschleudern. Uebrigens sind wir jetzt bald am Ziel unserer Reise.

Ein Licht drang in unsere Augen; es kam aus einer Hütte, die an einer Stelle des Strandes erbaut war, welcher sich nicht mehr schroff, sondern allmälig dem Meere zusenkte. In diese Hütte traten wir ein. Sie schien nur aus einer großen, räucherigen Höhle zu bestehen, deren Boden so unregelmäßig mit Steinen gepflastert war, daß mein Fuß mehr als einmal in eine Vertiefung trat, die mir Gefahr brachte, ihn gefährlich zu beschädigen. An dem Herde, der zugleich eine Art Kamin bildete, saß eine Frau, die mir — so gebückt sie dasaß und so schnee-

weißes Haar sie umflatterte — ein Alter von weit über hundert Jahre zu haben schien. Als wir eintraten, kam sie uns entgegen und machte eine respektvolle Verbeugung gegen meinen Führer, und man sah ihr an, wie viel Mühe ihr dieses Bewillkommnungscompliment machte. Ich, meinerseits, hätte ihr gern jeden Gruß erlassen, denn sie flößte mir von dem ersten Augenblick an Widerwillen und Zorn ein. Gewohnt im Hause meines Vaters von lauter zierlichen und hübsch gekleideten Dienern mich umgeben zu sehen, kam mir diese Alte wie eine Hexe vor, die bereit war, mich aus den Händen des Teufels zu empfangen und fortan unter ihren Krallen zu hüten. Schreiend entlief ich ihr, als sie mich fangen wollte, und verbarg mich in den dunkelsten Winkel der Höhle, wo Reisigbündel und allerlei Hausrath aufgehäuft lagen. Mein Führer bedeutete die Alte, daß sie mich solle in Ruhe lassen, und setzte sich mit ihr an den Herd, um über allerlei Dinge Auskunft von ihr zu nehmen. Was sie miteinander gesprochen haben, weiß ich nicht; es trat noch ein Dritter hinzu, ein halb in bäuri-

scher, halb in bürgerlicher Tracht gekleideter großer Mann, der gegen den Reiter denselben Respekt wie die Alte bezeigte. Alle drei sprachen heftig und anhaltend; es wurde Gold gezählt, und einige Papiere, sauber zusammengefaltet und mit farbigen Bändern umbunden, wurden ausgeliefert. Beides, Papier und Gold, schloß der Eigenthümer der Hütte in ein Kistchen, das er oben vom Gesims des Kamins niederlangte.

Unterdessen hatten die Wolken sich zusammengeballt und es strömte ein heftiger Regen nieder. Donnerschläge tobten, Blitze leuchteten. Das offen gebliebene Thor der Hütte, das weit genug war, den Anblick aufs Meer und einen Theil der Sanddüne zu geben, zeigte wie in einem Rahmen eingeschlossen ein Bild des Kampfes, der in der Natur wüthete. Die drei Gestalten am Herde ließen sich jedoch davon wenig anfechten; endlich fiel es der Alten ein, die Thorflügel zu schließen, welches sie, gebrechlich wie sie war, ohne Hülfe der Männer nach langem Ankämpfen gegen die Stöße des Sturmwindes, der prasselnd ganze Wolken von Hagel und Regen hereintrieb, end-

lich zu Stande brachte. Als dies geschehen war, wurde es in der Hütte ungewöhnlich still. Es war eine unheimliche Stille. Mir ahnte, daß es jetzt an meine Person gehen werde. Mein Führer nahm mich bei der Hand, brachte mich an den Herd und stellte mich jenem Bauer oder Schiffer vor, der mich zu sich hinaufhob, mich küßte und wieder auf den Boden setzte. Diese Begrüßungsart war mir neu, aber sie misfiel mir nicht. Ich glaubte in dem Blick und den Manieren des breitschultrigen, ärmlich gekleideten Mannes etwas zu entdecken, was mir den Gedanken nicht verhaßt machte, daß ich bei ihm würde fortan bleiben müssen. So war es auch. Er nahm einen Spahn vom Herde, zündete ihn an, hob mich auf den Arm und brachte mich eine Treppe hoch in eine Kammer, wo ein reinliches Bett stand, und hier setzte er mich nieder, indem er mir sagte: dies wäre meine Wohnung, und ich sollte nun mich zur Ruhe legen. Morgen würde er kommen und weiter für mich sorgen. Damit schloß er die Thür ab und ging, ohne sich weiter um meine Fragen zu kümmern,

noch sich durch meine Thränen und Klagen aufhalten zu lassen.

So war ich denn allein! Der Himmel weiß wo und unter welchen Menschen, losgerissen von den Meinigen und von dem Schauplatz meiner glücklichen Kindheit. Aber die glücklichen Stunden der frühen Kindheit haben Trost für Alles, oder vielmehr es sind für sie keine der Schmerzen vorhanden, die ihre Pfeile tief in unser Inneres bohren und vergiftete Spuren hinterlassen, an denen das ganze Leben hinsiecht. Nur die Oberfläche wird geritzt, und der frische Hauch des nächsten Morgens heilt bereits die Wunde. So schlummerte ich denn auch ein, nachdem ich ein wenig von dem Brot gegessen und von dem Wasser getrunken, das man mir hingestellt, und nachdem ich ein kleines Crucifix, das man oberhalb meines Bettes befestigt, herabgenommen und in meine Arme geschlossen hatte.

Drittes Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen und ich war Bewohner dieser Einöde geworden, die ich jetzt schon meine Heimat nannte. Ich hatte Bekanntschaft mit dem Meere gemacht und dessen einfache und großartige Melodien hatten sich in meine kindischen Träume gemischt und in meiner Seele Sympathien geweckt. Ich begann es lieb zu gewinnen, wie ich früher es gefürchtet hatte. Stundenlang konnte ich am Strande, auf einem Steine sitzend, meine Blicke über die sonnenspiegelnde Fläche hingleiten lassen oder auf dem schwarzen unheimlichen Wellenboden spazieren fahren, der sich bildete, wenn der Himmel mit dunkeln Wolken

bedeckt war und ein beginnender Sturm die Waſſerfläche zu kräuſeln begann. Nachts ſtahl ich mich aus der Hütte meiner Pflegeeltern und erſchien nochmals am Meer, und hörte es nun in ſeinem Zorn, wie es Krieg führte mit den Geiſtern der Höhe, die niederſteigend es peitſchten mit den wilden, ſauſenden Flammenſchwertern, es aufſtachelten mit den Spießen der ſcharfen, ſich in die tiefſte Tiefe bohrenden Winde. Das Meer gab Antwort und warf ſeine Wogen in die weißen Antlitze der Luftgeiſter und beſprützte ihnen ihre langen Schwanenfittiche. Mich einzumiſchen in dieſen Streit war mir nicht erlaubt, aber zuſchauen durfte ich und ich fühlte kalten Schauder mein Gebein durchrinnen, da ich plötzlich ſah, wie es aus der Tiefe emporſtieg, Millionen ſchwarzen krauſen Häuptern gleich, die weiße Augen rollten und weiße Zähne fletſchten, und dieſe Millionen Mohrenköpfe tanzten auf den Wellen und lachten und ſpotteten hinauf, ſie blieben aber immer nur Häupter, die ſchwarzen Leiber blieben unten, der Druck der breiten Schilde, die die Luftgeiſter oben über ſie hinhielten, preßte ſie immer weiter

hinab, wenn sie aufsteigen wollten. Endlich waren sie in so weit besiegt und überwunden, daß die Häupter untertauchten und nur das krause schwarze Haar in einzelnen Büscheln auf den Wellen tanzte. Niemand sah dies wie ich, aber ich sah es deutlich und verfehlte nie, an das Gestade zu laufen, wenn ich wußte, daß die Mohren wieder aufsteigen würden.

Mein Leben war einförmig. Der Mann, dem ich übergeben worden war, zeigte nach und nach eine Art Zuneigung zu mir, und ich faßte einiges Vertrauen zu ihm; Zuneigung und Vertrauen waren jedoch beide von der Art, daß wir hätten ganz gut plötzlich voneinander getrennt werden können, ohne daß es dem Einen oder dem Andern sonderlich darum zu thun gewesen, sich wieder zusammenzufinden. Er war ein Fischer und ging des Tages über mit seinen Genossen, die am Strande vertheilt wohnten, seinem Gewerbe nach. Die Alte, die ich für seine Mutter gehalten, war seine Frau. Dies ungleiche Paar hatte keine Kinder. Mir die Gunst der Frau Trolle zu erwerben, war für mich ein Ding der Unmög-

lichkeit, sie zeigte sich als unzugänglich für alle menschliche Regungen sowol der Liebe, wie des Hasses. Sie that mir nie etwas Gutes an, aber auch nie etwas Uebles. Sie sorgte für mich wie sie für ihre Katze sorgte, für die einzige Kuh in ihrem Stalle. Wir drei Geschöpfe bekamen Das, was uns zukam, nie mehr aber auch nie weniger; dann sah sie zu, daß wir uns nicht verliefen. Andere alte Frauen haben Augenblicke, wo ihnen dies oder jenes Schmeichelwort einfällt, mit dem sie den Muth oder die Geisteskräfte der ihnen beigesellten und untergebenen Geschöpfe, seien es Thiere oder Kinder, anfeuern. Frau Trolle hätte man auf den Kopf stellen können, es wäre aus den vielen Taschen und Täschchen ihres Gedächtnisses kein einziges silbernes oder goldenes Münzchen liebevoller Rede herausgefallen. Ihr war nie etwas Freundliches gesagt worden, sie ihrerseits hatte während siebzig langer Jahre nie Gelegenheit gefunden, Andern etwas Schmeichelndes zu sagen. Andere alte Frauen erzählten Mährchen, Frau Trolle wußte keins, bei ihr ging alles ohne Wunder zu, Tod und Leben, es war die

hausbackenste alte Frau, die man finden konnte, mit so alltäglichen Runzeln im Gesicht und einem Wackelkinne, das nichts Auffälliges an sich hatte. Es war für mich trostlos, dieser Frau anheimgegeben zu sein, und ich entschlüpfte ihr daher, so oft ich konnte.

Alle vierzehn Tage, manchmal, wenn die Witterung es erlaubte, sogar alle acht Tage, brachte mich Vater Berndt in die Kirche des Dorfes und ließ mich dort die Predigt anhören, während er selbst schlummerte. Ich freute mich auf diese Ausflüge; nicht der Predigt wegen, die ich nicht verstand, sondern um der kleinen Wasserfahrt willen; denn das Dorf mit der Kirche lag auf einer Insel, und von unserer Seite her war es nicht so ganz gefahrlos, dahin zu gelangen. In der Kirche betrachtete ich mir die alten Grabsteine, die in den Boden eingefügt waren. Es waren auf einigen derselben Ritter in voller Rüstung abgebildet, und meine Phantasie, rasch sich daran machend diese Gestalten zu beleben, schuf aus ihnen tapfere und edle Kämpfer, die einst in einem großen Kriege, von dem Festland abgerissen, auf den

Wogen des Meeres daher geschwommen kamen, hier ihren Tod fanden und ein stilles Grab erhielten. Einige dieser Helden wurden meine Lieblinge; zu diesen gehörte die Figur eines Ritters mit einem Lorberkranze um den Helm. Er lag weit ab von der Kanzel und dem Altar in einem dunkeln Winkel der Kirche. Vielleicht hatte Niemand ihn gefunden, ich allein. Der Ritter mit dem Kranz erschien seitdem öfters in meinen Träumen, und einst foderte ich ihn auf mit mir auszuziehen, um mit mir die Welt von Ungeheuern und Drachen zu befreien; da zeigte er mir aber zu meinem Entsetzen, daß sein Arm nicht mehr recht im Gelenke sitze, und daß sein Körper innerlich voll Würmer sei. Diese Entdeckung machte mich traurig, und der blasse Ritter mit dem grünen Kranz erschien mir so bedauerlich, daß ich vorsichtig, wenn ich über ihn wegschreiten mußte, die Füße so setzte, daß ich nicht auf seine edle Stirn oder auf seinen ewig schweigenden Mund trat.

Ich war jedoch so glücklich außer diesen Phantomen meiner Einbildungskraft, die mich früh und spät umgaben, auch noch einen lebenden Gesell-

ſchafter zu haben. Zwar war dies kein Genoſſe, der mit mir von gleichem Alter war; er zählte viele, viele Jahre mehr als ich. Es war ein kleiner, blonder Mann, mit kranken, welken Geſichtszügen, der eines Morgens plötzlich da war, ohne daß ich erfuhr oder auch nur fragte, wo er hergekommen. Er bewohnte eine kleine Hütte am Strande ganz allein. Doch war er kein Fiſcher. Er trug ſchwarze Kleidung, einen Hut mit einer kleinen weißen Feder, und zu Zeiten blinkte auch ein Degen an ſeiner Hüfte. Wie ich ihn zum erſtenmal erblickte, ſaß er auf einem Stein am Ufer und las in einem großen Buche. Seine blonden Haare fielen in langen, dünnen Streifen über das Buch hin, und wurden von dem friſchen Winde hin und her geſchaukelt.

Dieſer Mann wurde mein innigſter, mein erſter Freund. Wie viel hab' ich ihm zu danken! Jetzt da eine weite Kluft zwiſchen uns liegt, da dunkle Ereigniſſe, wilde Thaten mich von ihm trennen, ſieht mich ſein bleiches, ſanftes Antlitz noch aus der Ferne an, mit demſelben inniglei-denden Ausdruck, mit demſelben Auge, aus dem

eine durch Mishandlungen aller Art gebeugte, aber nicht geknechtete Seele schaut. O Herwigk Hendrick, du lieber Mann, du Mann meines Herzens — wenn ich den Menschen trotzen gelernt habe, wenn ich ihnen eine Stirn ähnlich der deinigen, nur nicht so rein, nicht so hoch, nicht so edel — habe entgegenzusetzen verstanden, so hab' ich's an dir gelernt. Du Mann der Männer! Was hat man gethan, dich unter das Joch zu bringen, du flohst in die Wüste und bliebst frei. Der Aberwitz und die Despotie sandten auch dorthin ihre Boten, aber sie fanden dich nicht, und als sie dich fanden, da verstandst du unter ihren Händen ihnen zu entschlüpfen, du starbst. Die Faust der Gewalt schnürte sich um die Kehle einer Leiche. Friede deinem Hügel, Herwigk Hendrick! Wo Seelen der Männer sich finden, wird deine dabei sein; mag nun der Aberwitz der Menschen diesen Ort Hölle oder Himmel nennen.

Wenn mein Geist nach den ersten Anfangspunkten meiner innigen Anhänglichkeit an Hendrick forscht, so ist es mir, als seien dies immer nur sehr geringfügige und unbedeutende Dinge und

Anläſſe geweſen. Ein Gang am Meeresufer in ſpäter Abendzeit, wenn ein Sturm ſich gelegt hatte und nun das Meer, der gewaltige Rieſe ſeine Glieder zur Ruhe und zum Schlafe ausdehnte. Oder er kam in unſere Hütte unter dem Vorwand, von Frau Trolle Feuer und Kohlen vom Herde zu borgen, eigentlich aber um mich mit ſich zu nehmen, wo ich dann die ganze Nacht über auf ſeinem Lager zu ſeinen Häupten ſaß, und er mir von Menſchen und dem Lauf der Welt ſprach und wie es ihm in der Heimat ergangen. Es verging ein Jahr unſers Zuſammenlebens, es verging ein zweites, und ich kann mich nicht beſinnen, daß in dieſer langen Zeit nur irgend etwas Auffallendes oder Beſonderes vorfiel. Und dennoch fühlte meine knabenhafte Seele die gewaltige Aenderung, die mit mir vorging. Ich wurde früh auf mich ſelbſt verwieſen, ich lernte früh das Große und Erhabene lieben, und ebenſo lernte ich früh Muth und Trotz den Verſuchen, mich in meiner Freiheit zu beeinträchtigen, entgegenſetzen.

Um zu ſagen, was Herwigk Hendrick eigentlich

war, so muß ich dies aus den Mittheilungen schöpfen, die ich später über ihn erhielt; damals, als ich ihn lieb gewann und er mich seinen Sohn nannte, konnte ich erklärlicherweise keine Auskunft hierüber haben, und durch wen hätte ich sie auch haben sollen? Er selbst theilte sich über die spätern Ereignisse, die ihn betroffen, nicht mit, sondern sprach nur von seinen Kinderjahren, wohl wissend, daß ich ihn hier am besten verstehen konnte. Hendrick war der Sohn eines armen Tagelöhners auf Jütland, und zwar war er der jüngste von acht Söhnen. Vom Vater ward er zur Erlernung der Fischerei angehalten, aber der geistig früh gereifte Knabe hatte zu andern Dingen Lust. Ein alter Bootsmann nahm sich seiner an und brachte ihm das Lesen bei, eine Kunst, deren Erlernung er selbst frühern günstigern Verhältnissen zu danken hatte. Aus den Händen dieses ersten Lehrers ging der Knabe in die eines Geistlichen über, der sich angelegen sein ließ, die großen Fähigkeiten seines Zöglings zu entwickeln. So ward Hendrick's beabsichtigte Laufbahn nun rasch eine andere. In eine gelehrte Schule auf-

genommen, erwarb er sich hier das Lob und die Anerkennung seiner Vorgesetzten und ward bald dazu verwendet, jüngern Schülern den selbst empfangenen Unterricht nun weiter mitzutheilen. So entwickelte sich die Gabe der Rede und des Vortrags. Jetzt war es bestimmt, daß Hendrick Theologie studiren solle. Der Geistliche, der ihm ein zweiter Vater geworden, gab mildthätig einen Theil der Mittel dazu her, Hendrick's Vater konnte von seinen Ersparnissen ebenfalls Einiges geben, Freunde des Geistlichen thaten das Uebrige. Der junge Mann arbeitete mit einer Anstrengung, die seine Kräfte erschütterte, und frühzeitig den Keim zu einem Brustleiden in seinen ohnedies nicht allzufesten Körper legte. Bis hierher hatte das Glück die Schritte unsers jungen Erdenbürgers begleitet; es sollte anders werden. Es war gerade damals die Zeit, als die orthodoxe Lehre in Streit gerieth mit jenen Doctrinen, die die allgemeine Denk- und Glaubensfreiheit als eine der unveräußerlichen Rechte der ächten Humanität, der wahren Freiheit und Menschlichkeit verkündeten. Hendrick, in der freien Natur auf-

gewachsen, so recht eigentlich ihr Sohn und Erbe, fühlte in seiner Seele jene Größe und Erhabenheit, die mit den Erscheinungen in der Natur harmonirt. Sowie das Meer fesſellos, ein Spiegel des ewigen Himmels, seine Wellen hinschleudert wohin es will, überall sicher, aus den Grenzen nicht heraus zu weichen, die der Allgeist ihm vorgezeichnet, so wähnte der Jüngling, die sprudelnde Fülle seiner Kräfte im Sturm nach Vollendung bis an die äußersten Grenzen menschlichen Wissens und Forschens hintreiben zu dürfen. Er trat mit den Männern des Lichts in Verbindung und führte einen ausführlichen brieflichen Verkehr mit einigen verfolgten Denkern und Philosophen. Man erfuhr dies und es hatte die Folge, daß der junge Mann die Anwartschaft auf die Pfarre verlor, die ihm bereits war zugesichert worden. Statt ihn zurückzuschrecken, machte ihn der erste Widerstand, den die Welt ihm zeigte, noch kühner. Er ließ ein Buch erscheinen, dessen feurige Sprache die Sache der Gegner seiner Kirche zu der seinigen machte. Der Zufall wollte, daß man lange Zeit über die Person des Autors nicht im

Klaren war, und daß unterdessen Hendrick das Aemtchen eines Dorfpfarrer-Adjuncten gewann. Der große, flammende Geist auf einer so kleinen Scholle. Im Begriff, seine Angriffe und Streitigkeiten weiter fortzusetzen und zwar mit der größten Energie, machte ein Umstand, daß er plötzlich auf diesem Wege innehielt. Es war die Liebe, die ihm die Waffen aus der Hand nahm. Hendrick lernte ein Mädchen, das ein Engel an Unschuld und Liebreiz war, kennen, er führte sie als seine Hausfrau heim und jetzt — zum erstenmal dachte er daran, sich eine Hütte auf festem Grunde zu erbauen. Jetzt — zum erstenmale — kam ihm der Gedanke, sich den bestehenden Irrthümern und Gebrechen der Welt zu fügen, um in Frieden mit ihr zu leben; denn dieser Friede war nöthig um Die, die er liebte, vor Elend, Mangel und Verfolgung zu wahren. Allein, war Hendrick der Mann, ein solches Gelübde halten zu können? Er legte die Feder zwar nieder, aber in seinem Innern kochte der Streit fort. Er saß an der Wiege seines Kindes, er blickte in das Auge seines Weibes, und eine Stimme rief ihm

schmeichelnd zu: Sei glücklich! Schließe die Augen zu gegen Das, was draußen ist, und sei innerhalb deiner Hütte glücklich!

Drei Jahre hielt unser Kämpfer diese aufgezwungene Ruhe aus, während dieser Zeit war es ihm gelungen die Gunst seiner Beschützer vollkommen wieder zu erlangen, und er ward zum Pfarrvicar in seiner Vaterstadt gewählt. Jetzt predigte er das Wort einer Lehre, an deren Dogmen er nicht glaubte. Welche Marter! Auf die Länge der Zeit sie zu ertragen war ihm unmöglich. Er sah sich vor sich selbst geschändet, er sah sein besseres Selbst in Fesseln gelegt, er fühlte sein Gewissen beschädigt, und zu dieser Selbsterniedrigung hatte er bereitwillig drei köstliche Jahre seines Lebens hingegeben. Die so schmählich verlorene Zeit mußte eingeholt werden. Eines Morgens erwachte er, und wie Doctor Faust warf er die Bücher einer falschen, heuchlerischen Gelehrsamkeit von sich, er faßte den männlichen Entschluß, sich selbst und seiner Ueberzeugung wieder anzugehören. Weib und Kind traten in den Hintergrund. Die alten Verbin-

dungen wurden wieder angeknüpft. Zu derselben Zeit wurde seine bis jetzt verdeckt gehaltene Autorschaft jener von den Behörden verfolgten Schrift offenkundig. Es brach der Sturm los. Keine Rückkehr in den Hafen war möglich; ins offene Meer mußte hinausgesteuert werden, und Herwigk Hendrick war der Mann, vor keiner noch so drohenden Gefahr zu erschrecken. Der Unglückliche, er wußte nicht, mit welchen Mächten er es aufnahm! Er, der offen Treuherzige, der die nackte Brust seinen Feinden bot und heldenmüthig ausrief: Es ist meine Ueberzeugung! Widerlegt mich! Niemand dachte daran, ihn zu widerlegen; aber alle dachten sie daran, ihn zu demüthigen, zu verfolgen, zu vernichten. Feinde entstiegen ihm aus dem Erdboden auf jedem Schritt, den er that. Sechs Jahre kämpfte der muthige Kämpfer. Schon war ihm Alles geraubt worden, was irdischer Besitz hieß, es war ihm sein Amt genommen, die Wohlthaten und Unterstützungen ihm entzogen, die Heimat ihm verschlossen worden; der Flüchtling irrte umher, kümmerlich sein Leben fristend von dem geringen Ertrag, den seine unermüdlich

arbeitende Feder ihm abwarf. Jetzt ging man auch daran, seine Ehre ihm zu rauben, ihn als gemeinen Verbrecher dem Arme der Justiz zu überantworten. Der fanatische Haß, der seinen Schritten folgte, die unerbittliche Verfolgung, die er gegen sich wach gerufen, hatten Mittel gefunden, ihn bürgerlich verdächtig zu machen. Verbindungen mit einem Unwürdigen, die er längst abgebrochen, als er ihre eigentliche Natur erkannt, brachte man als Beweise gegen ihn vor. Geschäftig schmiedete man Anklagen, Beweise stellte man auf und den dem Aufrufe sich vertrauungsvoll Stellenden warf man in einen Kerker, in welchem man ihn Jahre lang schmachten ließ. So innerlich gebrochen, äußerlich zu Grunde gerichtet, entließ man den Gemarterten ohne richterlichen Urtheilspruch. Man stieß ihn gleichsam aus dem Kerker und erklärte ihn für vogelfrei. Vergebens strebte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, ein Zeugniß seiner Unschuld oder einen Spruch seiner Schuld zu erhalten; man fand es für geeigneter, ihn wie einen Gebrandmarkten hinwegzuscheuchen, wie einen Pestkranken

zu fliehen. Sein Weib, seine Kinder selbst entsagten jeder Gemeinschaft mit ihm. Und er — er war zu stolz, auch nur Eins derselben wieder zu sich zurückzurufen. Mit einem flammenden Herzen floh er in die Wüste. Sein Auge richtete einen stummen, einen furchtbaren Blick gen Himmel. Er hatte das Gebet seiner Kindheit verlernt, jenes Gebet der Demuth, der Unterwerfung! Er hatte verlernt, den Born der Gerechtigkeit und Liebe dort zu suchen, wo Millionen um ihn her ihn suchten. Seine starke Seele stand allein. Sie richtete sich auf — doch sie stand vom Himmel abgewendet und eisern da; um sie her die Oede — in ihr ein gigantischer Gedanke: Du willst allein sein! Du selbst dein Gott!

Als Herwigk Hendrick also mit dem Glauben seiner Kindheit gebrochen, als er den Stab von sich warf, der bis jetzt ihn gestützt, fühlte er eine beseligende Glut sein Inneres durchziehen. Es war der hohe, der gewaltige Stolz des Mannes, der kühn den letzten Läuterungsproceß mit sich antritt. Gibt es eine ewige Macht, rief er bei sich selbst, so wird sie eilen mich zu retten, gibt

es keine, so werde ich in den Abgrund hinabstürzen, an dessen Grenze ich selbstbewußt jetzt dahinschreite. In diesem Zustande großer, männlicher Resignation befand sich Herwigk Hendrick, in diesem Abwarten, ob es einen Himmel und einen Gott gäbe, als ich mit ihm zusammentraf. Einen Theil seiner gigantischen Stille und seines Schweigens legte er in meine Knabenseele nieder.

Er begann mit mir einen Unterricht über Gott und Vorsehung.

Er zeichnete mir genau, wo die Straße, die er gewandelt. Noch einmal, mir zu Liebe, öffnete er die stillen Paradiesgärten seines frühern Kinderglaubens, und noch einmal schloß er mir die ernsten Hallen auf, in denen ich den betenden Jüngling fand, angethan mit der Form hergebrachter priesterlicher Ueberzeugung. Dann mußte ich ihm folgen auf die Höhen der Philosophie, wo die friedlichen Wohnungen unter uns blieben und ein Tempel uns aufnahm, erbaut für alle Religionen der Erde, für die Stämme aller Bekenntnisse. Den letzten Schritt jedoch wagte er nicht mit mir zu thun — die Flucht auch aus

diesem Tempel. Das große Geheimniß des „ohne Gott seins" bewahrte er wie ein Gefäß voll Flammen, tief in seinem Busen. Seine Hand zuckte, wenn er es wagen wollte den Schleier von seiner letzten Verwandlung hinwegzuziehen; zu grausenvoll erschien ihm die Erzstatue mit dem unbeweglichen Antlitz, die seine Züge trug. Ich aber — hatte bereits hinter die Falten des Schleiers gelauscht.

Viertes Kapitel.

Ich hatte mein sechzehntes Jahr erreicht, als in unserer Einöde ein Mann erschien, der mit mir eine Unterredung unter vier Augen zu haben begehrte. Ich ging mit ihm an meiner Lieblingsstelle, am Meeresufer, auf und ab. Er brachte Papiere hervor und theilte mir mit, daß er von denjenigen Personen, die mich hierher gebracht und bis jetzt die Kosten für meinen Lebensunterhalt gezahlt, abgesendet worden, um mir mein ferneres Verhalten und meine nächste Zukunft zu verkündigen. Es entspann sich folgendes Gespräch zwischen uns.

Ich: Wer sind die Personen, die mich hierher befördert?

Der Unbekannte: Deine Wohlthäter, Knabe. Du wirst ihre Namen einst mit Hochachtung und Verehrung nennen.

Ich: Ich werde sie mit dem stärksten Fluche brandmarken, den die menschliche Zunge kennt, denn es sind die Mörder meiner Mutter.

Der Unbekannte: So wirst du ebenso undankbar wie unklug handeln — denn du bist in ihrer Macht und wirst es noch lange bleiben.

Ich: Ich werde fliehen.

Der Unbekannte: Sie werden dich zu finden wissen.

Ich: Ich werde zu meinem Vater gehen.

Der Unbekannte: Man wird dich zu ihm führen, wenn es Zeit sein wird.

Ich: Also mein Vater lebt noch, und er weiß um den greuelvollen Mord meiner Mutter?

Der Unbekannte: Du wirst einst erfahren, wie er über diesen Mord denkt.

Ich: Und was hat man mit mir vor? Soll ich hier als Fischer leben und sterben?

Der Unbekannte: Man wird dich nicht hindern zu gehen, wohin du willst. Du bist gesund

und haſt Fähigkeiten. Dein weiteres Verbleiben am hieſigen Orte iſt unnütz. Man wird dir Geld geben und ein Schreiben an die Ortsbehörde der nächſten Stadt; durch ſie wirſt du die gehörigen Legitimationen erhalten, die zum unbehinderten Fortkommen auf den Straßen der Welt nöthig ſind. Sei fleißig, arbeitſam und — du wirſt dir dein Schickſal ſelbſt machen. Dein Name iſt Philipp Macargan.

Ich: Wie? Es iſt dies der Name meines Vaters?

Der Unbekannte: Es iſt der deinige. Mache keinen Verſuch, dich Demjenigen zu nähern, den du einſt deinen Vater genannt. Er würde dich nicht anerkennen. Ueberdies würdeſt du ihn auch nicht finden.

Ich: Was ſprichſt du da für dunkle Worte?

Der Unbekannte: Die Zukunft wird ſie dir hell machen. Lebe wohl, Knabe.

Er reichte mir die Hand zum Abſchied, indem er in der andern die Papiere und eine Geldbörſe hielt. Ich blickte ihn ſcharf an, ungewiß, ob ich ihn nicht ſchon einmal geſchaut; aber aus den

Nebeln meiner frühen und schrecklichen Erinnerungen wollte gerade dieses Gesicht nicht emportauchen. Sehr viele, sehr häßliche Physiognomien erschienen mir jetzt wieder plötzlich sehr lebhaft, dieses nicht. Ich war gewiß, daß ich den Mann nie früher gesehen. Er seinerseits schien mich mit einem leichten Anfluge von Theilnahme zu betrachten, meine Jugend, meine Hülflosigkeit brachten einigen Eindruck auf ihn hervor. Er öffnete noch einmal die Lippen zu einer Frage: Würdest du wol, Knabe, den Mann wiedererkennen, der dich hierher gebracht? Ich hoffe es! entgegnete ich. Nun denn, tönte die Antwort, so halte dich an ihn und beanspruche seine Hülfe, wo du ihn findest; er ist mächtig.

Ich: Und wäre er der Mächtigste der Welt, ich werde ihn zur Verantwortung ziehen, denn er war dabei, wie meine arme Mutter den Streichen ihres Mörders unterlag. An ihn werde ich mich halten, wenn ich den Hauptverbrecher nicht finde.

Der Trotz und der kräftige Entschluß, die in dieser Entgegnung lagen, verfehlten nicht, meinen

Gegner ſtutzig zu machen und ihm jede fernere Anſprache und jeden guten Rath als überflüſſig erſcheinen zu laſſen. Er winkte mir noch ein kurzes Lebewohl zu und ging, nachdem er Papier und Geld in meinen Händen zurückgelaſſen. Kaum war er fort, als die heftigſten Stürme in meinem jugendlichen Buſen zu wüthen begannen. Das Meer ſchien mit mir zu ſympathiſiren, denn es grollte heftig und die Wellen gingen hoch. Ich ſtand auf einer Klippe, die Arme verſchränkt, das Haupt emporgeworfen, die Locken im Winde flatternd. So rief ich denn mit lauter, tönender Stimme in die Wogenwüſte hin: So komme, Welt, und beginne mit mir den Kampf! Wiſſe, daß du es mit einem Sohne zu thun haſt, der da ausgeht, den Mord ſeiner Mutter zu rächen!

Es war mir, als ich dieſe Worte ſprach, als erhöbe ſich ein langer dünner Schatten aus dem weißen Giſcht der Brandung, und als nähme dieſes Gebild die Form und Züge meiner Mutter an. Sie war in einen aſchfarbenen Schleier gehüllt, der hier und da von dem ſcharfen Schnitt eines Meſſers geſpalten, in langen Streifen aus-

einanderflatterte. Die äußersten Spitzen dieses Schleiers waren in Blut getaucht. Sie erhob eine Hand, mit der sie mir zuwinkte, zugleich aber drohend in die Ferne zeigte. Ich blickte mit starrem Auge der Erscheinung nach, wie sie sich in den Nebeln verlor.

Mein Plan war gefaßt, ich verließ die Hütte und den Strand am nächsten Tage; vorher jedoch mußte ich von Herwigk Hendrick Abschied nehmen. Dieser Abschied war das einzige Schwere, was mir bevorstand. Er war seit einiger Zeit so niedergeschlagen, er schien von einem so tiefen Kummer gefoltert, dabei hatte sein Schmerz einen so sanften und rührenden Charakter angenommen, daß gerade jetzt ich doppelt zagte, sein Herz durch eine neue Trauerbotschaft zu erschüttern. Denn eine Trauerbotschaft für ihn, daran zweifelte ich nicht, war die Nachricht von meiner baldigen Trennung von ihm. Er liebte mich, dies wußte ich — und ich — wie innig, wie glühend liebte ich ihn wieder! Aber bei mir trat eine neue, glänzende Welt als Trösterin für die Trennung vor die Seele; bei ihm? — ach, sein bleiches Antlitz,

seine gebrochene Gestalt, sein keuchender Athem sprachen zu deutlich, daß keine neuen und glücklichern Erfolge ihm bestimmt waren, daß das Grab seine nächste Aussicht sei. Und zwar das Grab des Einsamen, des Verbannten, dem keine Freundeshand die Augen schloß. Armer Hendrick, mußtest du einen Jünger großgezogen haben, damit dieser, gerade wo du der Früchte der Liebe am meisten bedürftig warst, dich verließ!

Mit einer Art von Scham trat ich vor sein Auge; als stände ich im Begriff, an ihm ein Verbrechen zu begehen. Ich fand ihn vor seiner Hüttenthüre sitzend und, wie immer, in einem seiner Lieblingsautoren lesend. Diesmal war es der Epiktet, mit dessen Schriften und Leben er mich bereits bekannt gemacht hatte.

Ehe ich ihm noch sagen konnte, weshalb ich kam, stand er auf, ging mir entgegen und sagte, indem er meine Hand ergriff, mit freundlichem Lächeln: Sieh, Philipp, kann es einen schönern, trostreichern Satz geben als diesen, welchen mein Philosoph hier ausspricht. Er sagt: „Nicht die Dinge, sondern nur die Vorstellungen, die wir uns

von ihnen machen, sind es, die uns beunruhigen und betrüben". Wenn wir die Wahrheit dieses Satzes festhalten, so erscheinen uns die Trübsale, die wir überstanden, nicht als Wirkungen der Dinge, sondern nur der zufälligen und wechselvollen Meinungen und Ansichten, die die Menschen über diese Dinge gefaßt. Wir lernen die Wahrheit um ihrer selbst willen lieben und wir denken gelinder über unsere Feinde, Verfolger und Widersacher. Deshalb, Philipp, sollst du nicht glauben, daß ich unversöhnlich sei. Und auch du sollst es nicht sein, mein Junge. Vergiß, was ich dir in bösen Stunden gesagt. Meine Worte möge der Wind forttragen, der diese öde Küste bestreicht, wohin die Menschen mit ihren Leidenschaften den Fuß noch nicht gesetzt.

Nein, mein Vater, rief ich. Keins Ihrer Worte und Lehren werde ich vergessen. Sie stimmen nur zu wohl mit Dem überein, was sich in mein junges Herz früh festgesetzt. Die Welt ist mordgierig, sie trachtet nach unserm Blute, und wir haben ihren zahllosen tödtenden Geschossen keine andere Waffe entgegenzusetzen, als den eisernen

Willen unſerer eigenen Bruſt. Ich will nicht untergehen, deshalb gehe ich nicht unter, ich will mich nicht unterdrücken laſſen, und deshalb ſiege ich. O, ich hab' dieſe ſtolze und einfache Lehre wohl begriffen und gedenke ſie im Leben durchzuführen, in das ich jetzt trete.

O Philipp — Verſöhnung!

Mit dieſer Welt des Mords! Nimmermehr. Wenn ein Gefühl der Milde mich überſchleicht, ſo ſoll der blutige Schatten meiner Mutter mich an meinen Schwur mahnen. Ich bin ihr Rächer!

Hendrick ſenkte ſeine Augen und ſagte dann mit einer faſt ſchüchternen Stimme: Wo waren meine Gedanken, als ich in dieſe Knabenbruſt die alte Unbill meiner Tage legte! Wie wagte ich auf einem Altar, auf dem noch bis jetzt kein Opfer gebrannt, die erſte, gegen den Himmel aufdräuende Flamme anzuzünden! Jetzt, fürcht' ich, iſt der Altar auf immer den Mächten der Finſterniß geweiht! — Er ſah mich an, und da er mich in meine Pläne und Phantaſien verſenkt fand, zog er mich leidenſchaftlich an ſich heran, warf ſich an meine Bruſt und rief: Gehe nicht von

mir, Sohn, damit ich Zeit habe gut zu machen, was ich verschuldet!

Als er vernahm, daß ich ihn zu verlassen beabsichtigte, wandte er sich in stummem Schrecken von mir. Er verhüllte sein Antlitz, und erst als die Bewegung seines Innern ihm wiederum gestattete Worte zu fassen, rief er: Ja, ja, du hast Recht zu gehen; und ich darf und will dich nicht halten. Die Jahre des Kampfes sind da! Eile, junger Streiter, eile zu den Waffen!

Er sah mich an mit einem Blick der Liebe, der mir durchs Herz brannte.

Auch ich war einst wie du! — Und siehe, jetzt liege ich zerschmettert am Wege! Doch sei es — Philipp! immerhin zerschmettert, nur nicht besiegt!

Und wie er dies sagte, war es wieder der alte Prometheus — mein Lehrer, mein Begeisterer, mein Gott!

Nur nicht besiegt! wiederholte ich, und meine Wange glühte.

Der Gott in dir halte dich aufrecht! Es gibt keinen andern! sagte er mit leiser, aber tönen-

der Stimme. Der wahre Mann ist sein eigner Gott und sein eignes Schicksal.

Jetzt sprichst du, Vater, wie du sprechen sollst! rief ich.

Nein, nein, mein Junge! entgegnete er in seine weiche Stimmung zurückfallend. Sieh, als ich hierher kam, setzte ich der Vorsehung eine Frist, ich gab ihr Zeit, mich zu sich zurückzuziehen oder mich auf immer zu verlieren. Ich wartete auf ein Zeichen der Versöhnung — und sie gab mir — dich! Hier in der Einöde, weit — weit von der Welt, die mich blutig gestoßen, sollte ich ein Herz finden, ein reines, ein kindliches Herz, das mir mit Liebe anhing und mich, den Verbannten, den Geächteten, Vater und Freund nannte. Philipp, ist dies nicht ein Zeichen, daß der Himmel meinen Abfall nicht will? Sprich, zieht er mich nicht durch dich wieder zu sich? — Kehre um, mein Sohn, und wenn es möglich ist, vergiß mich, vergiß die düstere Lehre, die ich unvorsichtig in deine Brust gesenkt.

Der wahre Mann ist sein eigner Gott, sein eigenes Schicksal! rief ich. Lebe wohl, Hendrick!

Ist es mir möglich, so geb' ich dir Kunde von meinem Geschick. Erreicht mich ein früher Tod, so weißt du, daß ich standhaft, frei und unbesiegt gefallen bin — deinen Lehren treu.

Und ich schied von dem Verbannten. Ich hab' ihn nie wiedergesehen. Bald darauf vernahm ich, daß seine Verfolger seinen Aufenthaltsort ausgekundschaftet hatten, und daß er durch seinen freiwilligen Tod seiner Haftnahme ausgewichen sei.

Fünftes Kapitel.

Wir verlassen die Form der Aufzeichnung, die wir bis hierher gewählt, indem ein ziemlich genaues Tagebuch unsers Helden bei dieser ersten Periode seines bewegten Lebens uns geleitet, und nehmen nun die Berichte auf, die uns über seine fernern Schicksale vorliegen, wahrscheinlich aus der Feder jenes räthselhaften Mannes, den wir gleich beim Beginn unserer Erzählung eingeführt. Hier und da werden noch Stellen aus dem Tagebuch, wo es zur Vervollständigung der Berichte des Unbekannten nöthig ist, eingeschaltet werden.

Als Philipp Macargan die Einsamkeit der Meeresküste, die ihm bis jetzt zur Heimat gedient,

verließ, und als er näher die Pläne seiner Zukunft betrachtete, fand er zu seinem Schrecken, daß ihm jede genauere Angabe des Ortes und der Personen fehle, mit denen er sich jetzt zu beschäftigen vorgenommen. Er konnte sich trotz aller Anstrengung weder auf den Namen seines Vaters besinnen, noch auf den Ortsnamen seiner Heimat. Man weiß, unter welchen Umständen der Knabe das Haus seiner Eltern verließ.

Ein achtjähriges Kind, wird man einwenden, kann wol Mancherlei in sein Gedächtniß aufgenommen haben, was die Aeußerlichkeiten seiner Lebensstellung betrifft, und in der That hatte Philipp auch ein lebhaftes Bild in seinem Innern von dem glänzenden und reichen Hause, in dem er aufgewachsen, von dem ernsten und würdigen Vater, von der schönen, liebevollen und sanften Mutter. Er besann sich öfters ein prachtvolles Wappen betrachtet zu haben, von dem man ihm gesagt, daß es das seines Geschlechts sei; allein den Namen der Inhaber dieses Wappens wußte er nicht. Man hatte seinen Vater immer den Grafen genannt, anders hatte der Knabe nie von

ihm sprechen hören. Noch viel weniger stand ihm der Name der Stadt zu Gebote, in welcher er gelebt. Eines Umstandes wußte er sich nur zu besinnen, der auf das Aeußere dieser Stadt Bezug hatte; sie besaß einen sehr hohen und merkwürdig gebauten Thurm. Seine Wärterin hatte ihn oft bei den Spaziergängen auf dieses Bauwerk aufmerksam gemacht, und er hatte sich dessen Form gemerkt. Auch hatte diese Stadt einen schönen, mit Bäumen bepflanzten großen freien Platz aufzuweisen; denn dorthin war er oft geführt worden, um mit Knaben seines Alters zu spielen. Allein diese dürftigen Merkmale, konnten sie wol irgendwie zu sichern Führern dienen? Wie niederschmetternd waren diese Betrachtungen für unsern jungen Weltbürger! Er, der sich vorgenommen hatte, eine rasche That glänzender Rache auszuführen, er sah sich so völlig als Fremdling in der Welt, die er betrat, daß ihm selbst die allereinfachsten Mittel fehlten, seine Zwecke auszuführen.

Seine Hoffnung war nunmehr auf die Stadt gestellt, wohin seine ihm eingehändigten Papiere

wiesen. Es war möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß man ihm dort über seinen Namen und seine Heimat nähere Auskunft geben würde; obgleich dagegen die Drohung des Unbekannten sprach, der ihm die Weisung gegeben, sich nicht um seinen Vater zu kümmern, der ihn nicht anerkennen werde. Diese letztere düstere Prophezeiung brachte Philipp's Blut ganz besonders in Wallung; er wußte sich nicht zu erklären, wie ein Vater, den er nie beleidigt, dessen Züge erhaben und edel in seiner Erinnerung schwebten, dahin kommen könne, seinen einzigen Sohn zu verleugnen, den Heimkehrenden von der Schwelle zu weisen. Der Gedanke betäubte und verwirrte ihn. Hier war ein Räthsel verborgen, dessen Lösung ihn ganz besonders in Anspruch nahm und weshalb ihn besonders das Verlangen peinigte, seine Heimat sobald als irgend möglich aufzufinden.

Die Ortsbehörde, an die er gewiesen war, gab keine Auskunft. Man nahm ihm seine Beglaubigungspapiere ab, und er erhielt dagegen ein offenes Schreiben an einen Kaufmann in einer See- und Handelsstadt, der, im Fall sich Philipp

dorthin wenden und in Dienste auf einem Schiffe treten wolle, ihm Anstellung und einige Unterstützung gewähren könne.

Der Jüngling war zweifelhaft, was er thun sollte. Unternahm er die weite Reise bis in jene Stadt, so entfernte er sich — dies war ihm gewiß — von dem Orte der ihm vorgezeichneten Thätigkeit, der landeinwärts liegen mußte. Ueberdies war ihm auch nur in dem Falle die Beihülfe des Handelsherrn zugesagt, daß er sich entschlösse, zu Wasser Dienste zu nehmen. Ohne Zweifel hatten seine Entführer ihn hierdurch vielleicht auf immer aus dem Lande und aus der Nähe seiner Heimat entfernen wollen. Schon dieses Verdachts wegen stand Philipp an, den ihm vorgezeichneten Weg zu verfolgen. Aber welchen sollte er statt dessen einschlagen? Wohin sich wenden? Eine drückende, beklemmende Traurigkeit fiel auf sein Herz.

Du hast ja dein eignes Schicksal sein wollen! rief er — jetzt sei es!

Diese Worte, die gleichsam herausfodernd laut und keck hingeworfen wurden, vernahm ein

Mann, der von Philipp unbeachtet zur Seite des Weges auf einem Steine saß. Er erhob das gebückte Haupt und starrte den Knaben mit einem geistlosen und fast blödsinnigen Auge an. Nach einer Weile belebte sich dieses Auge, das unter weißen, buschigen Wimpern hervorsah, und es trat ein eigenthümlicher Ausdruck von Entrüstung und zugleich Mitleiden in die Züge des Mannes. Er erhob sich langsam und nahm seine Schritte auf Philipp zu, der ihn ruhig erwartete, in der Aussicht, von ihm um ein Almosen angesprochen zu werden.

Wer sind Sie, mein junger Herr, hob jener an, der Sie so vermessen sprechen? Nicht wir, sondern Gott ordnet unser Schicksal.

Philipp warf einen Blick auf die in Lumpen gehüllte Gestalt und reichte ihm dann das kleine Stück Geld hin, das er für ihn bereit hielt.

Nein, nein! Ich will nicht Ihr Geld, ich will wissen, wer Sie sind.

Wozu kann das dienen?

Gott kann fügen, daß ich Ihnen in irgend einem Dinge behülflich bin.

Mein Herr, sagte Philipp auffahrend, wenn Sie Worte belauscht haben, die nicht an Sie gerichtet sind, so erfahren Sie denn auch, daß ich keiner fremden Hülfe bedarf und daß man mich ungehindert gehen lassen soll, sowie ich Jeden ungehindert gehen lasse.

Auf diese stolze Rede des Knaben zog sich der Mann ein paar Schritte zurück, beobachtete jedoch stets mit demselben Blicke von Theilnahme und Erstaunen die jugendliche Gestalt. Dies machte auf unsern Abenteurer einen unangenehmen Eindruck; er beeilte sich, aus dem Bereich der unbehaglichen Nähe zu kommen, und fragte nur kurzweg, wie weit es nach der nächsten Stadt sei. Der Mann nannte ihm unterwegs eine Herberge, in welcher er billiges Unterkommen finden werde.

Es dunkelte bereits und Philipp schritt ruhig weiter. Es war ihm unmöglich, aus seinem Sinn den Anblick des Mannes hinwegzuscheuchen, immer stand er vor ihm. Weder alt, noch jung schien er zu sein, und dennoch zu gleicher Zeit Beides. Das Haar war weiß, aber die Züge

waren, obgleich fein und bleich, doch ohne Furchen, und die Formen rund. Es war Philipp nicht entgangen, daß der Mann eine geschonte, weiße, selbst zarte Hand hatte, auch war die Stimme und die Art sich auszudrücken nicht die eines Bettlers, der er auf den ersten Anblick zu sein schien. Der Mond ging auf, und unser Wanderer schritt durch ein anmuthiges Wäldchen. Ueber seinen Pfad kräuselte sich das silberne Licht in den mannichfachsten Gestalten und kletterte an den schlanken Baumstämmen hinan, gleichsam als eilte es, hinauf und wieder in den Himmel zu kommen, von wo es herabgefallen. Philipp stimmte eines der einfachen Schifferlieder an, die er am Strande singen gelernt, und es that ihm weh, das liebe und bekannte Meer nicht mehr an sein Ohr brausen zu hören. Er gedachte Hendrick's und es fiel ihm schwer aufs Herz, daß dieser jetzt einsam um ihn traure und den einzigen Gefährten in der traurigen Oede zurückwünsche.

Als das Wäldchen endete, lag im Mondenglanze ein recht hübsches Dorf in einer Thalenge vor den Blicken des Reisenden, der sich alsobald

in dessen Straßen befand. In den meisten Wohnungen war noch Licht und einige Leute saßen noch vor ihren Hausthüren. Es war dies der bezeichnete Ort und die Herberge war bald gefunden. Sie lag ein Stück Weges außerhalb des Dorfes und bestand in einem alten Mauerwerk, das früher zu andern Zwecken gedient haben mochte, denn es hatte Thüren und Fenster wie ein Schloß; auch fehlten Erker und Vorbaue nicht, alles stand aber wüste und leer. Nur die untere, große Halle war bewohnt, und hier an einem Feuer saß eine Anzahl Reisender der untern Classen beisammen, und Lärm und Gelächter erschallte. Philipp nahm Platz auf dem letzten leergebliebenen Eckchen der Bank und legte ermüdet sein Felleisen zu seinen Füßen.

Die Gesellschaft blieb nicht lange beisammen. Als Philipp nach seinem Zimmer verlangte, sagte man ihm, daß er sich darein fügen müsse, mit noch einem Gast die Nacht zusammen zuzubringen, es fehle an Raum. Dies war ihm nicht genehm, und er dachte daran, weiter zu wandern; allein die Müdigkeit trieb ihn, den Vor-

schlag dennoch anzunehmen. Ohne auf seinen Gefährten zu achten, der schon im Schlummer lag, löschte er, in der Kammer angelangt, das Licht, brachte sein Gepäck in Sicherheit und fiel alsbald in Schlaf. Es mochte über Mitternacht sein, als er von den lauten Tönen eines Gesangs erwachte. Er fuhr empor und erblickte im Strahl des Mondlichts seinen Mitschläfer, wie dieser sich auf seinem Lager aufgerichtet hatte und mit zum Gebet emporgehobenen Händen ein geistliches Lied sang. Des Mannes Antlitz war dem Lichte ausgesetzt, und Philipp erkannte in ihm sogleich jenen Wanderer am Wege. Eine Zeit lang richtete er seine Blicke scharf und beobachtend auf jenen, und verursachte nicht das kleinste Geräusch, um ihn in seiner Andacht nicht zu stören. Der Mann betete und sang noch lange. Endlich schwieg er.

Hast du mich gehört, Knabe? fragte er, sich zu Philipp hinüberbeugend. Dies ist die Art und Weise, wie die Creatur zu ihrem Schöpfer spricht.

Ihr seid mir wol nachgegangen? fragte Philipp barsch. Was wollt Ihr von mir?

Der Herr sendet mich zu dir! entgegnete jener mit gleißnerischer Freundlichkeit, um deine Seele zu retten. Ich bin der Trost und Rathgeber der Jugend, ich bin der Schulmeister aus dem nahen Fabrikorte. Willst du dein Glück machen, so komme mit mir. Die Väter unserer Anstalt werden für dich sorgen, als wenn du ihr leiblich Kind wärest.

Wo liegt diese Fabrikstadt? fragte Philipp.

Nur wenige Meilen tiefer ins Land hinein. Gott hat sie mit herrlichen Kirchen gesegnet und es wohnen vornehme Herren in ihr, die den Armen wohlthun hundertfältig.

Ich werde mit dir gehen, sagte Philipp, den eine dunkle Vorstellung, jene Stadt könne die von ihm gesuchte sein, rasch zu diesem Entschlusse trieb. Die Anordnungen zur Fortsetzung der Wanderschaft wurden eilig getroffen. Ehe beide jedoch die Herberge verließen, bemerkte Philipp, daß sein Gefährte in dem alten wüsten Gebäude Treppen erstieg und Gänge durcheilte, als wäre er hier zu Hause. Der Wirth folgte ihm, und noch ein paar der Gäste, die vom gestrigen Abend zu-

rückgeblieben waren, während alle andern Reisenden sich bereits nach verschiedenen Richtungen hin zerstreut hatten. Als Philipp, seinen Gefährten erwartend, auf der Bank vor der Thüre der Herberge saß, zeigte sich eine kleine verwachsene Gestalt, eine häßliche alte Magd, die ihm Zeichen gab und sich ihm vorsichtig näherte. Geht nicht mit dem Mann — flüsterte sie ihm zu — geht nicht! Ich sage es Euch, und ich meine es gut! Sie verschwand wieder, und in diesem Augenblick hörte man auch schon den schweren Tritt des Wirthes, der mit seinen Begleitern die Treppe herabkam. Philipp wußte nicht, was er aus dieser Warnung machen sollte; sie tönte an seinem Ohr vorüber, es verlangte ihn zu sehr in jene Stadt zu kommen, die er, je länger er sich mit den Bildern seiner Phantasie beschäftigte, immer gewisser für den Ort seiner Geburt und den Schauplatz seiner früheſten Schicksale zu erkennen glaubte. Schon sah er sich in den Armen seines Vaters, schon begrüßte er um sich her alle die treu ergebenen Diener, und in ihrer Mitte erblickte er sich als ihren Herrn, geehrt und in Ansehen.

Er hatte die Unvorsichtigkeit, von diesen Hoffnungen zu Nicodemus zu sprechen; dies war der Name seines Begleiters. Mit heuchlerischer Theilnahme hörte ihn dieser an. Du bist also ein geraubtes Kind, mein Sohn — bemerkte er — und suchest deinen Vater! Um so mehr ist's Noth, daß du den Himmel um Hülfe anflehest und die Beiwirkung frommer Männer nachsuchest. Nun diese wirst du bald finden und freundlich in ihrer Mitte aufgenommen werden.

Die Stadt wurde am dritten Tage erreicht; nach Philipp's ungefährer Beurtheilung mußte sie ziemlich weit vom Meere entfernt liegen, auch war sie groß und bedeutend genug, um dem Bilde zu gleichen, das er von seiner Vaterstadt in sich trug. Er wollte sich jetzt sogleich von seinem Begleiter los machen, um auf Entdeckungen auszugehen; dieser stellte ihm aber vor, daß er besser thue, dazu den frühen Morgen des nächsten Tages zu benutzen, wo er ihn dann begleiten wolle. Zuvörderst werde es gut sein, in das Schulhaus zu gehen und sich dem Vorsteher desselben vorzustellen.

Philipp folgte. Er hatte sich entschlossen — da seine Existenzmittel nicht lange mehr vorhalten würden — Arbeit zu suchen, und hier zeigte sich ihm eine, die so ziemlich seinen Neigungen entsprach. Nicodemus hatte ihm gesagt, daß die Lehranstalt, in die er ihn führe, keine Schule nach gewöhnlichem Begriffe sei, daß vielmehr daselbst junge Leute in allerlei körperlichen Fertigkeiten und Geschicklichkeiten unterrichtet würden. Da Philipp ein Boot zu führen wisse, auch ein kühner Schwimmer sei, so solle er in diesen Künsten Unterricht ertheilen. Die Stadt lag an einem großen, schiffbaren Strome. Es war bereits Nacht, als die Beiden in dem „Schulhause" anlangten. Eine kleine eisenbeschlagene Pforte, die dicht am Flusse lag und auf einem kaum bemerkbaren Pfade, der sich am Wasser hinzog, erreicht wurde, öffnete sich erst nach öfters wiederholtem Klopfen und nachdem Nicodemus ein besonderes Zeichen gegeben. Ein Schließer mit einem gewichtigen Schlüsselbunde erschien, der hinter den Eintretenden wieder abschloß. Ein weiter kellerartiger Gang wölbte sich über ihnen und ließ

ihre Schritte dumpf widerhallen; eine niedrige Halle im Erdgeschoß nahm sie auf, wo ein Feuer brannte und auf einem Tische am Fenster Lebensmittel und ein paar Flaschen Wein standen.

Nicodemus verrichtete auch hier sein Gebet, ehe er am Tische Platz nahm und seinen jungen Gefährten auffoderte, mit ihm das Mahl zu theilen.

Das Haus sieht ja wie ein Gefängniß aus! bemerkte Philipp.

Es war vor Zeiten ein solches, entgegnete Nicodemus. Jetzt ist's ein lieblicher Aufenthalt, eine Art Paradiesgärtlein, wo fromme Kinder Gottes einträchtiglich beisammen wohnen.

Der Schließer trat wieder ein und meldete, daß Fürst Obimelech bereits sich zu Bette gelegt, und daß demnach der neue Ankömmling erst morgen ihm vorgestellt werden könne. Wir haben gestern einen lustigen Tag gehabt, fuhr der Mann fort. Eine milde Stiftung fiel uns zu. Der Erblasser befand sich auf dem Wege zwischen dem großen Steinbruch und der schwarzen Mühle. Unsere Advokaten nahmen an Ort und Stelle

das Testament auf und schon gestern wurden die milden Legate vertheilt.

Und ich! — wo war ich? rief Nicodemus. — Wer hat für die Seele des gottseligen Testators gebetet? Und wo ist mein Antheil?

Der Schließer lachte, ergriff die halbgeleerte Flasche, die auf dem Tische stand, und leerte sie, ohne auf die Demonstrationen von Seiten ihres Besitzers zu achten. Dieser stand auf, entfernte sich murrend und überließ es Philipp, für seine Nachtruhe zu sorgen. Eine Bank stand an der Wand, dem Kamine gegenüber, auf diese legte sich der Ermüdete. Er hörte in seinem festen Schlafe nicht mehr das Oeffnen der Thüre, die der Schließer sorgfältig wieder schloß, nachdem er sich von dem Dasein des neuen Gastes überzeugt hatte.

Am frühen Morgen erschien Nicodemus wieder, um den neuen „Schüler" in das Zimmer des „Herrn" zu führen, oder zu dem Fürsten Obimelech, wie er spottweise genannt wurde. Ein großer, breitschultriger Mann mit krausem, schwarzem Haar und einem das halbe Gesicht einschlie-

ßenden Bart saß in einem Armstuhl am Fenster und hatte einiges silberne Geräthe vor sich stehen, das er mit Wohlgefallen zu betrachten schien. Neben ihm saß ein Herr, der gepudert und frisirt war und ein gelangweiltes und krankes Ansehen hatte. Beide richteten ihre Blicke mit Neugier auf den Eintretenden. Der Schwarzköpfige nahm das Wort und that in einem gebrochenen Deutsch einige Fragen, die Philipp im Wesentlichen so beantwortete, daß seine Aussagen mit den dem Nicodemus gegebenen Berichten übereinstimmten. Der Fragende schien sehr befriedigt, noch mehr war es sein Nachbar, der über einige leichte Schulkenntnisse ein Examen anstellte und höchlich überrascht war über die geschwinden und richtigen Antworten, die der Gefragte ihm entgegengab. Beide Herren bewillkommneten den Neuling mit großer Herablassung und Güte; es wurde ihm jetzt gezeigt, in welcher Classe er Unterricht geben sollte, und zugleich zahlte man ihm im voraus eine Summe aus, die einen Theil seines nicht unbeträchtlichen Honorars ausmachte. Philipp stellte seinerseits die einzige Bedingung, daß er

augenblicklich aus allen seinen Verpflichtungen austreten könne, wenn er seinen Vater gefunden haben würde.

So unbekannt mit den Dingen in der Welt war unser junger Mann, daß keine Spur eines Argwohns in ihm aufstieg, daß nicht alles wirklich so sei, wie ihm gesagt wurde. Hendrick, der ihm die Anfangslehren einer düstern Philosophie beigebracht hatte, der in die Seele des Knaben einen unbestimmten Haß auf Welt und Menschen gepflanzt, hatte ihn unbelehrt gelassen über die Verhältnisse des wirklichen Lebens und über die Anzeichen einer wirklichen Gefahr. Philipp war sechzehn Jahre alt; ein Knabe dieses Alters, der in der Umgebung von seines Gleichen aufwächst, hat den Begriff einer Schule zu deutlich im Sinn, als daß er sich hätte täuschen lassen über den Ort, den wir so eben geschildert, und der so wenig Aehnlichkeit mit Dem hatte, was er vorstellen sollte. Philipp war zufrieden, ein Unterkommen gefunden zu haben und dabei Zeit zu gewinnen, seinen Vater zu suchen. Nicodemus hielt auch Wort, und beide durchwanderten die Stadt nach

allen Richtungen, ohne zu finden, was sie suchten. Es gab allerdings, wie Nicodemus richtig bemerkt, eine große Anzahl Kirchthürme, allein der, dessen besondere Form sich dem unglücklichen Kinde ins Gedächtniß geprägt, war nicht darunter; auch fand sich unter den vielen öffentlichen Plätzen keiner, der dem ähnlich sah, auf dem er einst mit den Nachbarkindern die frohen und ausgelassenen Spiele vollführt. Niedergeschlagen, allein der Hoffnung nicht beraubt, kehrte er in sein neues Asyl zurück. Immer mehr lernte er dessen eigentliche Beschaffenheit kennen, obgleich er von vielen Dingen, die er sah, keine genügende Vorstellung sich machen konnte. Am auffälligsten war es ihm, daß seine Schüler, die er in den Anfangsgründen im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten hatte, sämmtlich noch einmal so alt waren wie er; es fanden sich sogar Einige darunter, die ihrem Körperbau und dem bärtigen Gesichte nach das dreißigste Jahr schon überschritten haben mochten. Diese Athleten saßen um ihn her und buchstabirten ihre Aufgaben mit mehr oder minderem Fleiß. Dieselben wurden,

wenn sie sich auf dem Schießplatz und der Turnstätte befanden, wiederum die Lehrer ihres Lehrers, und Philipp hatte Gelegenheit, die ans Tollkühne streifende Geschicklichkeit und Bravour dieser wilden Burschе zu bewundern, die sich in der Schulstube wenig in ihrem Element, dagegen hier in der wahren Sphäre ihrer Thätigkeit zu befinden schienen. Oft verschwand die ganze Classe und blieb Nächte und Tage aus, ohne daß Philipp erfuhr, wo sie geblieben. Sie kamen wieder und hatten Schmarren im Gesicht und verbundene Köpfe. Es hieß dann, daß sie kleine Ferienreisen unternommen hätten. Die Uebungen zu Wasser waren auch eigenthümlicher Art. Das alterthümliche Haus, in welchem die „Anstalt" sich befand, war mit Kanälen versehen, die unterirdische Wasserleitungen bildeten. Dieses unheimliche schwarze Gewässer wurde Nachts befahren, und es galt, geschickt unter den zahllosen Brücken und Gewölben mit dem Kahn hinzugleiten, so geräuschlos wie möglich. Die Ausgänge dieser Kanäle waren mit Schilf und Moder bedeckt; auf diesem Terrain wurden ebenfalls Uebungen angestellt,

und es galt, den Moorgrund zu durchwaten und zwischen dem Schilf ebenfalls geräuschlos emporzusteigen. Alles dies geschah auf Befehl und manchesmal unter Aufsicht des Fürsten Obimelech, der eine unglaubliche Macht über seine Umgebung hatte und ihr unumschränkter Beherrscher schien. Der Magister, so wurde der gepuderte und frisirte Herr genannt, erschien nur selten und nur dann, wenn die Classe ihre öffentlichen Prüfungen hatte, das heißt, wenn irgend eine obrigkeitliche Person oder ein Polizeiofficiant sich veranlaßt fand, den Fuß in die Schule zu setzen. Man wußte es einzurichten, daß dies so selten wie möglich geschah, und daß man hiervon lange vorher unterrichtet war. Bei solchen Gelegenheiten spielte der Heuchler Nicodemus eine Hauptrolle.

Sechstes Kapitel.

Ein halbes Jahr mochte vergangen sein, als ein Vorfall sich ereignete, der unserm Helden die Augen öffnete über den eigentlichen Zweck seiner Aufnahme in die Schule, und über die wahre Beschaffenheit dieser ehrwürdigen Anstalt selbst. Philipp besaß die Gunst Obimelech's, und dies war genügend, ihm den Neid seiner Kameraden, die bald seine Schüler, bald seine Lehrer waren, zuzuziehen. Sie spielten ihm Streiche und verwickelten ihn in Händel; er verstand es, sich in Ansehen zu setzen, indem er sich weder hänseln ließ, noch eine Unterdrückung duldete. Es gab Tage, wo er fast zum Krüppel geschlagen wurde,

doch er unterlag nicht; er kämpfte allein, ohne Verbündeten, doch nie kam es ihm in den Sinn, sich hinter die Autorität des Herrn zu stellen. Er klagte Niemanden an, und wenn ein Fall sich ereignete, wo seine Anzeige den schweren Zorn Obimelech's auf das Haupt der Schuldigen würde hingeleitet haben, so schwieg er hartnäckig. Bald stand er in dem Rufe, daß man ihn nicht „untertauchen" könne, und der Wildeste der ganzen Bande wurde sein Freund. Er hieß Guntram und war der misrathene Sohn eines Försters, der seinem Elternhause entlaufen war. Eines Tages, als beide Jünglinge sich ohne Zeugen befanden, begann Guntram: Philipp — willst du mir dazu verhelfen, ein ehrlicher Mensch zu werden? — Erstaunt betrachtete der Gefragte den Fragenden. Ich denke, das bist du schon — entgegnete der Unbefangene. Du meinst, hob jener an, weil ich noch kein Menschenleben auf dem Gewissen habe? Doch sprich — ist denn der Raub kein Verbrechen, und ist, mit des Vaters Fluche beladen sein, eine sehr angenehme und wünschenswerthe Sache?

Guntram, ich verstehe dich nicht

So scheint es. So laß mich zu dir offen sprechen. Du hast bewiesen, daß du mit uns Jungen fertig zu werden verstehst, und das will viel sagen. Ohne Zweifel werden sie dich zu einem tüchtigen Burschen ausbilden, vor dessen Blick allein man mehr Respekt haben wird, als vor dem Messer manches Andern. Du hast in deinem Wesen Etwas, was dich dazu stempeln wird, daß du die Menschen künftig beherrschest. Das sag' ich dir — Philipp, und glaube mir — ich verstehe mich etwas auf die Gesichter. Aber was hilft das Alles? Bedenke das Ende — mein Junge! Es sind faule Dinge um Gitter und Ketten, und diese spielen doch einmal in unserm Dasein eine Rolle; bei Diesem früher, bei Jenem später. Höre mich. Als ich hierher kam, merkte ich sogleich, wo es hinaus wollte; aber mir war es recht. Das ordentliche Leben, dem hatte ich Abschied gegeben. Jetzt aber ist es anders. Mir sind Gedanken in den Hirnschädel gestiegen, die zu dem Braus und Saus nicht passen wollen. Ich habe ein Mädel kennen gelernt, ein honettes

Mädel anständiger Eltern. Merkst du was? Mit der will ich entlaufen und — ein ehrlicher Mensch werden. Natürlich weit weg von hier. Sie würden mir wie einem Hühnchen den Hals umdrehen, wenn sie mich fänden. Willst du mir nun zur Flucht behülflich sein, Freund?

Alles, was du mir da sagst, Guntram, ist mir so neu, daß ich durchaus nicht weiß, wie ich deine Worte verstehen soll. Fürs Erste antworte mir, wozu willst du entlaufen? Melde dich bei Obimelech und setze ihm deine Gründe auseinander, er wird nicht anstehen, dich zu entlassen. Uebrigens bist du einer meiner bessern Schüler, und ich will dir bei ihm das Wort reden.

Du hast mich noch immer nicht verstanden. Nun so höre weiter. Der Ort, wo wir uns befinden, ist eine anständige Räuberhöhle; ich sage anständig, weil hier Alles, was wir gegen menschliche und göttliche Gesetze unternehmen, so heimlich geschieht, daß es kaum möglich ist, unserm Treiben auf die Spur zu kommen. Daß wir hier Unterricht erhalten im Lesen, Schreiben und in körperlichen Uebungen, kann Keinem auffallen;

was wir nebenbei treiben, davon erfährt in der Stadt Niemand etwas, außer den wenigen verschwiegenen Leute, mit denen wir es zu thun haben. Ein Theil von uns zieht aus auf Plünderung, und wir sind in Verbindung mit einigen Raubbanden, die, seitdem der Krieg beendet ist, im Lande umherziehen und sich bald in die Nähe dieser, bald jener großen Stadt niederlassen. Diesen flüchtigen Gesellen ist es lieb, hier und da feste Plätze zu haben, wohin sie mancherlei Gut und Werthvolles schaffen können. Wir bieten ihnen einen solchen sichern Ablagerungsort. Alsdann beschäftigt sich ein Theil von uns, die Communication zu Wasser zu unterhalten, und wir sind deshalb mit mehr als einer Schmugglerbande in Verbindung, die an der Küste ihr Wesen treibt. Ansehnliche Handlungshäuser hier am Ort beuten unsern Arm und unsere Geschicklichkeit aus. Alles das ginge nicht, wenn wir nicht nach außen hin ein so harmloses und unschuldiges Aushängeschild hätten. Der fromme Nicodemus sorgt dafür, daß wir hier und da Rekruten bekommen; meistentheils fängt er seine Neulinge durch fromme

Sprüche und heuchlerisches Augenverdrehen, in welchem er Meister ist, denn er ist früher Pfarrer gewesen; dann aber hat er aus Ursachen, die er selbst nur kennt, die Kanzel lange Zeit mit der Armensünderbank im Zuchthaus vertauscht, dann kam er zu uns. Nach allem Dem, was du eben gehört hast, siehst du hoffentlich ein, daß es keine kleine Sache ist, von hier wieder fortzukommen, wenn man einmal hierher gehört. Bei dem geringsten Versuch, zu desertiren, weiß ich, daß man mir eine Kugel durch den Kopf schießen würde. Dies ist ebenso gewiß, als es gewiß ist, daß ich eben mit dir spreche. Wir sind bewacht, und unsere Wächter schlummern nie.

Es ist schwer zu beschreiben, welchen Eindruck diese Mittheilungen auf Philipp's argloses Gemüth machten. Er fand sich zum erstenmal in seinem Vertrauen getäuscht, und zum erstenmal entdeckte er das wirklich Böse in dieser Welt, da er bis jetzt nur mit dem Geträumten sich beschäftigt hatte. Sein Genosse Guntram erschien ihm dabei in einem ungünstigen Lichte, und die ersten Worte, die er nach Bekämpfung seiner heftigen

Ueberraſchung ausſtieß, waren der Vorwurf: Wie, und du haſt bis jetzt in Gemeinſchaft mit dieſen Verbrechern gelebt und wußteſt, wer ſie waren?— Guntram erwiderte kalt: Freilich; ſowie du in ihrer Gemeinſchaft leben wirſt, obgleich du jetzt weißt, wer ſie ſind.

Nimmermehr! rief Philipp. Wer will mich zwingen? Höll' und Tod über dieſe ſchändliche Bande!

Still! flüſterte Guntram. So gelangen wir nicht zum Ziele. Laß uns einen Bund ſtiften und heimlich handeln. Wollen wir Brüder ſein im Leben und Tod.

Philipp gab ihm die Hand, nicht ohne ein Gefühl der Verachtung, die ihm der Genoſſe einflößte. Aber ſein ſchnell faſſender Sinn begriff ſogleich, daß ihm hier ein Mittel geboten wurde, aus der ſchmählichen Gefangenſchaft, in welcher er ſich befand, zu entkommen. Jeder Tag, ja jede Stunde, die er länger in dieſen Mauern verweilte, erſchien ihm als ein Verbrechen. Zuvörderſt wollte er den Weg der Güte verſuchen; es kam ihm auch der Zweifel, ob Guntram wahr

geredet; demnach schickte er sich an, mit Abimelech zu sprechen, von ihm die Entlassung zu verlangen. Ohne Guntram ein Wort von diesem Entschluß mitzutheilen, verschaffte er sich Zutritt zu dem Gefürchteten. Er fand ihn bei nicht ganz guter Laune. Nachdem Philipp sein Verlangen vorgetragen, erwiderte jener finster: So hast du also deinen Vater gefunden, und er ist entschlossen, dich zu sich zu nehmen? Philipp mußte diese Frage verneinen. Alsdann bleibst du! Ich kann deine Dienste nicht entbehren, und nur unter der Bedingung würde ich dich haben ziehen lassen, daß ich über dein ferneres Schicksal ruhig sein könnte! Diese Worte klangen gütig, allein sie wurden mit einem Ausdruck gesprochen, der ihre eigentliche Bedeutung ahnen ließ. Philipp wurde jetzt leidenschaftlich und verlangte augenblickliche Freilassung; statt aller Antwort wurde er in Ketten geschlossen und in einen Kerker geworfen. Hier ließ man ihn mehre Wochen schmachten. Täglich erschien Nicodemus und suchte ihn durch fromme Betrachtungen zu dem Willen seiner Gebieter zu beugen, nebenbei ihn auszufor-

schen. Beides gelang ihm nicht. Philipp lernte zu schweigen und sich zu verstellen. Er empfing von Guntram Zuschriften, in denen dieser sich über die Unklugheit jenes Schrittes zu gütlicher Ausgleichung beklagte, zu gleicher Zeit sich über die Mittel und die Vorbereitungen zur Flucht aussprach. Doch Philipp war mistrauisch geworden, er traute auch Guntram nicht; er wollte ohne alle Genossen, allein seine Flucht bewerkstelligen. Doch dies war eine Sache der Unmöglichkeit. Guntram beschwor ihn, jeden selbständigen Versuch aufzugeben; endlich entschloß sich Philipp, dem Genossen zu trauen. Dieser führte das Unternehmen in einer finstern Winternacht glücklich aus. Der unterirdische Kanal war theilweise bereits mit Eis bedeckt, dennoch durchschwammen ihn die kecken Jünglinge, und nachdem sie mehr als einmal der Gefahr der Entdeckung getrotzt, gelangten sie ins Freie.

Tiefer Schnee lag auf den Fluren, die Nacht war finster und dichte Flocken fielen. Alle diese Umstände waren den Flüchtlingen günstig. Sie wandten sich von der Stadt ab, nach einem wal-

digen Plätzchen, das in einem weiten Umkreise von einem Moorgrunde umschlossen wurde, der nur auf schmalen Pfaden von dem der Gegend Kundigen zu betreten war. Hier stand ein einzelnes verlassenes Gebäude, dessen Mauern in das Moor versunken und das schon längst von seinen Bewohnern verlassen war. Hierher gelangten Philipp und Guntram. Sie hatten ihre Gewehre mitgenommen und einen kleinen Vorrath von Munition. Diese Dinge waren einen Tag vorher von Guntram an einem gewissen Ort, an welchem sie vorbeimußten, verborgen worden. Sie kamen ihnen trefflich zu statten. Kaum war der Tag angebrochen, als man ihre Flucht entdeckte und die Verwegensten der Bande aussendete, sie zu suchen. Es mochten zwanzig an der Zahl sein; ein Zufall führte sie auf die richtige Spur. Die Unglücklichen konnten sich durch das Moor nicht retten, sie wurden umzingelt und ihnen jeder Ausweg abgeschnitten. Guntram wollte sich ergeben, doch Philipp foderte ihn zu dem Entschlusse auf, sich auf Tod und Leben zu vertheidigen. Sogleich wurde das einsame, thurm-

artige Haus in eine Festung verwandelt und heldenmüthig von den Belagerten vertheidigt. Schuß um Schuß fiel und Philipp streckte ein paar seiner frühern Schüler nieder, er selbst empfing eine leichte Verwundung. Die Festung hielt sich. Aber sie hätte sich nicht lange mehr halten können. Die letzte Ladung hielt Philipp für sich selbst bereit, denn er wollte nicht lebend in die Hände der Verbrecher fallen. Ein Bote kam in eiligem Laufe aus der Stadt und meldete, daß das Schulhaus von einer Anzahl Gensdarmerie besetzt, und Gefahr für Alle vorhanden sei. Alsobald ließen die Belagerer ab und eilten von dannen, ihren Kameraden zu Hülfe.

Jetzt athmeten unsere zwei Gefangenen auf; sie waren frei, aber sie getraueten sich nicht, auf der Stelle das Haus zu verlassen, dessen Eingänge sie so trefflich verbarricadirt hatten. Da alles ruhig blieb, verließen sie nach Verlauf von sechs Stunden ihr Asyl. Unglücklicherweise war gerade dies der Zeitpunkt, wo die mit Bekämpfung und Gefangennehmung der Bande in der Stadt beauftragte Mannschaft eine Abtheilung

nach der Gegend des Moorgrundes absendete. Bei dem Trupp Soldaten befanden sich einige Gefangene und unter diesen der verhaßte Nicodemus. Kaum wurde dieser der beiden Flüchtlinge ansichtig, als er laut ihre Namen rief und sie dadurch dem Anführer denuncirte. Man legte sie in Banden und führte sie mit sich fort. Nicodemus drängte sich an Philipp und rief: Siehst du nun wol, mein Sohn, wie ich Recht hatte, da ich dir zurief, als wir uns zum erstenmale sahen: „Nicht wir, sondern die göttliche Gnade lenkt unsere Schicksale!" Du hast zum Dank für die Wohlthaten, die du bei uns empfangen, uns böslich verlassen wollen, aber der allgütige Gott will nicht, daß unsere Wege sich scheiden. Wir bleiben beisammen, mein Söhnchen. — Philipp schauderte, als er diese Worte vernahm, er erwiderte nichts. — Man führte die Gefangenen vor den Commandanten der Stadt. Dieser war ein verdienter Soldat und hatte sich in den letzten Schlachten des jetzt beendeten Kriegs ehrenvolle Wunden geholt, die ihm die Auszeichnung erwarben, die Stelle einzunehmen, die er jetzt inne-

hatte. Es war ihm gelungen, die schon oft gestörte Sicherheit der Stadt insoweit wieder herzustellen, daß die große Anzahl der Raubfälle sich auffällig verminderte. Er spürte die geheimen Stätten der Verbrecher auf und machte zugleich den Umtrieben der Landstreicher, die die Gegend überschwemmten, ein Ende. Mit den Sicherheitsbehörden im Bunde scheute er keine Anstrengung, selbst die versteckteſten Schlupfwinkel aufzufinden. So hatte er sich denn auch des „Schulhauses" bemächtigt.

Philipp's Aeußere fiel dem greisen Krieger auf; er erkundigte sich nach den nähern Umständen seiner Gefangennehmung und erfuhr die tapfere That des fast noch knabenhaften Jünglings. Der Muth und die Entschlossenheit, die sich hier kundgegeben, gefielen ihm ungemein; dazu kam die einfache und schmucklose Erzählung, die das Gepräge der Wahrheit unverkennbar an sich trug, die Philipp von seinen frühern Schicksalen und besonders von der Art und Weise, wie er Genosse der Verbrecher geworden, ihm ablegte. Er wandte seinen Einfluß auf, den Unschuldigen,

Verführten zu retten, und es gelang ihm mit leichter Mühe. Mit Guntram war es etwas Anderes. Gegen diesen traten Zeugen auf, die ihn bei Ausübung und Mitwirkung von Verbrechen gesehen hatten, seine Freisprechung war eine Sache der Unmöglichkeit.

Philipp wurde nun, verwundet und erschöpft, wie er war, im Hause des Commandanten verpflegt. Man ließ es ihm hier an nichts fehlen, und als er insoweit hergestellt war, um an sein ferneres Fortkommen denken zu können, ließ ihn der Commandant zu sich kommen und machte ihm den Vorschlag, sich als Soldat einkleiden zu lassen, um, wenn die Feindseligkeiten zwischen den streitenden Mächten wieder beginnen sollten, wie es zu befürchten stand, mit ins Feld zu ziehen.

Du erblickst in mir, mein Sohn, sagte der ehrliche Veteran, einen Sohn der Bellona, und sie ist mir, wenn auch bisweilen eine strenge, doch nie eine unnatürliche Mutter gewesen. Ich habe unter den Fahnen mehr als eines Fürsten gedient, und stets ist's mir gelungen, die Zufriedenheit meiner Obern zu erlangen. In den Zeiten, in

denen wir leben, macht nur der Krieg einen Mann ehrlich. Willst du ein Federfuchser werden und dich im Staube der Kanzeleien hindurcharbeiten — danach siehst du mir nicht aus. Versuch' es mit dem Bayonnet. Auch die Uniform wird dir gut an den schlanken Leib passen.

Auf diese treuherzige Anrede erwiderte Philipp ebenso freimüthig, daß ihn nichts hindere diesen Stand zu erwählen, nur fürchte er, daß er seine nächste Aufgabe dadurch aus dem Auge verlieren werde, nämlich die, seinen Vater aufzusuchen.

Der Commandant ließ sich den Thatbestand der Begebenheiten erzählen, denen zufolge der Knabe aus dem elterlichen Hause entfernt worden. Die grause That des Mordes erschütterte ihn, und er rief in großer Trauer aus: O was hat dieses Kind so früh schon zu leiden gehabt, und wie drohend und schrecklich ist sein Eintritt ins Leben! Er umarmte Philipp und sagte nach einer Pause, die er mit ernstem Nachdenken ausgefüllt: Armes Kind, du kannst nichts bei dieser jammervollen und schmachvollen Angelegenheit thun. Alles muß einem gütigen Zufall überlassen werden.

Du siehst selbst ein, lieber Junge, daß, wenn du auch noch ein Jahr an diesem Orte verbleiben und die ganze Umgegend durchforschen wolltest, du nicht weiter kommen würdest, als wohin du jetzt gelangt bist. Die Kennzeichen, nach denen du gehst, sind zu gering und zu unbestimmt. Auf deinen kriegerischen Zügen als Soldat kannst du wol eher zu einer Entdeckung geführt werden. Darum bleibe ich bei meinem Rath: Werde Soldat!

Philipp schlug ein, empfing das Handgeld und wurde einem Regimente beigesellt, dessen Chef dem Commandanten persönlich befreundet war. Somit verließ denn unser junger Abenteurer die Stadt und die Gegend, in die sein böses Geschick ihn geführt.

Siebentes Kapitel.

Philipp war jetzt siebzehn Jahre alt, groß, schlank und dabei doch kraftvoll gebaut. Sein erster Anblick sprach nicht für ihn, er sah trotzig, wild und verwegen aus. Die dunkeln Augen bewegten sich unter scharf gezeichneten Brauen, die an der Nasenwurzel zusammenstießen und dem Blicke dadurch die finstere Bedeutsamkeit gaben, die der Jugend sonst so wenig eigen ist. Seine Bewegungen waren die eines Menschen, der in völliger Ungebundenheit aufgewachsen ist und seine meiste Zeit mit Beschäftigung in rauhem Wetter und mit unfügsamen Elementen zugebracht hat. Die Bildung und die Kenntnisse, die Hendrick

seinem Schüler beigebracht hatte, waren nicht im Stande gewesen, ihm mildere Sitten oder auch nur eine etwas gefügigere Ausdrucksweise anzueignen. Er war kurz in seiner Rede, jede Höflichkeitsbezeigung war ihm fremd; dagegen besaß er die Höflichkeit des Herzens, die einfache und große Tugend, die einen Mann mehr ziert, als alle Schätze des Wissens und der Bildung, das heißt, er eilte zu Hülfe, wo er nur von ferne ahnen konnte, daß man seiner bedürfen würde, und da fragte er nicht, ob Gefahr oder Unbequemlichkeit mit dem Dienste verbunden war, den zu leisten er im Begriff stand. War der Beistand vollbracht, so ging er fort und wendete Dem, dem er gedient, den Rücken; zu gleicher Zeit zu stolz und zu unbekümmert, um einen Dank anzunehmen. Jede Ungerechtigkeit, noch mehr jede Falschheit, sie mochte kommen, von wo sie wollte, war ihm zuwider; darum sah man ihn an seinem einsamen Strande oft ein Thier retten, das, klein und schwach, in die Gewalt eines stärkern Feindes gefallen war. Ein Erbtheil seiner vornehmen Geburt war eine kleine Hand, ein schöngeformtes

Bein und ein schlanker, edler Wuchs. Man mag von diesen Aeußerlichkeiten so gering denken, als man immerhin will, sie machen dennoch einen günstigen Eindruck, wenn sie da sind, besonders wenn sie dazu noch so frei von aller Geckenhaftigkeit sind, wie dies bei unserm Freunde der Fall war, der in der That nicht das mindeste Bewußtsein von der Existenz dieser kleinen Vorzüge und Schönheiten hatte. Daß er bei den „Räubern" gelernt hatte, eine Kugel sicher an ihr Ziel zu führen und in Nacht und Nebel stundenlang unter verdeckten Gewölben hinzuschwimmen, das waren auszeichnende Eigenschaften, deren er sich mit einigem Stolze bewußt war, das Uebrige kümmerte ihn wenig.

Als Philipp bei den Soldaten anlangte, wurde er von diesen ebenso freudig bewillkommnet, als dies im Schulhause geschehen war. Wie es schien, hatte er in seinem Wesen Etwas, das dieser Sorte kecker und ungebundener Bursche sehr wohl zu, sagte. Er war ein guter Kamerad; darin bestand im größten Theile die Lösung des Räthsels, und dann wußte er vortrefflich „sich seiner Haut zu

wehren", dies bringt nicht minder eine vortheilhafte Wirkung bei Soldaten wie bei Banditen hervor, die beide von dem Metier des Muthes die Elemente ihrer Existenz ziehen.

Die Uebungen erlernte er leicht, nur an das willenlose Gehorchen wollte er sich nicht gewöhnen; aus diesem Grunde gab es mehr als einmal eine gewisse schroffe Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seinen Obern. Zuletzt begnügte man sich ihm Manches nachzusehen, was man bei Andern strenge ahndete, weil man ihn für einen guten Soldaten hielt, trotz der kleinen Disciplinfehler, die er sich zu Schulden kommen ließ. Der Obrist des Regiments fand persönliches Wohlgefallen an ihm. Es ereignete sich jedoch ein Fall, wo ihn selbst dieses Wohlwollen nicht schützte und ihm die Strafe nicht erlassen werden konnte. Bei dieser Gelegenheit legte Philipp die ganze Festigkeit und Reife seines Charakters an den Tag. Ein Kamerad, der desertirt war, und wieder eingefangen wurde, nahm sich, um der entehrenden Strafe des Gassenlaufens zu entgehen, durch einen Pistolenschuß das Leben. Als Selbst-

mörder durfte er nicht ehrlich zur Erde bestattet werden, sondern sollte, den im Regimente bestehenden Verfügungen gemäß, von dem Nachrichter außer der Kirchhofsmauer eingescharrt werden. Dies empörte Philipp. Der Soldat war ein guter Kamerad gewesen, geliebt von seinen Genossen, und das Vergehen, in dessen Folge er den Tod gesucht, war kein entehrendes; er begab sich daher zum Obristen und bat, man möchte erlauben, daß die Leiche durch Hülfe der Kameraden auf dem Kirchhofe bestattet werde. Der Obrist konnte nicht anders als ihm dieses Gesuch abschlagen. Dies kümmerte Philipp wenig; er und ein paar seiner genauern Freunde bemächtigten sich der Leiche, die im Wachthause lag, und Nachts die Kirchhofsmauer überkletternd, begruben sie ihren Kameraden, und Jeder warf eine Hand voll Erde auf den Todten. Als die Ceremonie beendet war, begaben sie sich still hinweg und Jeder suchte sein Lager in der Kaserne auf. Allein der Vorfall blieb nicht geheim. Philipp leugnete für seine Person nicht, aber er nannte Keinen, der ihm bei der Arbeit geholfen. Das Kriegsgericht, das

über den Fall zu entscheiden hatte, erkannte auf Festungsarrest und schimpfliche Cassation; der Obrist wußte das Urtheil dahin zu mildern, daß es bei der erstern Strafe blieb und auch diese nicht so lange dauerte, als sie vorgeschrieben war; denn — hieß es — man könne im Regiment, da der Krieg wieder beginne, einen guten Soldaten nicht missen.

In der Umgegend war dies Ereigniß, das eigenthümlicher Art war, nicht ohne einige Aufregung zu erregen vorübergegangen. Man wollte den jungen Soldaten sehen, der gegen alle religiöse Sitte und bestehendes Gesetz so selbständig gehandelt, und vor Allen war ein reicher Gutsherr, der in der Nähe seine Besitzungen hatte, begierig, Philipp's Bekanntschaft zu machen. Er ließ ihn zu sich rufen, und als der Jüngling erschien, richtete er einige Fragen an ihn. Wir wollen dieses kurze Gespräch hierher setzen, so wie es im Tagebuche sich wörtlich aufgezeichnet findet. Es ist zu wichtig für die geistige Geschichte unsers Helden, sowie für den Entwickelungsgang der Ideen, die das Jahrhundert, dessen Auffas-

sung und Beschreibung wir uns widmen, zur Reife brachte.

Der Graf: Er ist's also gewesen, der die Leiche des Christian Brunner Nachts auf den Kirchhof gebracht und dort beerdigt hat?

Philipp: Ja!

Der Graf: Wußte Er denn nicht, daß der Mann ein Selbstmörder war, und nicht dorthin gehörte, wo gute Christen liegen?

Philipp: Daß er sich selbst das Leben genommen, wußte ich, Herr Graf; weshalb er aber nicht dort liegen sollte, wo die andern Todten liegen, das weiß ich nicht.

Der Graf: Eben weil er ein Selbstmörder war, und Gott verboten hat, Hand an das Leben zu legen, das er uns gegeben hat.

Philipp (schweigt).

Der Graf: Nun, was sagt Er dazu?

Philipp: Herr Graf, wenn ich nicht sagen darf, was ich denke, so sage ich nichts.

Der Graf: Aber hier kann Er sagen, was er denkt. Ich geb' Ihm mein Cavalierswort darauf,

ich will Niemand mittheilen, was Er mir sagt, wenn es Ihm schaden kann.

Philipp: Nun denn! Der Selbstmord ist in meinen Augen keine Sünde und kein Verbrechen. Gefällt mir das Leben nicht, warum soll ich es behalten? Ist's ehrlos, weiter zu leben, so stirbt ein ehrlicher Mann. So machte es der Christian. Er wollte die Strafe nicht dulden, die ihm ungerecht auferlegt wurde, er konnte ihr nicht entgehen, darum starb er. Könnte ich jedem Todten, der auf dem Kirchhofe liegt, ins Gesicht sehen, ich würde wenige finden, die so ehrlich aussehen wie mein Kamerad. Es liegen Wucherer, Meineidige, Betrüger von Witwen und Waisen, und elende Wollüstlinge auf dem Kirchhofe, diese verdienen wahrhaftig weniger ihren Platz als mein Kamerad. Dies Alles sah ich deutlich in mir und darum handelte ich so, wie ich gehandelt habe. Und wenn alle Pfaffen der Welt über mich gekommen wären, ich hätte dennoch nicht geduldet, daß der Henker Hand anlegte an meinen Kameraden.

Der Graf (verbirgt sein Wohlgefallen nur schwach): Nehme Er sich in Acht mit solchen Re-

den! Er ist noch jung und wird noch seine Meinung ändern. Wer hat Ihm diese Grundsätze beigebracht?

Philipp: Ein Freund, der mich väterlich liebte. Ueberdies hab' ich auch selbst nachgedacht. Ich sehe, daß alle Menschen einander gleich sind und daß Einer nicht bevorzugt sein soll vor dem Andern. Geschieht es dennoch, so sind die mangelhaften Einrichtungen, die die Menschen unter sich getroffen, daran schuld. Für diese mangelhaften Einrichtungen, da wo sie einer gewissen Classe von Menschen Vortheil und Uebergewicht bringen, einen Gott verantwortlich machen, heißt schändlich lügen, um bequem herrschen zu können.

Der Graf: Dennoch schrieb Gott gewisse Gesetze in unsere Brust.

Philipp: Es sind dieselben, die der Heide wie der Christ befolgt. Sie heißen: Diene deinem armen, hülflosen Bruder, wo du kannst. Schütze den Schwachen gegen den Stärkern und begehe vor allen Dingen keine That, die dich vor dir selbst erniedrigt.

Der Graf (lebhaft erfreut): Gut, mein Sohn,

gut! Aber wo weiß Er, welches die Thaten sind, die Ihn vor Ihm selbst erniedrigen?

Philipp: Das weiß ich.

Der Graf: Kann Er's Andern auch sagen?

Philipp: Nein; aber es ist auch nicht nöthig, denn Jeder, der so denkt, wie ich, weiß es schon von selbst. Wenn alle ehrlichen und vernünftigen Leute zusammenhalten, so haben die Heuchler verlorenes Spiel, wenn sie noch so mächtig sind.

Der Graf: Um diese Sätze durchzuführen, muß man Muth haben

Philipp: Ja!

Der Graf: Er sieht aber, daß Er doch damit nicht durchkommt.

Philipp: Werd' es aber immer von neuem probiren.

Der Graf: Besser ist's, man fügt sich in die nun einmal herrschenden Vorurtheile und Misbräuche, wenn man als Einzelner sie doch nicht abschaffen kann.

Philipp: Wenn jeder Einzelne so denkt, so sinkt ein ganzes Volk, ein ganzes Jahrhundert in Knechtschaft. An den Einen schließt sich ein

Zweiter, dann ein Dritter und Vierter — so geht's fort.

Der Graf: Junge! du haſt ſchon eine verdammte Logik im Kopfe. Höre mich an; ich werde dich vom Militär frei kaufen, und du trittſt in meine Dienſte.

Philipp nach einigem Nachdenken: Da es heißt, daß wir nächſtens in den Krieg ziehen, ſo will ich gerade jetzt nicht vom Regiment abgehen. Meine Kameraden könnten glauben, ich wollte mich einer Gefahr entziehen, der ſie alle entgegen gehen müſſen. Sonſt wäre mir der Vorſchlag ſchon recht, denn ich bin ungern Soldat.

Der Graf: Weshalb?

Philipp: Weil ich meine Freiheit liebe, und im Fall ich ſie opfern muß, will ich ſie nur einem vernünftigen Zwecke opfern.

Der Graf: Hat in deinen Augen der Soldat keinen vernünftigen Zweck?

Philipp: Das wol, wenn er Das beſchützen und vertheidigen lernt, auf deſſen Beſitz die Menſchheit einen gegründeten Werth legt. Sowie es Fälle gibt, wo ich als einzelner Menſch mich

gegen Angriffe zur Wehre setzen muß, so muß es die menschliche Gesellschaft für sich, als Gesellschaft, auch thun. Aber Soldat zu sein, wie ich und wie tausend Andere, das hat keinen vernünftigen Zweck. Wir beschützen Niemand, der uns werth ist, und treten für keine Rechte auf, die man uns erklärt und achten gelehrt hat. Von einem Mächtigen erkauft, kämpfen wir heute für ihn, morgen gegen ihn. Wir sind nichts Anderes als gelöhnte Schlächter. Dazu schreibt uns ein unsinniger Eid vor, selbst, wenn es der Zufall so will, gegen unsere eigenen Brüder und Stammesgenossen zu kämpfen.

Der Graf: Ich höre, daß du über menschliche Dinge nachzudenken gelernt hast, nun lerne auch die Kunst, das Resultat dieses Nachdenkens vor der Menge zu verschweigen. Es sind überall, hier und anderswo, Männer vertheilt, die zu denselben Ergebnissen ihrer Forschungen über die Pflichten des Menschen und über die ursprünglichen Gesetze der Gesellschaft gelangt sind, und die sich demnach im Kampfe mit den Misbräuchen und Vorurtheilen befinden. Aber diese Männer

finden für gut, die Wahrheiten, die sie gefunden, nicht von den Dächern herab zu predigen. Es wird eine Zeit kommen, wo sie dieses thun werden. Ich selbst gehöre zu diesen Männern. Du wirst, wenn du mich näher kennen lernst, zu bemerken Gelegenheit haben, wie vorsichtig wir gehen. Nur ein kleiner Kreis theilt diese Ansichten und beschäftigt sich mit diesen Neuerungen; ins Volk ist nichts davon gedrungen, und wir wünschen auch nicht, daß fürs Erste etwas davon eindringe. Wir Vernünftigen, die wir weiter sehen als die thörichten Fanatiker, wissen recht gut, warum wir dies wünschen. Um so mehr bin ich erstaunt, daß du, ein gemeiner Soldat, mir solche Dinge vorsprichst. Es ist wahrlich ein Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag. Erzähle mir etwas von deinen frühern Schicksalen und sage mir, von wo du herstammst.

Philipp genügte dieser Auffoderung, ohne jedoch seiner vornehmen Geburt zu erwähnen, denn die Furcht als Prahler und Lügner zu erscheinen, hielt ihn ab. Als er den Namen Macargan nannte, bemerkte der Graf, seine Voreltern müßten

schottischer Abkunft gewesen sein, denn der Name bezeichne dieses. Philipp ließ ihn bei dieser Vermuthung. Der Graf gab sein Verlangen zu erkennen, Hendrick kennen zu lernen, denn die wenigen Worte, die Philipp über seinen väterlichen Freund gesagt, hatten von diesem ein so charaktervolles Bild gegeben, daß jener lebhafte Wunsch dadurch erzeugt wurde. Die Unterredung schloß, indem unser junger Philosoph im Soldatenrock versprechen mußte, so oft als möglich aufs Schloß zu kommen. Da diese öftern Besuche dem Grafen noch nicht genügten, wirkte er einen Urlaub auf ein halbes Jahr aus, und nun mußte Philipp in bürgerlicher Kleidung ganz auf dem Schlosse wohnen, und brachte täglich ein paar Stunden im Kabinet des Grafen zu, wo er ihm vorlas und wo beide miteinander plauderten Er war in kurzer Zeit des Grafen entschiedener Liebling geworden, er konnte ohne ihn nicht sein. Selbst auf seinen Spazierritten begleitete ihn Philipp. Der Graf selbst gab ihm Unterricht im Französischen, damit er im Stande sei, die Werke der großen Männer zu lesen, die im Begriff standen,

durch ihre Ideen der Welt eine andere Gestalt zu geben.

Es konnte nicht fehlen, daß Philipp nicht auch die Gesellschaft im Schlosse kennen lernte, sie bestand aus den beiden Töchtern des Grafen, der Witwer war, aus einem jungen Mädchen, einer entfernten Anverwandten, alsdann aus einem Abbé, der aus Frankreich geflüchtet oder verwiesen war und seit länger als einem Jahre bei dem Grafen wohnte, einer französischen Bonne, die schon sehr betagt war, und einem alten Magister, der das Gnadenbrot hier genoß, weil er die Ehre gehabt, dem Grafen, als dieser noch ein Knabe war, die Weisheitssprüche der Kinderfibel beizubringen. Hier und da fand sich ein Besuch ein aus der nahen Garnisonstadt, und dieser Besuch bestand aus jungen Offizieren, die die Gecken spielten und sich um die jungen, hübschen und reichen Comtessen bewarben. Es wurden kleine Concerte veranstaltet und in den langen Winterabenden, in denen man sich jetzt gerade befand, kam auch ein Tanz zu Stande oder eine Komödie.

Philipp, der nicht gewohnt war mit Frauen zu verkehren, der bis jetzt ein einsames und wildes Leben geführt hatte, entzog sich diesen Zusammenkünften, obgleich der Graf lebhaft wünschte, er möchte ihnen beiwohnen. Seinen Töchtern hatte er gesagt, daß der junge Mann von guter Familie sei, und daß er verlange, man solle ihn mit Rücksichten und mit Aufmerksamkeit behandeln, gerade so wie er selbst sich gegen ihn benähme. Die beiden Comtessen, die sehr hochmüthig waren und wußten, daß Philipp gemeiner Soldat war, fanden diesen väterlichen Befehl sehr wenig motivirt; allein sie fügten sich ihm, weil sie nicht anders konnten, und der Graf in seinem Hause auf unbedingten Gehorsam hielt.

An einem Abende, da es sehr schlechtes Wetter war, das den Besuch abhielt, war die Hausgenossenschaft im Familienkreise beisammen. Philipp war hinzugerufen worden, aus eigenem Antriebe kam er nicht. Die älteste Tochter, Comteß Artemise, saß am Clavier, sang und ließ sich vom Magister die Notenblätter umwenden, ihre Schwester Clelia spielte mit der Gouvernante eine

Partie Schach, der Abbé saß am Kamin mit Emilien, so hieß die junge Baroneſſe, deren Mutter eine Couſine des Grafen war. Die Geſellſchaft langweilte ſich eben, als Philipp eintrat, und ſein Erſcheinen war deshalb heute willkommener als ſonſt. Artemiſe ſtand vom Clavier auf, deſſen Deckel ſie heftig zuſchlug, nahm ihre Schweſter unterm Arm, näherte ſich mit ceremoniöſem Anſtand Philipp und ſagte mit ſchalkhaftem Hohn: Da dieſer Herr den ganzen Winter wahrſcheinlich bei uns zubringen wird, iſt's nöthig, daß er uns näher kennen lerne. Komm, meine Liebe, und laß uns eilen, uns ihm vorzuſtellen und um ſeine Protection nachzuſuchen. Mein Herr, hier ſehen Sie zwei Philoſophinnen vor ſich! — Ja, ja, wir ſind Philoſophinnen, ganz ohne Spaß! Jene Schöne jedoch, die dort am Kamine ſitzt, iſt noch eine altmodige Perſon. Von dem Herrn Magiſter gar nicht zu ſprechen, der ſteckt noch in Noah's Arche, von wo er wol muthmaßlich nie wieder hervorkommen und ſtets mit ſeinem Vetter, dem Eſel, und mit ſeiner Muhme, der Gans, zuſammenbleiben wird.

Besser, theure Comteß, besser als mit dem Antichristen zusammengesperrt! bemerkte der Alte.

Und, meine Damen, rief der Abbé, Sie vergessen mein Portrait zu liefern! Bin ich etwa nicht werth, von Ihren schönen Händen abkonterfeit zu werden?

Im Gegentheil, Herr Abbé, wir sind nicht würdig, Ew. philosophischen Gnaden zu beurtheilen. Von Paris kommen unsere Götter und unsere Moden, und von Paris sind auch Sie gekommen; also demnach, was soll ein armes Landfräulein über Sie sagen? Aber wieder zurückzukommen auf unsern Herrn Mak — Mak — dieser Name ist furchtbar! Wie wird es einmal Ihre Geliebte machen, ihn zu behalten?

Ich will mir einbilden, nahm Clelia das Wort, daß ich diese Geliebte bin, und du wirst sehen, Artemise, wie gut ich diesen Namen behalten habe. Dieser Herr heißt Makmacher!

Nein, er heißt Herr Makmager.

Nein, er heißt Magermak!

Nicht doch, er heißt Mak — mak — mak!

Die Mädchen fingen an laut zu lachen, der

Abbé und die Gouvernante, die ihre Brille aufsetzte, um den Träger dieses merkwürdigen Namens zu betrachten, stimmten mit ein.

Sieh nur, wie er ernsthaft bleibt! rief Clelia. Keine Gewalt der Welt ist im Stande, ihn zum Lachen zu bringen! Wollen Sie wol gleich lachen, mein Herr?

Recht! Commandire nur! Ein Soldat muß dem Commando gehorchen. Sie sind ja wol Soldat, Herr Mak — Soldat und Philosoph zugleich? — Das ist sehr sonderbar! Schon das allein würde mir Stoff geben, fortwährend über mich selbst zu lachen. Ich könnte keine Minute ernsthaft bleiben, wenn ich mich im Spiegel betrachtete.

Es gibt so glückliche Naturen, die über Alles lachen können, bemerkte der Abbé. So besinne ich mich, daß ich über die große Nase meiner Amme, da ich auf ihrem Schooße lag, schon so gelacht habe, daß ich in Krämpfe fiel und man an meinem Aufkommen zweifelte. Mein Gott, wie kann man achtzehn Jahre alt werden, wie dieser junge Deutsche, und noch nie gelacht haben!

Das ist ebenso merkwürdig, als einen Franzosen zu sehen, der zwölf Jahre alt wurde und noch nicht verliebt war. Was sagen Sie dazu, Fräulein Corinna?

Warum nennen Sie mich immer Corinna? fragte Emilie, die dem Arm auswich, der sich leise um ihre Taille legen wollte.

Wegen der Aehnlichkeit, die Sie haben, meine schöne Theure, mit jener Dichterin, die man einst auf dem Capitol krönte.

Dennoch hab' ich nie im Leben einen Vers gemacht.

Emilie und Verse! riefen beide Comtessen. Das klingt, als wenn Madame de Sévigné Eierkuchen backen sollte.

Der Wahrheit die Ehre! schaltete hier der alte Magister ein. Ich muß bekennen, daß du recht hübsche Verse gemacht hast, mein Töchterchen. Einige derselben hab' ich sogar für würdig befunden, in mein Gedenkbuch zu schreiben.

Lassen wir das, lieber Vater! bat die Gelobte.

Nun gut, lassen wir das; nur mußt du nicht so geradezu Etwas behaupten, was nicht

wahr ist. Ich weiß wohl, daß es dir nicht lieb ist, daß man davon spricht, sowie du auch nicht willst, daß man wissen soll, daß du noch nach der alten guten Sitte das Alter ehrst und nicht gern siehst, daß man es verspotte.

Weil wir alle einst alt werden! sagte das junge Mädchen.

Das ist eine erhabene Wahrheit! rief der Abbé; man könnte sie sogar trivial nennen.

Und doch ist die Kunst, alt zu werden, eine sehr schwere Kunst! sagte Philipp.

Nun endlich thut unser Philosoph auch den Mund auf! riefen beide Schwestern zusammen. Was werden nun für große und erhabene Wahrheiten zu Tage kommen! Wir bitten, Jedermann schweige, damit wir hören können.

Doch Philipp schwieg; er war befangen gemacht worden und wußte jetzt nicht Das vorzubringen, was er sagen wollte. Der Verdruß hierüber machte, daß er finsterer und verschlossener aussah als je.

Wenn der junge Mann nicht sprechen will, so übernehme ich es, die Streitfrage zu lösen! rief

der Abbé. Wir Männer wollen nicht alt werden, weil wir immer, auch bis auf den letzten Hauch, den Frauen gefallen wollen, und die Frauen wollen nicht alt werden, weil sie uns Männern nicht die Gelegenheit entziehen wollen, immer jung zu bleiben. Ist's nicht so? Wenn man mir nicht glaubt, so will ich sogleich den Zweifler bestrafen, indem ich ihn zwinge, einen Theil meiner Lebensgeschichte anzuhören.

O, in diesem Falle sind wir alle Zweifler, riefen die drei jungen Damen.

Das ist nicht genug, sagte der Abbé; Sie müssen auch einstimmig bekennen, daß Sie an meinem Geist, an meiner Liebenswürdigkeit zweifeln; denn gerade diese zu beweisen, soll der Gegenstand meiner Lebensanalyse sein.

Nun gut! rief Clelia. Wenn Ihnen so sehr darum zu thun ist, so halten wir Sie für einfältig, für alt, für häßlich — kurz für Einen, der nicht im Stande ist, auch die Aelteste und Widrigste unsers Geschlechts in sich verliebt zu machen.

Und ich will Ihnen zeigen, daß ich die Jüngsten und Reizendsten für mich zu gewinnen wußte!

frohlockte der Abbé. Wenn ich hierbei unbescheiden und eitel erscheine, so ist dies Ihre Schuld, meine Damen; denn warum haben Sie mich herausgefodert.

Man kann nicht unverschämter sich selbst loben, und dabei jedem Tadel hierüber klug ausbeugen, flüsterte Emilie, indem sie Philipp flüchtig von der Seite anblickte, als wünschte sie, daß er ihr Recht gebe. Der Abbé hatte bereits seine Erzählung begonnen. In einem kleinen Städtchen in der Provinz geboren, war ich vollkommen ohne Aussicht, ein Glück zu machen. In meiner Umgebung fand sich nichts als Ehrlichkeit, und Ehrlichkeit ist in dieser Welt dasselbe was Dummheit, sowie Frömmigkeit dasselbe ist was Betrug.

Ach, das klingt wieder ganz jämmerlich! seufzte der Magister. Wenn die gnädigen Comtessen erlauben, so werde ich mich entfernen, sintemal meine Anwesenheit hierselbst nicht weiter vonnöthen scheint. Draußen im Dorfe liegt ein Söhnchen des Amtmanns krank, bei dem habe ich versprochen zu wachen.

Lieber Alter, rief Emilie, haben Sie auch bedacht, daß es böses Wetter ist? Lassen Sie wenigstens den Jacob mit der Laterne Ihnen leuchten. Bei dem alten Schloßgraben gibt es eine böse Stelle.

Ich werde deine Segenswünsche mitnehmen, liebes Mädchen, und da wird mir nichts Uebles zustoßen. Er küßte Emilien die Hand, verbeugte sich respektvoll vor den Andern und ging. Als er fort war, wurde der Abbé aufgefodert, seine Erzählung fortzusetzen.

Auf dem Landsitze in der Nähe unsers Dorfes lebte eine alte Dame, die für eine Devote galt; mein Vater machte mich aufmerksam, daß es dienlich sei, sich bei dieser einzuschmeicheln, um ein Legat in ihrem Testament oder auch nur ein Sümmchen bei ihren Lebzeiten zu erhaschen. Ich folgte diesem Rath, und es gelang mir so gut bei dieser heiligen Radagundis, daß man bereits im Dorfe mich für ihren Erben ansah. Ach, da kam zum erstenmale Amor und warf mir einen jener Steine in den Weg, über die unsere Tugend stolpert und fällt. Ich verliebte mich in

das hübsche Kammermädchen der Radagundis, wurde von meiner Beschützerin ertappt und fortgejagt. Meine Gläubiger wurden durch diese Katastrophe aus ihrem Schlummer geweckt; um sie zu befriedigen, zwang ich die Kasse, die meinem Vater als Dorfältesten anvertraut war, zu einem unfreiwilligen Darlehn. Mein Vater empfand das sehr übel, und ich wurde nunmehr auch aus meinem elterlichen Hause fortgejagt. Ich kam nach Paris. Jung, schelmisch, mit blauen Schatten unter den Augen. Ich trat bei einem Advokaten in Dienst. Hier befanden sich drei junge Witwen, sämmtlich in einem und demselben Proceß verwickelt. Die älteste hatte mein Principal seinem Vater zugedacht, der Witwer war, die zweite seinem Freunde, die dritte, die jüngste, hübscheste und reichste, wollte er großmüthig für sich behalten. Da kam ich dazwischen. Ich schloß mich mit der ersten ein, ich wurde mit der zweiten ertappt und mit der dritten lief ich davon. Der Advokat und seine Freunde setzten mir nach, meine Beute wurde mir wieder abgenommen, und ich wurde fortgejagt. Zum Glück war etwas von

den Pretiosen der Witwen in meine Hände übergegangen. Somit war ich im Stande, jetzt eine eigene Wohnung zu miethen und mit einigem Glanze aufzutreten. Jetzt verliebte ich mich ernstlich; meine Schöne war eine Schauspielerin; sie verleitete mich, fürs Theater zu schreiben, und von hier aus datirt sich meine Bekanntschaft mit den Musen, meine schönen Zuhörerinnen. Aber diese Liebe und diese Neigung waren beide verderblich. Meine Geliebte zog mich völlig aus, und als ich keinen Sous mehr in der Tasche hatte, jagte sie mich fort.

Aber, Herr Abbé, rief Artemise erstaunt, es ist dies das vierte Mal bereits, daß sie fortgejagt werden.

So ist's, Comteß. Meine Jugend war stürmisch. Ein junger Pariser lebt nicht so dahin wie eine Käsemilbe; sobald man Geist hat und nicht ganz häßlich ist, wird man immer ein Spielball des Schicksals sein. Nur diejenigen Naturen, die aus Fischblut zusammengesetzt sind und ein leeres Gehirn haben, nur mit diesen kann der Gott des Zufalls nichts anfangen. Sie liegen

am Ufer und keine Welle kommt, sie ins offene und stürmische Meer hinauszuführen. Diese Betrachtungen sind, glaub' ich, geistvoll, wenigstens sind sie pikant. Doch zurück zu meiner Erzählung. Als ich so arm wie Hiob, und fast auch so krank wie er, durch die Straßen des belebtesten Viertels wandere, treffe ich auf einen Mann, der soeben aus einem kleinen, aber lebhaft erleuchteten Hause herausgeworfen wird und mir gleichsam in die Arme fliegt. Es ist ein falscher Spieler, den man entlarvt hat und ihn mit Tritten aus dem Hause schafft. Ehe die Polizei sich seiner bemächtigen kann, hat er mir eine Anzahl Karten in die Hand gedrückt und ist um die Ecke entschlüpft. Ich stehe mit den falschen Blättern da und werde von den Häschern ergriffen, die auf das Geschrei der Leute auf der Straße herbeigeeilt sind. Glücklicherweise traten Einige von der Gesellschaft heraus und die bekunden meine Unschuld. Ein Herr, dem ich gefalle, nimmt mich mit sich in seine Wohnung. Es ist ein Spieler von Profession. Durch ihn werde ich belehrt, wie man in Paris leben, gut wohnen

und lecker speisen, und dazu in die beste Gesellschaft gelangen kann, ohne einen Sous in der Tasche zu haben. Natürlich behagte mir diese Existenz ganz vortrefflich. Nur Eins fehlt dir noch, Amadée, sagt mein Wohlthäter eines Tages zu mir, indem er meine guten Eigenschaften mustert, du mußt noch Philosoph werden. Dann bist du unwiderstehlich und deine Zukunft ist gesichert. Ich verstand ihn vollkommen. Mein Wohlthäter fuhr fort: Ich werde dir Gelegenheit geben, Voltaire zu sehen, wenn er nach Paris kommt, und vielleicht gelingt es mir, dich bei dem Baron Holbach einzuführen oder dich in den Salon der Madame Geoffrin einzuschmuggeln. Bist du einmal dort erblickt worden, so kann es nicht fehlen, daß die Leute von Ruf dich bemerken und dich in Mode bringen. Zu diesem Zwecke würde ich dir rathen, Epigramme zu machen, das heißt, die Witzeleien, die du von Andern hörst, in Verse zu bringen. Ich werde in den Spielgesellschaften, in denen ich das Wort führe, deinen Namen weiterführen, dafür sicherst du mir einen Antheil zu, im Fall du ein gutes Geschäft machst. Auf

dieſe Weiſe ſetzen wir uns zuſammen und beuten dieſes alte Paris aus, ſo viel dies in unſern Kräften ſteht. Der Plan war nicht übel, und wir gingen ſogleich an deſſen Ausführung. Ich ſchaffte mir eine Tabaksdoſe, einen Rock, eine Perrücke an, wie die Philoſophen ſie trugen, und dabei machte ich kleine Augen für die Damen, denn verliebt war ich, und das gehörte auch zu meiner Philoſophie. Ich ſah Voltaire, ich ſah Diderot, ich gelangte zu der göttlichen Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe, und zu der nicht minder herrlichen Madame Geoffrin, die gerade damals anfing blind zu werden und eine übelriechende Atmoſphäre um ſich her zu verbreiten. Genug, ich war im beſten Zuge, da kam ein gewiſſer verdrießlicher Vorfall, der, wenn ich ſeinen Folgen nicht geſchickt ausgebeugt hätte, leicht auch mir den Hals hätte koſten können, wie er bereits meinem Wohlthäter den ſeinen gekoſtet hat.

Was war dies für ein Vorfall? fragten die Damen.

Schweigen wir davon, entgegnete der Erzähler; ich kann nur ſagen, daß hierbei die Liebe

nicht im Spiele war. Ein seltener Fall! werden Sie ausrufen. Aber ich segne dennoch mein Geschick. Wenn es mich auch aus Paris entfernte, so brachte es mich hierher, und der von den Athenienſern verbannte Alcibiades fand hier ein Aſyl. Nun, was ſagen Sie zu meiner kleinen Biographie, meine Damen?

Sie wimmelt von Dem, was wir guten Deutſchen Schlechtigkeiten nennen würden, ſagte Emilie. Welch' eine maßloſe Eitelkeit gehört dazu, dieſe Dinge ſo zu erzählen, als wenn es Thaten wären, die Ruhm und Ehre brächten, wenigſtens ihren Vollbringer als liebenswerth darſtellten!

Du urtheilſt wie eine Dorfmagd! riefen die beiden Comteſſen. Das Alles iſt ungemein luſtig, und trägt ganz den Stempel des guten Tons und der feinen Geſellſchaft.

Ich ſollte das auch meinen, bemerkte der Abbé ſelbſtgefällig, und leiſe ſetzte er hinzu: Es iſt ſchade, daß dieſes Kind ſo hübſch iſt, da es zugleich ſo dumm iſt.

Durch die Pauſe, die jetzt entſtand, wurde die Bonne aufgeweckt, die während der Erzählung

geſchlafen hatte. Philipp, der noch vor dem Schluſſe derſelben ſich entfernt hatte, trat jetzt wieder ein und erwiderte auf Befragen, wo er geweſen, daß er den alten Magiſter ein Stück Wegs begleitet und ihm über die „böſe Stelle" geholfen. Ein dankbarer Blick Emiliens vergütete ihm reichlich die Mühe. Der Abbé legte ſich erſchöpft am Kamin zurück und betrachtete mit verliebten Blicken Emilien, die ſich von ihm abwendete.

Was werden jetzt unſer Sokrates und Plato machen? fragte der Abbé. Dies waren die Spitznamen, die man zwei jungen Offizieren der Garniſon gegeben hatte, von denen der Eine Artemiſens, der Andere Cleliens bevorzugter Bewunderer war.

Ach, die Armen! riefen beide Schweſtern klagend. Was werden ſie machen! Sie werden ſich langweilen, wie wir uns langweilen. Aber es ſoll auch gewiß der letzte Winter ſein, den wir auf dieſem bezauberten Schloſſe zubringen; den nächſten wird uns der Papa entweder nach Paris oder nach Petersburg bringen.

Und ich werde Ihnen folgen! rief der Abbé entzückt. Wohin Flora und Pomona auch wandern, der Zephyr flattert ihnen nach.

Aber wenn jede der Damen nun schon mit Zephyren versorgt ist, wie dann? bemerkte Emilie. Zudem sind Sie auch schon zu betagt, Herr Abbé, um so beschwerliche Dienste zu übernehmen. Zephyren Sie hier im Schlosse und leisten Sie mir Gesellschaft.

Ach, Sie wollen hier in der Einsamkeit meiner Tugend nachstellen! rief der Abbé. Der Plan ist nicht übel angelegt. Uebrigens für wie alt halten Sie mich, schöne Corinna? Aber ohne Bosheit, wenn ich bitten darf; denn ich weiß, die Frommen können entsetzlich maliciös sein, sie bekommen das aus nächster Hand vom heiligen Geist.

Wozu der Streit! nahm Artemise das Wort. Wir finden, daß Sie ein junger Mann sind, und somit sind Sie es auch. Ein Franzose wird nie alt; das ist auch etwas für Sie, Madame.

Sehr obligirt! rief die Bonne.

Ich behaupte, begann Emilie von neuem, die

dieſen Gegenſtand des Geſprächs, da er offenbar dem Abbé ungelegen war, nicht aufgeben wollte, daß, wenn ich mein Alter und das des Herrn Macargan zuſammenlege, noch ein paar Jahre fehlen werden an dem Ihrigen. Doch ich bin großmüthig, dieſe paar Jahre ſchenke ich Ihnen.

Nimmermehr! ſchrie der Abbé, das kann ich nicht zugeben. Jener Herr iſt wenigſtens vierzig Jahr alt, nach ſeinem ernſten Ausſehen zu ſchließen.

Er iſt erſt achtzehn, und ich bin ſiebzehn, macht zuſammen fünfunddreißig, fünf Jahre ſchenke ich Ihnen. Was ſagen Sie, meine Damen, bin ich nicht ein geſchickter Rechnenkünſtler?

Ja, ja, Herr Abbé, vierzig Jahr! So alt ſind Sie! riefen die beiden Schweſtern. Das iſt für einen Philoſophen noch ein ſehr jugendliches Alter. Aber woher weißt du, chère Emilie, daß Herr Makmager achtzehn Jahr alt iſt? Haſt du ihn ſelbſt darum befragt?

O man weiß immer ſehr genau, wie viel werth eine Bagatelle iſt, die man ſich anzueignen willens iſt, bemerkte der Abbé.

Das hab' ich eben bewiesen, Herr Abbé; denn ich habe sehr genau Ihr Alter angegeben, und diesmal sogar ohne die Absicht, Sie mir anzueignen.

Sollen wir nicht etwas Musik machen? fragte Artemise.

Die Harmonie ist wenigstens in unserer Gesellschaft schon vorhanden, setzte Clelia hinzu, mit einem Blick auf die Beiden am Kamin. Aber was sollen wir singen? Ich bin unserer Opernarien schon herzlich satt. Immer im hochtrabenden Style die Worte auszustoßen: „Ungeheuer, du willst mich wirklich verlassen!" oder „Hinab in deine Fluten steig' ich, Strom des Todes!" klingt gar zu lächerlich hier auf unserm ruhigen Schlosse, wo keine Ungeheuer sind und an dessen Mauern kein Styx vorbeifließt. Herr Magermann, Sie sollen so hübsche Schifferlieder singen können, probiren wir einmal eines.

Das ist ein glücklicher Gedanke! rief Artemise. Dabei wird unsere Bildsäule gezwungen, den Mund zu öffnen.

Aber wird es sich auch schicken, hob die Gouvernante an, indem sie langsam ihr wackelndes

Haupt mit der Brille dem jungen Menschen zuwandte, der sich bereits an das Clavier gestellt hatte — daß man hier Lieder des Volks singt? Was sagen Sie dazu, Herr Abbé?

Ich? Ich sage nichts. Sie sehen ja, Madame, daß diese schönen Damen die Rolle des Pygmalion übernehmen wollen, und daß sie gar so gern ihre Statue recht lebendig sehen möchten. Aber ich fürchte, der Marmor wird Marmor bleiben.

Der Vergleich mit dem Marmor war sehr passend. Philipp, der nie sehr viel Farbe hatte, war heute ungewöhnlich bleich. Er stand da, die Augen niedergeschlagen; die etwas starken Züge, das gelockte Haar, dessen natürliche Schwärze von keinem Puder gebleicht wurde, das Ebenmaß und die schlanke Jugendlichkeit der Gestalt mahnten an die Marmorbilder, die den jungen Bachus oder den Mercur darstellen. Als er sang, zeigte es sich, daß seine Stimme zwar roh und unausgebildet, aber von einem tiefen, fast erschütternden Ton war, der in seiner kräftigen Fülle eine gewisse Melancholie barg, die das Herz mit sich fortriß. Wenigstens wurde plötzlich eine ernste

Stimmung in dem kleinen Kreiſe bemerkbar. Es ſchien, als wenn die drei jungen Mädchen, die eben noch ſo heiter waren, jetzt zu Träumerei und Nachdenken aufgelegt wären. Vielleicht war auch der Gegenſtand des Liedes hieran ſchuld; es drückte die Empfindungen eines Schiffers aus, der weit ins ſtürmiſche Meer hinauszieht und ſeiner Geliebten, von der er nicht weiß, ob er ſie wiederſehen wird, ein Lebewohl ſendet. Emilie ſtand leiſe von ihrem Platze am Kamine auf, näherte ſich dem Sänger und lauſchte ſeinen Tönen.

Bald darauf ging die kleine Geſellſchaft auseinander.

Achtes Kapitel.

Philipp mußte dem Grafen Bericht abstatten von diesem Abende. Der Graf, der ihn jetzt immer höflich anredete und sehr rücksichtsvoll behandelte, sagte: Sie sehen, lieber Philipp, in diesem Abbé, den ich aus einer schlimmen Lage gerettet habe, einen jener gewissenlosen Männer, die unsere gute Sache verderben und sie noch völlig in Miscredit bringen werden. Sie nennen sich Philosophen, aber sie sind nichts als Modepuppen, dabei sind es Schurken und Libertins. Ihre Sitten sind durch und durch verdorben, Grundsätze kennen sie nicht, und dabei sind sie feig und unmännlich. Unsere Sache ruht bei ihnen in den

schlimmsten Händen; dennoch dürfen wir sie nicht verläugnen. In dem Heere, das wir gegen den Aberglauben und die großen staatlichen und socialen Misbräuche anführen, sind sie die Hintertruppen und dazu bestimmt, uns den Rücken zu decken; auch werden ihnen hier und da Posten anvertraut, zu deren Besetzung wir unsere edlern Kräfte nicht hingeben wollen. Als ich in Paris war, bat mich mein Freund Helvetius, mich dieses Mannes anzunehmen und ihn auf einige Zeit mit nach Deutschland zu nehmen, bis man in Paris seinen Unfall würde vergessen haben. Ich kam mit ihm hier an und er fiel mir anfangs beschwerlich, indem er Harlekinaden aller Art vornahm und meinem Landvolk Aergerniß gab. Nichts ist mir so verhaßt, als ein rohes, ungeschicktes Antasten der alten Irrthümer, an denen ein einfältiges, aber in seinem Glauben und seiner Unschuld ehrwürdiges Geschlecht noch festhält. Dergleichen muß langsam vorbereitet und mit dem Ernste unternommen werden, der der Sache ziemt. Denn wenn man seine Brüder bessern will, so muß man sie lieben; wen man aber liebt, den

behandelt man sanft und zärtlich. Den ächten Philosophen erkennt man daran, daß er sich selbst vergißt und nur in Andern lebt. Wer aus unserer Lehre nur ein Spielwerk der Eitelkeit macht, der kann sicher sein, daß ihm das große Werk nicht gelingt.

Auf Sie, lieber Philipp, setze ich große Hoffnungen. Sie sind aus dem Volke hervorgegangen, nicht von oben her und durch die Eitelkeit der Salons gebildet. Bewahren Sie sich diesen gesunden Kern der tüchtigen, ehrlichen, offenen, herzwarmen Gesinnung!

Uebrigens wird es mich freuen, wenn Sie öfterer in Frauengesellschaft sind. Ich habe Ursache zu fürchten, daß die ernsten Studien, die wir miteinander treiben und die, wie ich mir oft gestehen muß, eigentlich für Ihre Jahre noch nicht passen, Sie gar zu ernst und zurückhaltend machen. Da Sie, wie ich hoffe, sich in der großen Welt noch viel werden umtreiben müssen, so können Ihnen die Bücher hierzu nichts nützen. Ich ertappe mich da auf einem eigenthümlichen Egoismus. Da ich in einem so jungen Manne be-

reits eine so scharfe und charaktervolle Bildung entdeckt habe, so frage ich nicht darnach, ob ich diesem jungen Manne dadurch schade, sondern ich folge meiner Neigung, die mich zu dieser seltenen Erscheinung hintreibt, und zwinge Sie, mit mir zu studiren und zu lesen, anstatt daß ich Sie antreiben sollte, die Vergnügungen Ihres Alters aufzusuchen. Doch das soll anders werden. Ich will meinen Mädchen sagen, daß sie und nicht ich Sie in die Schule nehmen sollen.

Philipp machte dagegen Einwendungen, auf die der Graf aber nicht achtete. Das ist unmöglich, rief er, daß Sie keinen Geschmack finden sollten an den Lustbarkeiten der Jugend. Sie haben sie nur noch nicht gekostet. Daß Sie durch die schlechten Vergnügungen Ihres Alters noch nicht verdorben worden sind, daß Sie die Frauen von ihrer niedern Seite nicht haben kennen lernen, ist mir ganz lieb; aber der unschuldige und heitere Verkehr mit diesem Geschlecht, der ist Ihnen durchaus nöthig.

Von dieser Zeit an war Philipp fast täglich in der Gesellschaft der Damen, und die beiden

Schwestern, mochte nun dies der ausdrückliche Befehl des strengen Vaters bewirken, oder das erwachende Wohlgefallen, das sie an ihrem neuen Gesellschafter fanden, bezeigten sich weit freundlicher und aufmerksamer gegen ihn. Emilie blieb sich gleich, sie hatte ihm gleich anfangs eine lebhafte Theilnahme gezeigt, die sich ungezwungen äußerte, sowie überhaupt der Charakter dieses liebenswürdigen Mädchens Offenheit und Natur war. Der Abbé, nachdem er versucht hatte, sich an Philipp zu reiben, von diesem aber ein paarmal hart zurechtgewiesen worden, bekam Respekt vor den unfriedlichen und ungefälligen Eigenschaften des jungen Soldaten und ließ ihn in Frieden. Der alte Magister war mehr für Philipp als gegen ihn, besonders leitete ihn hierbei die Ansicht, die sein Liebling, Emilie, über den Charakter unsers Helden ausgesprochen hatte. Mit zwei Mitgliedern der kleinen Gesellschaft stand sich jedoch Philipp entschieden schlecht, und gerade diese waren die einflußreichsten in Betreff seines fernern Verbleibens auf dem Schlosse. Der Major des Regiments, ein noch sehr junger Mann von

vornehmer Familie, durch Protection zu seiner Stelle gelangt, machte der ältesten Comteß den Hof, indem er zugleich ernstliche Absichten auf ihre Hand und ihr Vermögen hegte; der Oberlieutenant, sein intimer Freund, in gleichem Alter und von gleichen Charaktereigenschaften, trachtete nach dem Besitze Eleliens. Es war diesen Herren sehr unlieb, einen gemeinen Soldaten ihres Regiments hier zu finden; zwar unter andern Verhältnissen, dennoch aber ihren Stolz beleidigend und ihnen einen lästigen Zwang auflegend. Der Graf hatte ausdrücklich ein völliges Ignoriren der militärischen Beziehungen den jungen Offizieren zur Bedingung ihrer freundlichen Aufnahme im Schlosse gemacht, und sie waren zu klug, um irgend etwas ihrem Interesse Zuwiderlaufendes zu unternehmen. Philipp war daher, so lange er auf dem Schlosse und unter Protection des Grafen sich befand, für sie Mitglied der Gesellschaft, wie jedes andere; im Geheim nahmen sie sich aber vor, sobald der Urlaub abgelaufen sei, an dem Eindringling sich für den Zwang zu entschädigen, den er ihnen aufgelegt.

Noch erbitterter wurden sie gegen ihn, als sie bemerkten, daß die Damen ihm immer mehr Aufmerksamkeit schenkten. Philipp seinerseits beherrschte die Aufwallungen seines Temperaments, nichts destoweniger sammelte sich jedoch auch bei ihm reichlicher Stoff zum künftigen, offenen Friedensbruche. Es gab Gelegenheiten, wo der Hochmuth und die Eitelkeit der Offiziere es den ihnen zeitweilig Gleichgestellten fühlen ließen, daß sie seine Herren waren, und diese Gelegenheiten gingen nie vorüber, ohne daß Philipp sich in Worten oder Mienen zur Wehre setzte, wo denn die Damen entschieden auf seine Seite traten, wodurch das Uebel verschlimmert ward. Nur Emilie suchte mit richtigem Takte zu versöhnen, indem sie die Partie der Offiziere nahm, oft gegen ihr besseres Wissen und Wollen, wie der folgende Vorfall zeigt.

Der Winter war vergangen, der Frühling setzte die Umgebungen des alten Feudalschlosses in die schönste und heiterste Pracht. Ein See von ziemlichem Umfange befand sich in der Nähe, und es wurden öfters kleine Fahrten auf ihm

unternommen. Eines Nachmittags befanden sich in einer der kleinen Gondeln die drei Mädchen, die Offiziere und Philipp. Die Offiziere ruderten, Philipp steuerte. Man sang und lachte und war guter Dinge. Nach einer kleinen Weile änderte sich das Wetter, ein lebhafter Südwind fing zu blasen an und dieser trieb den kleinen Nachen immer weiter in die Mitte des Sees. Die Damen verlangten jedoch rasch ans Ufer gebracht zu werden. Es war unmöglich, irgend eine Einheit in das Manöver des Ruderns zu bringen; die Anordnungen, die Philipp mit großer Bescheidenheit gab, wurden nicht beachtet. Der Wind wurde zu einem Sturme und das Boot tanzte auf den Spitzen der Wellen. Die beiden Schwestern hatten sich umarmt und saßen, von den Wellen bespritzt, auf der hochgehobenen Spitze des Boots; die Offiziere fluchten und ruderten dabei Einer dem Andern entgegen. Das Boot fing an sich im Kreise zu drehen; die Kunstfertigkeit Philipp's half unter diesen Umständen nichts. Er hatte dabei noch die fast ohnmächtige Emilie zu halten, die die Bewegung krank gemacht. Nachdem Phi-

lipp's Rath nicht befolgt worden, sagte er trotzig mit einer dunklen Röthe im Gesicht: Wohlan, ich rühre keine Hand weiter an! Wollen Sie, Herr Major, ans Ruder kommen? Ich bin ein geborner Seemann, ich muß wissen, was hier zu thun; will man aber mir nicht gehorchen, so mag ich wenigstens nicht beigetragen haben, wenn ein Unglück geschieht! — Hiermit ließ er das Steuer frei.

Will Er wol, Bursche! schrie der Major athemlos und in Schweiß gebadet; ich will Ihn lehren, sich feig zurückzuziehen, wenn wir alle in Gefahr sind.

Philipp, eben noch flammend roth, wurde, als diese Worte erklangen, bleich wie der Tod. Seine Augen rollten und er heftete einen kurzen, aber scharfen Blick auf den Major. Seine Hand rührte sich jedoch nicht, das Ruder wieder zu ergreifen.

Die am Boden liegende Emilie erhob sich, als sie diesen gefährlichen Streit hörte; ein bittender Blick auf Philipp brachte diesen wieder rasch zur Besinnung. Er bedachte, daß es thöricht sei, seine Gefühle und Empfindungen hier geltend zu machen,

wo es die Rettung Hülfloser galt. Rasch war seine Hand wieder am Ruder, und Emilie, sich zu den Offizieren wendend, rief: Meine Herren, Sie haben viel mehr Kenntnisse, Sie sind weit geschickter als dieser junge Mann, aber Ihre vornehme Erziehung, bedenken Sie doch, kann Sie Das nicht gelehrt haben, was ganz andere Verhältnisse unserm Schiffer beibrachten. Lassen Sie sich nur diesmal etwas von ihm sagen, thun Sie's Ihrer eigenen Sicherheit wegen, wenn Sie es der unsrigen wegen nicht thun wollen.

Diese Worte bewirkten, daß die Offiziere jetzt streng die Weisungen befolgten, die Philipp ihnen ertheilte. Somit gelangte das Boot unbeschadet ans Ufer. Philipp trug Emilien auf seinen Armen hinaus. Sie dankte ihm und nannte ihn ihren und der kleinen Gesellschaft Lebensretter. Natürlich wies Philipp dieses ihm zuerkannte Lob zurück.

Von diesem Vorfall an herrschte die erbittertste Stimmung zwischen den Offizieren und Philipp. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf hiervon Kenntniß erhielt, und da seines Schützlings Ur-

laub bald zu Ende ging, und er voraussah, man werde ihm unter diesen Umständen keinen neuen ertheilen, suchte er dahin zu wirken, daß Philipp zu einem andern Regimente versetzt würde, und zwar zu einem, das Marschordre erhalten hatte, um an die Grenze zu rücken, wo ein feindliches Truppencorps bereits zusammengezogen war. Wir befinden uns nämlich in dem Zeitabschnitt, der dem Schlusse des bairischen Erbfolgekrieges voranging. Die kriegerischen Rüstungen damals ließen auf einen neuen blutigen Zusammenstoß der Mächte schließen, doch das Machtwort Rußlands brachte bekanntlich sehr bald den Frieden zu Teschen zu Stande.

Als der Graf den glücklichen Erfolg seiner Bemühungen dem Jünglinge mittheilte, dankte ihm dieser ganz besonders freudig. Gerade das war es, was er gewünscht hatte. Der Krieg versprach ihm ein neues, ruhmreiches Feld der Thätigkeit und entzog ihn den kleinen boshaften Neckereien und der abhängigen Lage auf dem Schlosse. Als seine nahe Abreise bekannt wurde, machte sie eine verschiedene Wirkung auf den klei-

nen Kreis der Schloßbewohner und ihrer Gäste. Die Offiziere waren unwillig, daß ihnen die Gelegenheit genommen wurde, recht empfindlich ihre Rache zu nehmen; die beiden Schwestern bedauerten aufrichtig, ihren Schüler — so nannten sie ihn wegen des ihm ertheilten Gesangunterrichts — weggehen zu sehen, und Emilie, die scheinbar sich am zufriedensten mit diesem Abschied zeigte, empfand ihn nichtsdestoweniger am schwersten. Philipp's Charakter war ihr durch eine Menge kleiner Züge, die nur für ihr feines Auge sichtbar waren, achtungswerth und lieb geworden. Sie hatte Sinn für die Offenheit und Geradheit seines Wesens, und was gegenüber den Andern scheue Zurückhaltung und finsteres Verschließen genannt werden konnte, erschien, wenn Philipp mit ihr allein war, als eine treue, feste Seelenreinheit, die ihres innern Werthes sich nicht bewußt geworden ist. Wer wird jetzt mich begleiten, sagte sie zu sich, wenn ich im Dorfe meine Kranken besuche, wer mir den Korb mit Speisen und Getränken nachtragen, den ich oft heimlich bald in diese, bald in jene Hütte bringen muß? Ach, und

wer wird mit mir zusammen den alten Magister pflegen, den die letzten Monate hindurch eine gefährliche Krankheit ans Bett gefesselt hat? Dennoch war Emilie froh, daß Philipp ging; denn sie sah voraus, in welche üble Lage er kommen mußte, wenn er blieb und in seine Stellung als Soldat zurückkehrte. Der Abbé sagte: Der Bär ist erst zur Hälfte geleckt, und man läßt ihn schon gehen. Philipp selbst wünschte und hoffte, dreien Personen dieses Kreises noch in seinem fernern Leben zu begegnen, dem Grafen, den er ehrte, Emilien, die ihm wohlgefiel, und dem Major, den er haßte. Das Schicksal erfüllte ihm diese drei Wünsche, wie der Verlauf dieser Geschichte zeigen wird.

Neuntes Kapitel.

Wir übergehen den Zeitraum von drei Jahren, während welcher unser Held bei seinem neu gewählten Regimente sich befand, das in kleinen Vorpostengefechten öfters ins Feuer kam. Philipp fand Gelegenheit, seinen Vorgesetzten zu zeigen, daß er ein braver, unerschrockener Soldat war, und daß man auf seine Pflichttreue zählen konnte. Er wurde mehr als einmal verwundet, jedoch nicht gefährlich, und die höhere Charge eines Unteroffiziers wurde ihm zu Theil. Dies war jedoch nicht die Erfüllung der Pläne, die sein Ehrgeiz sich geträumt. Erstlich schon, daß es zu keiner bedeutenden Schlacht kam, daß sich der

Gang der Kriegsunternehmungen von einem Winterquartier zum andern schwerfällig in die Länge zog, machte ihn mismuthig, und dann wurde ihm das müßige Leben in den kleinen Cantonirungen, wodurch die Sitten verschlechtert und der Muth herabgestimmt ward, zuletzt ganz verhaßt. Zum Glück für ihn trat eine Episode in dieses Einerlei; es blitzte ihm nämlich ein Hoffnungsstrahl auf, von seiner Heimat und seinen Angehörigen etwas zu erfahren. Der Vorfall war nämlich dieser.

In dem Lazarethe liegend, mit noch mehren andern Verwundeten zusammen, wurde er auf einen alten Mann aufmerksam, der für bestimmte Dienstleistungen angenommen war und sich dabei auf eine eigenthümliche Weise benahm. Man hörte ihn wehklagen und ächzen, gleichsam als empfände er selbst die Schmerzen, die der von ihm Gepflegte empfand. Eines Abends kam es zwischen Philipp und diesem Wärter zum Gespräch. Der Alte wurde mittheilsam. Philipp erfuhr den Grund seines Kummers und mithin die Ursache seines seltsamen Betragens. Gewissens-

biſſe quälten den Armen, und ſein Seelenleiden erwachte allemal auf das heftigſte, wenn er das Körperleiden eines der ihm zugewieſenen Kranken ſah.

Und worin beſteht Eure Schuld? fragte Philipp.

Ich war ein untreuer und gewiſſenloſer Diener, entgegnete der Alte. Ich ſah ein Unheil über das Haus meines Herrn kommen und warnte ihn nicht.

So trachtete man Eurem Herrn nach dem Leben, oder wollte man ſein Haus anzünden?

Nein, rief der Greis; man wollte ihm nur ſein Weib und ſein Kind ſtehlen. Ich ſage, man wollte, ich hätte ſagen ſollen, man ſtahl ihm Beides wirklich.

Philipp fuhr in die Höhe, erfaßte krampfhaft den Arm des Wärters und rief: Was ſagt Ihr da, Alter! Wie hieß Euer Herr, und wo lebte er?

Wozu wollt Ihr das wiſſen?

Das laßt meine Sache ſein. Sprecht!

Nein, ich ſpreche kein Wort weiter. Wer hätte vorausſehen ſollen, daß Ihr ſo großen Antheil

an meiner Geschichte nehmen würdet. Ich habe sie schon einer Menge Leuten erzählt, und sie haben dazu den Kopf geschüttelt, haben mich bedauert und geschwiegen. Ueberdies, wenn ich weiter spräche, würdet Ihr aus Eurer Ruhe kommen, und das könnte Eurer Wunde schaden.

Aus meiner Ruhe bin ich schon gekommen, Alter; sagte Philipp.

Nun, warum wollt Ihr denn überhaupt die Namen wissen?

Weil ich einen Freund habe, entgegnete Philipp ungeduldig, dessen Schicksal ähnlich war mit dem des Sohnes Eures Herrn.

Wie — man tödtete auch die arme Mutter?

Ja — ja! Um Gotteswillen sprecht! rief Philipp zitternd. Er schlug die Hände vor dem Antlitz zusammen. Aufs neue und im grellsten Lichte traten alle jene Momente seiner Kindheit vor seine Seele.

Du lieber Heiland, wie Ihr zittert! Nein, nein, ich sage kein Wort weiter.

So werde ich Euch erwürgen! schrie Philipp, und legte beide Fäuste an die Kehle des Alten. Der Auftritt machte Aufsehen; die Kranken in

den naheſtehenden Betten erwachten; hierdurch bewogen, mäßigte Philipp ſeine Leidenſchaft. Aber es war umſonſt; aus dem erſchreckten und eingeſchüchterten Greiſe war nichts mehr herauszubekommen. Ihr ſeid einer von den Mördern! rief er. Wenn Ihr noch weiter in mich dringt, ſo zeige ich Euch an! Hiermit eilte er fort und war nicht wieder zu bewegen, an Philipp's Bett zu kommen. Als der Jüngling genas, war der Alte verſchwunden. Alle Erkundigungen nach ihm waren fruchtlos. Er war fremd im Orte geweſen; er hatte ſich zur Krankenpflege gemeldet, und man hatte ihn angenommen. Dies war Alles, was man Philipp zur Antwort gab. Man kann ſich denken, welche unruhige Wochen dieſer verlebte, bis ihm jede, auch die leiſeſte Spur dieſes wunderſamen Ereigniſſes verloren ging. Es war gewiß, er war mit einem ehemaligen Diener ſeines Vaters zuſammengetroffen, und dieſer ſchien ein Mitſchuldiger des Verbrechens geweſen zu ſein, wenigſtens zeugte dafür ſeine bange Scheu und die lebhafte Gewiſſensangſt, ſowie ſeine Flucht, als er eine Entdeckung befürchtete.

Ein zweites Begegnen sollte Philipp erleben, das ihn an frühere Zeiten mahnte, doch auch dieses ging ebenso fruchtlos vorüber. Er glaubte nämlich in einem der feindlichen Reiter, der durch einen Bajonnetstich verwundet worden, jenen Boten zu erkennen, der ihm am Strande die Papiere und das Geld eingehändigt. Aber der Reiter, mochte er nun Philipp erkannt haben oder nicht, oder mochte Philipp sich geirrt haben, verweigerte jede Auskunft. Der Verwundete war überdies in solch' gefährlichem Zustande, daß er bald darauf starb. Philipp bemächtigte sich seines Taschenbuchs und zeichnete sich die Heimat und den Namen des Todten auf.

Schon war eine geraume Zeit nach Abschluß des Friedens vergangen, und Philipp, der jetzt weder Neigung noch Grund fand, länger Soldat zu bleiben, hatte vergeblich sich um seine Entlassung bemüht. Den schwierigen und combinirten Verhältnissen der Landesherrschaft, zu deren Kriegsverbindlichkeiten es gehörte, den Truppentheil herzustellen, bei dem Philipp diente, war diese Säumniß zuzuschreiben. Für ihn, der sich

mit Zwang zurückgehalten sah, war dies unbeschreiblich lästig. Er wandte sich brieflich an den Grafen, um diesen zu bitten, sich für ihn zu verwenden; er erhielt keine Antwort. In einem kleinen Landstädtchen eingesperrt, ohne Bücher, ohne Umgang, an die Arbeiten eines mechanischen Dienstes gefesselt, war er nahe daran, zu verzweifeln, und mehr als einmal dachte er daran, die Flucht zu ergreifen.

In dieser finstern Stimmung verging der Winter; der Frühling brachte endlich dem armen Gefangenen die bestimmte Aussicht seiner baldigen Erlösung. Philipp zählte die Tage und berechnete die Stunde, wo das Entlassungsschreiben sich in seinen Händen befinden würde. Aber es sollte anders kommen, wie er gehofft. Wenige Augenblicke und sein Geschick nahm eine unvorhergesehene plötzliche Wendung.

Eines Tages, als er eben müßig an einem entfernt gelegenen Bauernhause vorbeiwanderte, hörte er Tumult darin und kreischende Weiberstimmen. Er blieb stehen und richtete den Blick auf die Hausthür, aus der jetzt ein Mädchen

hervorstürzte, die den niedern Zaun des Gartens erklettern wollte, um sich in einen Schuppen zu retten, der zur Aufbewahrung von allerlei ländlichen Geräthschaften diente. Vielleicht wollte sie sich auch mit diesen bewaffnen gegen ihren Verfolger. In diesem erkannte Philipp einen Offizier, und zwar einen von dem Regimente, in welchem er früher gestanden. Der Mann war in trunkenem Zustande, und die Flüche, die er ausstieß, die drohenden Bewegungen, die er mit der gezogenen Waffe ausführte, ließen das Schlimmste für das Opfer seiner Verfolgungen erwarten. Schon hatte er die Fliehende erfaßt, und sie auf den Boden geworfen, ein altes Weib in der Thür rang vergeblich Hülfe rufend die Hände, da stürzte Philipp hinzu und faßte kräftig den brutalen Wütherich an der Schulter. Er erkannte den Major und dieser erkannte ihn. Das unheilvolle Zusammentreffen lähmte auf einen Augenblick die Kräfte beider. Philipp jedoch gewann zuerst die Ueberlegung wieder, und es durchzuckte ihn wie ein Strahl von Freude, daß er jetzt seinem Feinde in willkommenster Nähe gegenüberstehe.

Der Major ließ das Mädchen frei, richtete sich langsam auf und fragte mit einem kalten höhnenden Lächeln, das in ein Grinsen überging: Wer er sei und was er wolle?

Sie kennen mich nicht mehr, Herr Major? rief Philipp. Ich bin derselbe, dem Sie einst den Vorwurf der Feigheit zu machen sich erdreisteten.

Und heute füge ich noch den der Unverschämtheit hinzu! schrie der Major. Aus meinem Wege, Bursche, wenn Er nicht will, daß ich Ihm den Schädel spalte!

Philipp trat einen Schritt zurück und sagte in einem kalten, scharfen Tone: Ich bin ohne Waffen.

Das sehe ich, und darum sag' ich Ihm friedfertig, daß Er seines Weges sich trollen soll, hob jener in einer etwas gemäßigtern Sprache wieder an. Was hier geschieht, geht Ihm nichts an. Versteht Er?

Das Mädchen umklammerte Philipp's Kniee, und auch die Alte fiel vor ihm nieder. Beide beschworen ihn, sie zu retten. Der Major riß

die Dirne an sich, Philipp stieß von neuem seinen Arm zurück. Jetzt zog der Wüthende den Degen und drang auf den Wehrlosen ein. Dieser schrie noch mit der letzten Kraft der schwindenden Beherrschung seiner selbst: Herr Major — haltet ein! Es kann ein Unglück geschehen!

Hund! brüllte jener, und wenn ich dich von der Erde vertilge, so geschieht dir Recht! Elender Bastard!

Kaum waren diese Worte heraus, als schon des Majors eigner Degen diesem tief in der Brust saß. Philipp hatte rasch die Waffe ihm aus der Hand gerungen und im Nu den tödtlichen Stoß vollführt. Heulend stürzte jener zusammen und wand sich in seinem Blute. Die Wand der Hütte, die nahen Gebüsche waren mit Blutspuren übersäet. Nur einen Moment der Ueberlegung brauchte Philipp und er sah ein, daß hier seines Bleibens nicht länger sein dürfe. Rasch zog er den Soldatenrock aus, warf ihn über den Zaun ins Gebüsch und entfloh feldeinwärts, so schnell er konnte. Rückschauend ge-

wahrte er, wie ein Mann in Hemdsärmeln in die Thür der Hütte trat und ein Pistol auf ihn abfeuerte. Zugleich hörte er Lärm und Stimmen von der Seite des Dorfes her durcheinander rufen. Er beschleunigte seinen Lauf noch mehr, und gönnte sich erst dann einen Augenblick Ruhe, als er ein dichtes Gehölz erreicht hatte, das eine kleine Viertelstunde vom Dorfe entfernt sein mochte. Hier warf er sich nieder und untersuchte seinen Arm, der ihm verwundet schien; dies war jedoch nicht der Fall, die Blutflecke am Aermel schienen von der blutbefleckten Uniform herzurühren, die er abgestreift. Ein tiefer Athemzug entwand sich seiner Brust. Es war ihm, als rief eine Stimme hoch oben in den bewegten Laubgipfeln: Mörder! Ein seltsames Rauschen ging durch den Wald, die Natur schien wie verändert.

Indessen war es nicht Zeit nachzugrübeln, er mußte sich wieder aufraffen und seinen irren Lauf von neuem antreten. Ins tiefste Dickicht hinein suchte er zu dringen; die Hecken und Dorngebüsche zerrissen seine Kleider und ritzten seine Hände blutig. Dabei glaubte er immer einen

nahen Lärm zu hören. Stillestehend löste sich dieses Geräusch in das stoßweise Wehen des Sturmwindes auf, der dichte Regenwolken herbeitrieb, die sich alsbald zu entladen begannen. Dieser Umstand war dem Flüchtlinge günstig; er konnte hoffen, daß seine Verfolger Halt machen würden, um den ersten Andrang des bösen Wetters vorbeizulassen, auch die vermehrte Dunkelheit ließ ihn sicherer auf einen Versteck hoffen. Das Wetter war so schwer herangezogen, daß es völlig Nacht geworden war; die Blitze kreuzten sich und der Donner rollte ohne Aufhör.

Nach einer Stunde lichtete sich der Himmel, die Abendsonne durchschimmerte den Wald. Philipp war auf einen Baum geklettert und, indem er sich mühsam an den Zweigen festhielt — denn seine Kräfte drohten ihn zu verlassen — suchte er mit angestrengter Aufmerksamkeit in die Ferne zu spähen. Indem er noch so lauschte, fiel dicht in seiner Nähe ein Schuß. Dieser galt ihm, denn die Richtung des Rauches verfolgend, bemerkte er, wie zwei Gestalten sich durch das Dickicht arbeiteten. Er glitt vom Baume herab und nahm

seinen Lauf nach einem Graben zu, der zur Bewahrung des Wildes zu dienen schien; er war bis obenzu mit dürren Blättern und Reisig gefüllt. In diese Tiefe verbarg er sich. Erst als er jedes verdächtige Geräusch sich verlieren hörte, und die Dunkelheit der Nacht bereits eingetreten war, wagte er sich aus der Grube hervor. Seine Kenntniß von dergleichen Schlupfwinkeln, dazu seine Fertigkeit, sich im Dunkeln zurechtzufinden, alles Dinge, die sein früheres abenteuerliches Leben ihn gelehrt, machten, daß er die gefährlichen Stellen vermied, und ein glücklicher Zufall wollte, daß er nach nicht gar zu langem Suchen einen Pfad entdeckte, der ihm die Gewißheit gab, daß eine menschliche Wohnung in der Nähe sei. Wie willkommen war ihm diese Entdeckung; doch er beschloß sogleich, sie sich nur mit großer Vorsicht zu nutze zu machen; denn gerade hier konnten seine Verfolger Posten gefaßt haben.

Ein Licht schimmerte durch das Dunkel. Leise heranschleichend gelangte er zu einem Häuschen, das die Wohnung eines Köhlers oder eines Försters zu sein schien. Tiefe Stille herrschte in und

um die Hütte. Nach einer Weile erhob sich ein Gesang, den eine jugendliche Frauenstimme ertönen ließ und der langsam und feierlich wie ein Grablied klang. Offenbar war also hier nichts zu befürchten, und Philipp klopfte an eines der niedrigen Fenster. Der Gesang verstummte, ein Licht bewegte sich im Innern der Hütte, die Hausthür wurde ein wenig geöffnet und eine Stimme frug, wer da sei. Unser Wanderer fürchtete mit Recht, daß seine blutigen und zerrissenen Kleider der einsamen Bewohnerin dieser Waldklause einen so lebhaften Schrecken einflößen könnten, daß sie ihm den Eintritt verweigern würde; er zog es daher vor, fürs Erste unsichtbar zu parlamentiren und um Aufnahme zu sollicitiren. Ein junges Mädchen von etwa sechzehn Jahren, im Kleide einer reichen Bäuerin, stand in der Thür, und beleuchtet von der Kerze, die sie in der Hand hielt, machte ihre jugendliche Schönheit einen mächtigen Eindruck auf den Armen, der sich damit beschäftigte, seine blutigen Lumpen in eine einigermaßen schickliche Ordnung zu bringen. Endlich trat er hervor und sagte dem Mädchen, daß er verfolgt

werde, daß man ihm nach dem Leben trachte und ob sie ihn verbergen wolle. Sie schrak zusammen, als sie die große bleiche Gestalt vor sich sah, allein ein Blick in das bittende Auge, das auf sie gerichtet war, mochte sie bestimmen, in die Gewährung der Bitte zu willigen. Sie zog ihn rasch herein und verschloß die Thür. Wie Viele sind es, die Euch verfolgen, armer Mann? fragte sie. Ich will es wissen, denn wenn ihrer eine große Menge sind, werde ich Euch nicht schützen können; wir sind drei Frauen und allein im Hause. Oben liegt die Leiche des Großvaters, der gestern früh gestorben ist, die blinde Großmutter, ich und eine Magd haben den Befehl, Niemand einzulassen, so lange der Bruder fort ist, der in die nächste Stadt gegangen.

So danke ich Euch, daß Ihr meinetwegen gegen den Befehl handelt, sagte Philipp. Der Himmel ist mein Zeuge, ich hätte auch nicht weiter gekonnt, denn jetzt fühle ich, daß ich verwundet bin. Seht da, eine ziemlich bedeutende Wunde am Arm!

Die ich Euch verbinden werde, sagte das

Mädchen, indem sie zu einem Wandschränkchen lief und Linnenzeug und Band herbeibrachte.

Unterdessen hörte man eine alte Frau rufen: Wer ist denn da? Mit wem sprichst du, Else?

Großmutter, es ist ein armer Wandersmann, der sich blutig gefallen hat.

Hast du das Licht oben beim Todten stehen lassen? fragte die Alte von neuem.

Die Margarethe ist dort, und ich gehe selbst gleich wieder hinauf.

Nachdem der Verband angelegt war, brachte das Mädchen einen Teller mit Suppe, that noch ein paar Fragen, ob die Wunde schmerze, ob er sich jetzt besser fühle, und wies ihm dann das Lager an, in welchem der Bruder zu schlafen pflegte; Philipp zog es vor, sich auf die Streu zu betten, die für den Knecht bereit lag, weil er fürchtete, das Bett mit Blut zu beflecken. Er fiel in einen todähnlichen Schlaf. Es mochte Mitternacht sein, als heftig an die Thür geschlagen wurde und mehre Stimmen Einlaß begehrten. Else war bereits in der Stube, sie kniete auf die Streu nieder und flüsterte dem Erwachten

ins Ohr: Es ist Gefahr! Man sucht Euch; kommt, ich weiß ein Mittel Euch zu retten. — Stumm folgte ihr Philipp, die Treppe hinauf in die Bodenkammer. Hier angelangt, sagte das Mädchen: Nun nehmt einmal den Todten beim Kopf, ich werde ihn an den Füßen fassen, wir wollen ihn — leise, vorsichtig! — hier in den Großvaterstuhl setzen, so, als ob er daselbst schlummerte, ich lege Decken um ihn her, und Ihr —

Und ich? fragte Philipp und blickte erstaunt das Mädchen an.

Und Ihr legt Euch an seine Stelle in den Sarg. Ihr habt doch nicht Furcht da zu liegen, wo ein Todter gelegen?

Nein, Kind, fürchten kann ich mich nicht! Wahrlich nicht!

So legt Euch hin.

Philipp lag im Sarge. Das Todtenhemde wurde ihm rasch übergebreitet, die Mütze dem Todten abgenommen und ihm tief in die Stirn gedrückt. Die Leiche saß im Polsterstuhle, zusammengesunken, in Decken gehüllt. Diese eigenthümliche Schöpfung war das Werk weniger

Augenblicke; während dessen man das laute Sprechen der Magd unten hörte, und dazwischen die keifende Stimme der Alten, untermischt mit den Flüchen der eingedrungenen Männer.

Jetzt fein ruhig gelegen! sagte Else mit einem fast schelmischen Ausdruck ihrer hübschen Augen. Der armen Leiche war es wirklich nicht ganz behaglich zu Muth, als sie jetzt Tritte auf der Bodentreppe hörte. Else stimmte ihren Grabgesang an; das Gesangbuch zitterte in ihren Händen, dennoch lächelte sie ihrem Schützling zu, um ihm Muth zu machen. Die Thür wurde leise geöffnet, und ein paar Gesichter guckten durch die Spalte. Der Sarg, das Licht und das singende Mädchen, das ihnen den Rücken gekehrt hatte, schien ihnen Respekt einzuflößen; sie wollten die Thür wieder schließen, als der Fußtritt eines Nachfolgenden sie weit auffliegen machte. Nur vorwärts, herein! schrie die befehlende Stimme. Er kann auch hier verborgen sein; durchsucht alle Winkel!

Die Soldaten kamen jetzt heran, fünf füllten plötzlich die kleine Kammer. Was wollt ihr hier? rief Else, indem sie zornig aufsprang; seht ihr

denn nicht, daß hier ein Todter ist und ein Schlummernder? Geht, und weckt den Alten nicht!

Die Soldaten antworteten nicht, sondern durchsuchten alle Winkel der Kammer; der Befehlende näherte sich dem Sarge und betrachtete den Darinliegenden mit flüchtiger Aufmerksamkeit. Ist dies dein Bruder, Kleine? fragte er. Mein einziger, erwiderte sie schluchzend. Die Wilddiebe haben ihn gestern todtgeschossen.

Der Mann ließ das Bahrtuch wieder fallen, dessen Zipfel er in der Hand gehalten. Sein Auge wendete sich jetzt auf den Alten im Stuhl. Der arme Mann ist blind und taub, rief Else, laßt ihn, weckt ihn nicht! Nun denn! rief jener und schickte sich an, die Kammer wieder zu verlassen, dann wendete er sich wieder, faßte das Mädchen unterm Kinn und sagte schmeichelnd: Du bist eine schmucke Dirne; ich werde meine Soldaten fortschicken und für den Rest der Nacht dir Gesellschaft leisten.

Ach, Herr, das würde wol nicht gehen!

Weshalb nicht? Hier hast du zwei Goldstücke. Nimm sie!

Nicht doch, Herr — die Großmutter unten.

Die wird glauben, daß ich schon längst wieder fort bin, und wenn sie herauf kommt, so, weißt du was? Ich will mich statt des Todten hier in den Sarg legen; dann merkt sie nichts.

Um Gotteswillen, rührt den Todten nicht an. Das ist die größte Sünde, die man begehen kann!

I ja doch! Komm! Faß du am Haupte an, ich werde die Füße anpacken.

Schon hatten sich seine Hände ausgestreckt, als Else ihn mit aller Heftigkeit anfiel und ihn zurückzog. Weg, — weg, vom Todten! rief sie. Ich will im Walde auf Euch warten, nur hier nicht! — Im Walde, wenn Ihr durchaus wollt!

Mir auch recht! entgegnete jener. Du bist aber eine einfältige Dirne; hier könnten wir uns am ungestörtesten küssen. Der Todte plaudert nicht, und der Blinde und Taube dort ist so gut wie ein Todter. Also zehn Schritte von der Hütte, auf dem Pfade links, da treffe ich dich, wenn der Morgen graut! Kommst du nicht, so komme ich her, und dann gehe ich nicht wieder. Verstehst du mich? — Ich nehme dein Gesangbuch als Pfand mit.

Er ging, und mit ihm verließ seine Begleitung die Hütte.

Philipp lag noch eine ganze Stunde im Sarge, ehe seine Beschützerin ihm erlaubte, dieses düstere und unbequeme Bett zu verlassen.

Ich gehe nun, sagte Else, als die Morgendämmerung in die Fenster zu schimmern begann; denn mein Gesangbuch kann ich nicht in seinen Händen lassen. Es steht darin ein Gebet, das meine Mutter mit sterbender Hand einst einschrieb.

Philipp fragte: Ihr wollt in den Wald hinaus? Ihr wollt jenem Wort halten? Das hätte ich von Euch nicht geglaubt!

Mittlerweile, sagte sie ruhig, verlaßt die Hütte nicht. Ich werde den Mann draußen aufhalten und zugleich sehen, ob nichts mehr zu befürchten ist.

Nicht deshalb geht Ihr. Ihr geht, weil Ihr mit ihm tändeln wollt.

Mir fällt's nicht ein. Was denkt Ihr! Ich gehe, um Euch zu retten und zugleich um mein Buch mir wieder zu verschaffen. Das ist kein hübscher Dank, den Ihr mir gebt. Glaubt nur, ich hätte sogar die Liebkosungen des Mannes

hier geduldet, nur um Euch nicht in Gefahr zu bringen.

Und du denkst, Mädchen, sagte Philipp heftig, daß ich das geduldet haben würde!

Was hättet Ihr gethan?

Was ich gethan hätte? Ich wäre lebendig geworden und aus dem Sarge gesprungen. Der Teufel mag da todt sein, wenn Diejenige, die uns mit Gefahr gerettet hat, vor unsern Augen eine Unbill erfahren soll.

Es wäre nicht so schlimm geworden! sagte das Mädchen heiter. Wir Dirnen im Forste wissen uns zu wehren. Darum gehe ich auch sorglos hinaus. Wenn ihrer auch zwölf Männer sind, ich werde ihnen schon zu entschlüpfen wissen. Bleibt Ihr nur ruhig.

Und du fragst gar nicht, für wen du das Alles thust! hob Philipp an, nachdem er in einer ziemlich langen Pause voll Rührung das junge Mädchen betrachtet hatte; wenn ich nun wirklich ein todeswürdiger Verbrecher wäre?

So seht Ihr mir nicht aus. Und wenn Ihr's wäret, so will ich Euch doch nicht ausliefern.

Ich thät's meinem schlimmsten Feinde nicht. Nun, ehe ich gehe, laßt uns den Großvater wieder an Ort und Stelle legen. Er ist am Ende doch ein besserer Todter als Ihr.

Da hast du recht! rief Philipp und raubte dem Mädchen einen Kuß.

Nehmt Euren Arm in Acht! War das nicht ein gescheiter Einfall? setzte sie schmeichelnd hinzu, während sie sich beschäftigte, dem Todten den ihm zukommenden Trauerschmuck anzulegen. Sie haben alle Ecken und Winkel der kleinen Hütte durchsucht, sie hätten Euch finden müssen, wäre ich nicht auf diesen Gedanken gekommen. Aber Ihr habt mir's angethan. Schon bei Eurem ersten Anblick, als die dunkeln Augen mich aus der Tiefe der Waldesnacht ansahen, da lief es mir durch den Sinn, als hörte ich die Worte: Den rette! Ich hätt's aber auch wol bei jedem Andern gethan, nur nicht vielleicht so klug. Seltsam, daß der Mann da draußen auf denselben Gedanken kam; wir müssen beide an demselben Tage geboren sein! Nun — seht! Jetzt kann der Großvater wieder ruhig weiter schlummern. Er

wird mir nicht böse sein! Ich werde ein pater noster mehr für ihn beten; alsdann kann er sich zufrieden geben, der alte Mann. Jetzt muß ich aber gehen, denn der Morgen bricht schon hell herein.

Sie nahm ein Tuch um, befahl nochmals ihrem Schützling, sich ruhig zu verhalten, bis sie wiederkäme, und ging.

Philipp setzte sich am Fuß des Sarges nieder und dachte dem lieblichen Mädchen nach, das ihn soeben verlassen. Dann kam ihm seine That wieder in den Sinn und das vergossene Blut brannte auf seiner Seele. Aber so viel er hin und her dachte, er konnte nicht finden, wie er's hätte anders machen sollen. Es ist sein und mein Geschick gewesen! rief er.

Da Else etwas länger ausblieb, als sie gewollt, wurde er ihretwegen unruhig. Da trat sie ein, mit triumphirender Miene ihr Gesangbuch hoch emporhebend. Nun weiß ich Alles! rief sie, mein Mann im Walde hat mir's gesagt. Er ist ein Korporal und Begleiter des Offiziers, der hierher geschickt worden, um Ankäufe fürs

Regiment zu machen und dem Ihr den Degen durch den Leib gerannt, und zwar weil Ihr ihn auf schlechter That ertappt. Das ist gut und gefällt mir; dabei seid Ihr aber noch von Alters her sein Feind gewesen, da habt Ihr Euch gerächt, das gefällt mir nicht so gut. Denn der Mensch soll nicht Böses mit Bösem vergelten, hat mir meine Mutter gesagt, und es steht auch hier im Buche.

Und mit dem Schwatzen und Plaudern habt ihr euch begnügt? sagte Philipp.

Ich habe mich damit begnügt, entgegnete Else, mein Begleiter wollte etwas mehr. Aber ich habe ihm gesagt, daß das nicht ginge, und daß ich Braut sei.

Wie Else, du bist Braut?

Nimmt Euch das so sehr Wunder? Kann ich nicht Braut sein, so gut wie Eine! Aber ich bin es nicht; es war nur so ein Gerede, damit er mich gehen ließe. Uebrigens ist der Wald jetzt frei, und Ihr könnt nun gehen, wohin Ihr wollt.

Also du schickst mich fort?

Ich kann Euch ja doch nicht behalten, en-

gegnete das Mädchen mit einem zärtlichen Ausdruck. Und übrigens will ich Euch auch nicht behalten, denn die Männer, die es Einem so anthun, das sind gar gefährliche Leute!

Es wurde nun berathschlagt, auf welche Weise Philipp sicher bis über die Grenze kommen könnte. Er sollte in der Nacht wandern, aber in der Nacht war wieder Gefahr, daß er die versteckten Wege nicht finden würde. Die Großmutter mischte sich mit ins Gespräch und machte bald diesen, bald jenen Vorschlag; sogar die Magd wurde um Rath gefragt. Endlich rief Else: Ich hab's! Kommt nicht der Hundsrück heute hier an? Der kann ihn mitnehmen. Er gibt ihm einen Pack Sachen zu tragen, und so sieht er wie sein Knecht aus, oder wie ein anderer Handelsmann. Dieser Vorschlag fand großen Beifall. Und noch besser! rief Else freudig, vom Hundsrück kann er auch Kleider bekommen, denn der hat sie von allen Sorten. In den blutigen Hemdsärmeln kann er nicht einen Schritt aus der Hütte.

Gegen Abend erschien der erwartete Händler. Es war ein Mann von mittlern Jahren, auf

dessen kräftigen Schultern ein ziemlich starker Ballen von Kleidern und allerlei kleiner Waare ganz bequem Platz fand. Er ging gebückt und am Stabe. Sein Auge war umschattet, aber nicht unfreundlich. Er hatte die Gewohnheit an sich, daß er öfters aus tiefer Brust seufzte, dabei klagte er aber nicht, und hatte eine freundliche, ja sogar lächelnde Miene. Mit diesem Manne schloß nun Philipp ein Uebereinkommen, sie wollten miteinander bis an die Grenze wandern, und beide abwechselnd das Gepäck tragen. Ein Anzug, dem Zwecke entsprechend, war bald gefunden. Der Händler bekam nun zu wissen, daß Philipp ein Deserteur sei, und er sagte: Es ist ganz recht, daß Ihr dem gottlosen Soldatenhandwerk entlaufen seid, und ich bin froh, daß ich demnach zum Werkzeug Eurer Flucht dienen kann. Philipp seinerseits erfuhr, daß sein neuer Genosse ein mährischer Bruder war, der nebenbei, daß er seinen Kram absetzte, auch noch von der Gemeinde mit besondern Aufträgen zur Förderung ihrer Lehren betraut war.

Der Abschied von der kleinen Else wurde

Philipp nicht leicht. Das Mädchen, das fühlte er, hatte ihr Herz an ihn verloren. Sie weinte ihre heimlichen, bittern Thränen, und immer wieder und wieder winkte sie ihm Abschied zu, und immer wieder kehrte Philipp um, sie zu küssen und sie zu trösten. Ach, wo bleibe ich nun in diesem einsamen Waldhäuschen! rief sie, hier bei der alten Frau und der Leiche! Und Der, den ich lieb habe, zieht weit fort! Philipp versprach von der Grenze zu schreiben, und Hundsrück sollte den Brief überbringen. Else dagegen nahm sich vor, mit dem Bruder zu sprechen; es war kein so gar weiter Weg, sie konnte, wenn Philipp sich drüben sicher ansiedelte, ihn mit dem Bruder dort besuchen. So wiegt sich die Liebe in Träume und Hoffnungen.

Die Waldbäume rauschten, der Guckuck rief, die Vorhänge des kleinen offenen Fensters wehten im Winde, sie stand in der Thür und sah die abgehenden Beiden hinter den Bäumen verschwinden.

Zehntes Kapitel.

Philipp sollte wieder Gelegenheit haben, ein Pröbchen seiner eigenthümlichen Lebensansicht und einen Abriß seiner Lehre zu geben.

Hier hatte er es mit einem wahrhaft Gläubigen zu thun, nicht mit einem Heuchler, wie Nicodemus einer war.

Wenn Zwei zusammen eine einsame Straße dahinwandeln, dann löst sich von selbst, bei dem einförmigen Takte der Tritte, ein Lied alter Erinnerung von Herzen. Nie ist Mensch gegen Menschen mehr zum Vertrauen geneigt, als wo sich beide der weiten, großen Ebene, oder der lieblichen Thaltiefe gegenüber sehen. Es ist die

Natur selbst, die sie zum Reden auffodert. Und dann — unter dem Himmel, unmittelbar angeweht von dem Athem, der niederfließt aus der ewigen Bläue — da spricht selbst die Zunge wahr, die sich sonst mit Lügen umgab; um wie viel schöner und inniger spricht sich ein redlich Herz aus!

Philipp war die demüthige und knechtische Natur seines Begleiters sehr zuwider, auch machte ihm das ewige Seufzen einen unbehaglichen Eindruck. Bei Gelegenheit eines Streites in einer Nachtherberge fragte er unwillig: Warum habt Ihr mir nicht beigestanden, als ich dem Lumpengesindel, das an uns wollte, die Wege wies?

Ich mich mit Zänkereien, mit Flüchen und gar mit Schlägen abgeben! Nimmermehr! Der wahre Christ soll mit seinem Bruder einträchtiglich beisammen wohnen, das ist lieblich und dem Herrn angenehm!

Ich bin der Ansicht, daß man sich seiner Haut wehren muß! entgegnete Philipp.

Das Gespräch stockte hier, denn beide Sprechenden waren so gänzlich verschiedener Ansicht,

daß kein Punkt der Vereinigung gefunden werden konnte.

Warum seufzt Ihr immer? fragte Philipp bei einer andern Gelegenheit. Quält Euch etwas?

O nein! tönte die Antwort mit lächelndem Munde. Ich seufze darüber, daß ich eine so elende und verlorene Creatur bin; aber ich freue mich zu gleicher Zeit, daß mein Erretter lebt, der mich wieder zu Ehren bringt.

Das verstehe ich nicht. Wie kann ein Mann sich selbst eine elende, verlorene Creatur nennen! Wenn ich's wäre, würde ich mich schämen, daß ich's bin, und mich wohl hüten, es öffentlich zu sagen. Wenn Einer es wagte, mir es ins Gesicht zu sagen, schlüge ich ihm hinter die Ohren. Denn ein Mann soll sich nicht schimpfen lassen.

Sage es mir zehnmal am Tage, und ich will dir jedesmal noch Dank dafür abstatten, daß du's mir sagst.

Still, sprecht nicht so! Das klingt ekelerregend.

Was liegt mir daran, wie's klingt, wenn's nur wahr ist. Und wahr ist's, wir sind Alle

unnütze Knechte, wir ermangeln Alle des Ruhms, den wir haben sollen.

Nicht Alle. Es gab große und herrliche Menschen, und gibt deren noch.

Was wir auch thun, es ist alles nichts werth!

So! Und wenn es mir nun gelingt, etwas Großes und etwas Herrliches zu thun?

So hast du es nicht gethan.

Wer denn?

Der Heiland.

Und wenn ich etwas Böses thue, hat's denn auch der Heiland für mich gethan?

Nein, das hast du selbst gethan.

Philipp rief wild: Also was ich Gutes gethan, das soll ich nicht gethan haben, das Unrechte, das Einfältige, das Böse, das vollbracht zu haben, das macht mir Niemand streitig!

Nein, denn das Böse ist dein eigentlicher Stand, da bist du gleichsam zu Hause. Wir Alle sind böse und verderbt von Grund aus.

Wer hat uns denn so gemacht?

Der Sündenfall unserer ersten Eltern.

Also ein Anderer hat mich böse gemacht,

und wieder ein Anderer macht mich gut. Was stelle ich denn dabei vor? Wie kläglich ist's für einen Mann, daß Andere alles für ihn machen.

Ja, es ist auch kläglich.

Aber solch' ein Mann will ich nicht sein. Nein — nein! Ich will ein solcher Mann nicht sein! Und wenn man mir eine Welt böte!

Armer Mensch, und was willst du denn sein?

Ich will Gutes und Böses *selbst* gethan haben. Bin ich hülfreich gewesen gegen meine Nebenmenschen, ist's mir gelungen den Trübseligen zu erheitern, den Unglücklichen zu unterstützen, dem Leidenden eine Stunde seiner Leiden zu verkürzen, da will ich mit Vergnügen zu mir selbst sagen: Das hab' *ich* gemacht! Wenn ich dagegen niedrig und böse gewesen, wenn ich mich nicht habe finden lassen, wo man mich suchte — da muß ich das Recht haben, zu mir in meiner stillen Kammer zu sagen: Schäme dich! Bessere dich! Sei kein Lump! — Versteht Ihr wohl, in meiner stillen Kammer; denn die Menschen brauchen das nicht zu wissen, es ist Etwas, was Jeder mit sich selbst abzumachen hat.

Gelingt dir dann eine gute That, so wirst du stolz darauf sein.

Allerdings, denn diese gute That ist mein Eigenthum, und ich will sehen, wer sie mir nehmen will! Aber da ich weiß, wie viel es mich gekostet hat gut zu thun, so hab' ich auch zugleich großen Respekt für Alle, die noch besser handeln. Jeder große Mann ist mein Vorbild, an ihm hängt meine Seele Tag und Nacht.

Alsdann hast du keinen Heiland nöthig.

Wahrlich, nein; ich habe keinen nöthig.

Armer Sünder! Wie willst du denn bestehen am Tage des Gerichts, wenn die Pforten des Todes geöffnet werden und jegliche Creatur erscheint, um von ihren Thaten Rechenschaft zu geben? Alsdann wirst du dastehen, ohne daß Jemand für dich einsteht.

Ich will Niemand, der für mich einsteht. Taug' ich nichts, so gehe ich verloren, so wie ich es verdiene. Einen schlechten Kerl zu retten, kann Niemand für ein großes Verdienst angerechnet werden.

So wirst du in die Hölle fahren.

Hölle und Himmel existiren beide nicht.

Was! Unser Herr und Heiland sagt doch mit dürren Worten —

Was er gesagt hat, wer will das jetzt noch genau wissen. Uebrigens um die Menge im Zaume zu halten, daß man über sie herrsche, hat man einen Himmel und eine Hölle erfunden. Es gab auch eine Zeit, wo Alles dieses sehr willig geglaubt wurde.

Und wird es denn jetzt nicht mehr geglaubt?

Von sehr Wenigen noch. Die Meisten thun nur noch so, als glaubten sie's, damit die alte Ordnung nicht auseinanderfalle. Der wahrhaft weise und gute Mensch hat keinen Himmel zur Belohnung nöthig. Er sagt sich am Ende seiner Laufbahn: Du hast so gehandelt, wie du mußtest! Das ist sein Himmel.

Das kann dir keinen Trost im Unglück gewähren, das hält dich in Leiden nicht aufrecht.

Gerade das! Ich setzte den Widerwärtigkeiten meine Seele entgegen. Versucht's mich zu beugen! ruf' ich.

Beuge dich lieber sogleich selbst.

Nie und nimmer! Meinen Nacken wird man brechen können — ihn beugen niemals.

Wie anders, wenn du denkst: Was ich erleide, ich will es tragen, denn Gott schickt es mir.

Dann muß ich aber fragen: wofür? Was hab' ich gethan, daß man mir Uebles auf Uebles zuschickt? Ist das ein weiser Gott, der den Unschuldigen peinigt und den Schuldigen in Genüssen schwelgen läßt? Was hatte ich verbrochen, daß mein unschuldiges Kinderauge die Mutter mußte ermorden sehen? Was hatte ich verbrochen, daß man mir mein Erbe und meinen Namen stahl? Wodurch verdiente ich's, daß ich unter Räuber kam und fast alles Schändliche der Welt bereits an meinem noch jungen Herzen vorüberzog? Ich sage, ich hab's durch nichts verdient, und ungerecht und tyrannisch hieße der Wille, der dieses über mich verhängt hätte. Doch es gibt einen solchen Willen nicht.

Gotteslängner!

Wer von uns läugnet mehr Gott. Ihr, die ihr einen Gott annehmt, der die Unschuld leiden läßt und die Tugend mit der bittersten Unbill

verfolgt; oder ich, der einen solchen Gott nicht annimmt?

Ihr thut mir weh und kränkt mich mit Euren Reden.

Das thut mir herzlich leid. Ich will Niemand kränken und beleidigen, und wenn Einer wahrhaft etwas glaubt, so ist's mir heilig. Wir wollen nicht weiter sprechen.

Erlaubt mir nur noch eine Frage. Wer schickt denn, nach Eurer Ansicht, die unangenehmen Vorfälle, das Unglück, Das, was wir Erweckte die Prüfungen Gottes nennen? Wer schickt denn die, wenn Ihr keinen Gott annehmt?

Diese werden durch die unvollkommene Einrichtung der Welt und durch böse Menschen uns gesendet. Wenn wir jenen Zufällen den Gleichmuth und den Stolz unserer Seele, und gegen die Menschen unsere geistigen und körperlichen Kräfte ansetzen, so werden wir über beide siegen. Dabei müssen wir nicht vergessen, daß wir ebenfalls nicht vollkommen sind, und daß unsere Nebenmenschen sich auch über uns zu beklagen haben. Darum geziemt's dem Manne, der stark,

gut und edel und seinem eigenen Urtheile würdig durchs Leben gehen will, daß er seine Begierden beherrsche und vor allen Dingen nie und nirgends Unrecht ausübe. Er würde aber Unrecht ausüben, wenn er sein Wohlsein oder seinen Genuß im Auge behielte, während sein Bruder leidet.

Das ist Alles nichts! seufzte der Fromme, gar nichts! Denkt und fühlt Einer auch wie ein Engel, und er hat den Glauben nicht, so ist er der Schlechteste der Schlechten. Deine Worte, Freund, sind mir leerer Schall und klingendes Erz. Mein Trost ist, daß es auch bei dir einmal zur Wandlung komme. War doch Saulus auch ein hochfahrender Sünder, saß er doch auch auf dem hohen Pferde der Selbstgerechtigkeit, und siehe da — ein Augenblick! — und er lag unter den Hufen des Pferdes kläglich auf dem Boden.

Wir wollen von etwas Anderem sprechen! sagte Philipp finster. Erzählt mir, wie Ihr Eure Jugend hingebracht.

Nicht allein meine Jugend, erwiderte Hundsrück gefällig, sondern mein Leben weiter hinaus

will ich dir in der Kürze mittheilen, du, mein lieber Sünder. Ach, wenn ich deinen Leib betrachte, den der Herr wie eine Palme hat emporwachsen lassen; wenn ich deine starken Schultern anschaue, die er gemacht hat sein Kreuz zu tragen; wenn ich diese breite und feste Brust betaste, in der die männliche Stimme wohnt, die Verkünderin seines Wortes — o da überkommt mich Wehmuth, daß in diesem Tempel Beelzebub wohnen soll. O, mein Bruder, mein Bruder! Komm, begleite mich auf dem himmlischen Wege, wie du mich jetzt auf dem irdischen begleitest. Sieh hier deinen armen Bruder, auf den Knieen vor dir im Staube, er fleht dich an, sage ab dem Geist der Erde und trete zu mir herüber!

Philipp hob den Knienden auf und sagte sehr finster: Eure Geschichte — erzählt!

Nun gut! rief jener. Ich bringe das Werk der Bekehrung nicht zu Stande; ein Anderer wird's thun. Als meinem Vater, einem armen Tagelöhner, das dreizehnte Knäblein — das war ich — geboren wurde, erschrak er, denn er dachte, es könne ein Judas werden. Deshalb wandte er in

der Angst seines Vaterherzens ganz besondere Sorgfalt auf mich. Ich ward unserm Heiland durch alle Mittel empfohlen, die nur der sündige, menschliche Geist sich ausdenken kann. Das wäre Alles unnütz gewesen, wenn der Heiland nicht selbst liebreich mich in seinen Arm genommen. Er legte mich an seine fünf Wundenmale, wie eine Mutter ihr Kleines legt an die ernährende Brust. Meine Eltern waren und blieben arm; da meine Brüder bald aus dem Hause zogen, blieb ich daheim und diente als Knecht. Da ich ein schwächlich Knäblein war, stärkte mich der Herr, und ich konnte mehr Tagewerk thun als die starken Nachbarkinder. Sehr früh fing bei mir die Schule des Trübsals an. Der Vater starb und die Mutter heirathete von neuem, und ich erhielt einen bösen Stiefvater. Das Stöcklein wurde nie kalt in seinen Händen, er fuhr damit auf meinem Rücken und Beinen daher wie ein grausamer Wind, der die junge Pflanzung heimsucht. Ich sang und lobte den Herrn, während ich die Schläge empfing. Oft lief das Blut herab, und ich sagte dann freudig zur Mutter: Siehe

Mutter, dein Acker trägt Rosen. Je sanftmüthiger ich die Mishandlung hinnahm, desto stärker wurde sie. Endlich gedachte ich zu sterben, und da ich bei einem Tischler in die Lehre gegeben war, so hatte ich mir schon selbst mein Särglein gezimmert; ganz artig schwarz bemalt — unser Nachbar hatte mir etwas Kienruß gegeben, das ich mit Leimwasser angerührt, und von dem Schrank der Mutter hatte ich die Messinghandhaben abgelöst und sie dort angeschlagen. Aber der Herr hatte es anders mit mir vor; das kleine Bette war nicht für mich bestimmt, ein größeres soll ich haben. Der Baum wächst noch, der es mir geben soll. Der Stiefvater starb und meine Mutter zog mit mir zu ihren Verwandten. Ihre Zahl war groß und ich mußte der Diener Aller sein. Ich diente freudig: da hieß es, Tobias hier, Tobias dort — Tobias an allen Ecken! Nur in den Sonntag-Predigtstunden nahm ich kein Tagewerk vor, da trat ich vor den Herrn und zeigte ihm unter Thränen mein Sünderantlitz. Er stärkte mich, daß ich die Mühsal ertrug, ja er machte sogar, daß ich immer freudiger wurde,

je schlechter mir es ging. Es kam die Zeit, wo ich mich nach einem Weibe umschaute. Es war auch eine arme Lastträgerin, die ich wählte, das ärmste Mädchen im Dorfe, ein Kind, das durch frühe Knechtschaft fast krüppelig geworden war. Aber in ihrer Hinfälligkeit war sie doch einer großen Liebe und Treue fähig, und zugleich war sie auch willig und vollkommen gut darauf eingerichtet, viele Kinder zu gebären. Ich hatte von meiner Mutter, die unterdessen in die Paradiesgärtlein Salem's überging, ein gar winzig klein Sümmchen geerbt, das wendete ich an, mir einen Kramladen anzulegen, wo ich allerlei für den Haushalt nöthiges Geräth verkaufte. Ein Jahr erlebte ich, wo alles gut ging, wir gesund blieben und mein Weib, die sich sputete mich geschwind recht glücklich zu machen, mir ein Zwillingspaar schenkte. Schon wurde ich übermüthig, und ich schrieb an meine Wand: Der Hundsrück ist ein glücklicher Kerl! Das konnte mein Heiland nicht vertragen, er, der sich liebreich vorgenommen hatte, mich durch mein ganzes Leben hindurch durch Trübsal zu erziehen. Geschwind starben

meine Zwillinge. Ich löschte an einem Sonntagmorgen ganz leise die Inschrift aus. Mein Weib legte sich nieder und lag mir sechs Wochen zwischen Tod und Leben! Nun kam die alte Freudigkeit über mich. Ich dankte Gott mit heller Stimme; war ich doch jetzt wieder sein liebes Kind. Es ging Schlag auf Schlag, mein Laden brannte aus, Diebe brachten meine Ersparnisse fort, mein Weib lag im Sterben. Ich wußte mich vor Freude nicht zu lassen. So muß es gehen! rief ich — immer besser, immer besser! Ich werde gezüchtigt, ich werde geliebt! Wo ist die Ruthe, daß ich sie küsse!

Haltet etwas ein, rief Philipp hier; mir wird ganz unwohl bei Euren Schilderungen. Was ist das! Seid Ihr denn verrückt? Ihr konntet Euch ja über diese schrecklichen Vorfälle nicht freuen! Unmöglich! Das ist ja gegen alle Natur! Ihr erscheint mir hier wie ein läppischer Wahnsinniger.

Das ist's ja eben! rief Hundsrück. Meine Weisheit soll sein der Welt wie Thorheit! heißt es. Höre nur weiter. Meine Frau genas; wir

wanderten aus; doch wo ich hinkam, nirgends ging's so, wie der sündige eitle Mensch es wünscht. Ich und mein Weib wir stachen ein Thränenfäßchen nach dem andern an, wir berauschten uns und wurden wahre Thränensäufer; aber je mehr wir litten, desto freudiger lobten wir Gott. Unsere Angesichter glänzten vor Freude. Es war so weit gekommen, daß wir bettelnd im Lande herumzogen, mein Weib ihr Kleinstes im Korbe auf dem Rücken. Bei einer dieser Wanderungen stürzte mein Weib und verletzte sich lebensgefährlich. Ich konnte kaum hoffen, daß mir mein Gott die allergrößte Freude vorbehalten hätte, sie, meine einzige Gefährtin, mein einziges Labsal, meinen einzigen Trost von mir zu nehmen. Und siehe da — der Grundgütige that's, er schenkte mir dieses übergroße Zeichen seiner Gnade. Unter Zuckungen starb mein Weib in meinen Armen. Ich hatte nicht das Geld, ihr einen Sarg zu kaufen; ich scharrte sie ein mit meinen Händen in ein Grab in geweihter Erde. Da saß ich auf ihrem Hügel und nun rief ich, aber jetzt ganz anders und im wahren Sinne: Der Hundsrück

ist doch ein glücklicher Kerl! Die Leute fanden mich dort und trugen mich fort, denn ich war ohnmächtig geworden.

Gibt es einen weisen und gütigen Gott, rief Philipp hier mit Entrüstung, so seid Ihr es, der ihn auf die empfindlichste Weise lästert! Himmel! läßt sich wol eine Verdrehung des gesunden Sinnes denken, wie diese! Freude ist nicht mehr Freude, Leid nicht mehr Leid! Alle natürliche Gefühle haben sich in ihr Gegentheil verwandelt!

Diese Ausrufe unsers Philosophen hörte der Fromme nicht, denn er war so tief versenkt in die Erinnerung vergangener Tage, daß er fast wie im Traume sprach und sich geberdete.

So stand ich denn, fuhr er fort, in meiner Freude und meinem Glück lange Zeit allein. Da ich arm war und krank, so flohen mich die Menschen wie einen Aussätzigen; was kümmerte mich das! Saß ich doch warm und lieblich in Christi Wunden. Vor nicht lange habe ich von neuem geheirathet, Mein Weib ist geizig und plagt mich tüchtig; aber kann ich ohne Plage leben? Es fängt mir an unglücklich zu gehen, das heißt, ich

habe wieder etwas Eigenthum und ich lege mich Abends satt zu Bette, dabei habe ich keine Lumpen auf dem Leibe. Wenn diese Prasserei und dieses Wohlleben so fort geht, so wacht sicherlich der alte Adam wieder auf.

Es ist genug, sagte Philipp. Wollen wir nie wieder über diese Dinge sprechen, denn ich kann mit Euch nie und nimmer übereinstimmen. Doch glaube ich, daß Ihr ein redlicher Mann seid.

Elftes Kapitel.

Unsere Wanderer nahten sich einem Hause, das auf der Grenze der beiden Länder erbaut und eine ziemlich ansehnliche Schenke war, zugleich Wohnungen für Reisende enthielt, die hier übernachten wollten. Hundsrück bemerkte zwei Soldaten, die auf der Bank vor der Hausthür saßen, und machte seinen Gefährten auf sie, als auf ein übles Zeichen aufmerksam. Diese Leute sind deinetwegen da, lieber Bruder, flüsterte er; wir müssen vorsichtig sein.

So wollen wir sogleich weiter gehen, ohne einzukehren, rieth Philipp.

Das würde Verdacht erwecken, bemerkte der

Händler. Ich kehre, so lange ich diese Straße wandle, regelmäßig hier ein, was würde der Wirth sagen, wenn ich heute vorüberginge?

Indem er diese Worte sprach, erschien auch schon der Eigenthümer der Schenke und nöthigte die Beiden einzukehren. Was wollen jene Soldaten? fragte Hundsrück; habt Ihr Einquartierung? Nein, entgegnete der Gefragte. Es treibt sich ein Deserteur in der Gegend herum, und dem passen sie auf. Die ganze Grenze ist besetzt, von hier bis zum nächsten Dorfe.

So, so, sagte Hundsrück. Nun gut Glück für das Geschäft.

Sie gingen in die Schenke und fanden diese angefüllt mit Reisenden aller Art. Der arme Händler und sein Gefährte fielen Niemand auf. Die Nacht verging ruhig, erst beim anbrechenden Morgen, als die Beiden sich zum Weiterwandern anschickten, wurde Philipp von dem Sergeanten befragt, wer er sei und wohin er wolle. Sogleich, als sie jene miteinander sprechen sahen, kamen die Soldaten und bildeten einen Kreis um beide. Philipp antwortete unerschrocken, daß er

der gemiethete Knecht des Händlers sei und Waaren in die Stadt jenseits brächte.

Hol mich der Teufel, brummte der Sergeant, wenn der Bursch nicht das rechte Maß hat! Ist denn keiner von euch, der den Spitzbuben gekannt hat? wandte er sich zu den Soldaten.

Ich! entgegnete Einer aus dem Kreise und trat vor. Ich kannte ihn, wie ich das Kind meiner Mutter kenne. Wir waren aus einem Dorfe und seine Eltern kenne ich auch.

Philipp hatte, als der Soldat hervortrat, einen augenblicklichen heftigen Schreck empfunden; alsbald überzeugte er sich aber, daß er nichts zu fürchten hatte. Die Angaben waren falsch. Der Sergeant war erst neu in seine Stelle gesetzt; ein Kamerad, dem Philipp einen Dienst erwiesen, erkannte ihn wohl, verrieth ihn aber mit keiner Miene.

Wir wollen ihn zurückhalten, hob der Sergeant wieder an, der sich vergebens bemühte, einige Notizen, die eine Art Signalement enthielten, aus seiner Brieftasche zu entziffern, bis der Herr Lieutenant zurückkommt.

Ei, Herr, Ihr wollt mir meinen Knecht hier behalten! klagte Hundsrück. Und wie soll ich armer Mann das Gepäck allein tragen! Was wollt Ihr von uns? Fragt den Wirth, er kennt mich schon seit Jahren, daß ich kein Hehler noch Stehler bin.

Auf die Anfrage des Sergeanten bestätigte der Wirth diese Aussage. Nach einigen Hin- und Herreden, und als von mehren herbeigelaufenen Leuten der Lärm entstand, man sei im nahen Wäldchen dem Flüchtling auf der Spur, ließen die Soldaten den Händler frei, der nun mit Philipp die Grenze überschritt. Sie machten eine starke Tageswanderung, um die Stadt zu erreichen, langten jedoch erst in der Nacht daselbst an. Philipp's Zustand war durch die Anstrengungen, durch seine Verwundung und durch die Gefahr, die er überstanden, trotz seiner starken Natur, doch so leidend, daß ihm Ruhe nöthig war. Als er sicher aufgenommen war in dem Hause von des Händlers Freunden, überfiel ihn ein heftiges Fieber, das ihm die Besinnung raubte. Acht Tage lag er auf Tod und Leben darnieder. Als er

am neunten Tage die Dinge um sich her wieder klar erkennen konnte, sah er sich in einem reinlichen kleinen Zimmer und an seinem Bette — Else sitzend. Der zurückkehrende Händler hatte die Nachricht seiner Erkrankung ins Forsthaus gebracht und alsogleich hatte das Mädchen mit ihrem Bruder sich aufgemacht, um ihn zu pflegen. Unbeschreiblich war ihre Freude, als sie Philipp wieder zusammenhängend und verständlich sprechen hörte, als sein klar blickendes Auge sie erkannte und seine Rechte sich ausstreckte, sie zu begrüßen.

Bist du da, Else! rief er.

Freilich! entgegnete sie. Mich trieb's, meinen „Todten" wiederzusehen. Ach, beinahe wäret Ihr jetzt in Wahrheit ein Todter geworden! Man muß mit dem Sarge nicht spielen.

Philipp erholte sich rasch, seitdem die treue Liebe an seinem Lager weilte. An dem Bruder Else's lernte er einen braven, etwas finstern und verschlossenen jungen Mann kennen, der ein guter Waidmann war und der Philipp's That kannte und billigte. Die beiden jungen Männer wurden

Freunde. Durch Guntram, so hieß er, erfuhr auch unser Held, daß die Nachforschungen fortwährend betrieben würden, da der Getödtete einer vornehmen einflußreichen Familie angehöre, und die That viel Aufsehen erregt habe. Er rieth deshalb, daß Philipp sobald wie möglich seine Flucht weiter fortsetze; Else vereinigte ihre Bitten mit denen des Bruders, obgleich sie unter Thränen versicherte: sie könne ohne ihren Todten nicht leben. „Aber wenn sie dich hier festnehmen und dich unter das Henkerbeil bringen! Das ist doch noch viel schlimmer!" rief sie. „Also drum fliehe!"

Philipp sah das Richtige dieser Vorstellungen und Bitten ein. Von Guntram mit Geld unterstützt, von Else mit Segenswünschen überschüttet, und von dem treuen Hundsrück mit kleinen Waarenvorräthen und Aufträgen versehen, machte er sich eines Morgens auf den Weg und verließ die gastliche kleine Stadt, die ihn so hülfreich aufgenommen. Er hatte versprochen, sobald es ihm möglich sei, den Bewohnern des Forsthauses von sich Nachricht zu geben.

Es war noch keine Woche vergangen, so befand sich unser Wanderer an der polnischen Grenze; hier schloß er sich einem jüdischen Pelzhändler an und gelangte mit ihm nach einer ziemlich beschwerlichen Wanderung nach Warschau. Dort nahm er sich vor, in irgend eines großen Herrn Dienste zu treten, denn die Pracht und der Glanz, den er hier überall verbreitet sah, erzeugten in ihm einen großen Begriff von der Macht und dem Ansehen der hiesigen Großen. Sein Ehrgeiz erwachte, die kleinen Verhältnisse und die niedere Sphäre, in der er bis jetzt geweilt, behagten ihm schon längst nicht. Das stürmische Gefühl, das in seiner von ungeschwächter Jugendkraft strotzenden Brust lebte, und das ihn unausgesetzt antrieb, etwas die Aufmerksamkeit und das Staunen der Menschen Erregendes zu thun, vor allen Dingen seine Tage nicht in der Dunkelheit und Zurückgezogenheit hinzubringen, machte, daß er jetzt alle seine Kräfte und seine Geschicklichkeit anzustrengen beschloß, um sich eine Laufbahn, die zum Glanz führte, zu öffnen. Der Zufall unterstützte ihn in diesen Bestrebungen. Es lag in dem Wil-

len seines Geschicks, daß er nunmehr seinen glänzenden, aber zugleich gefährlichen Weg wandeln sollte. Er sollte jetzt auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft alle die Grundsätze und Lehren, die er sich in der Einsamkeit angeeignet, und die die Frucht seiner finstern und stolzen Forschungen waren, in Anwendung bringen. Auch an ihm sollte sich jene triumphirende Philosophie bewähren, die dem achtzehnten Jahrhunderte seine großen Männer verschaffte und dem neunzehnten so wichtige Lehren hinterließ.

Nachdem er die kleinen Aufträge des Händlers gewissenhaft besorgt, und ihm die gelösten Gelder, ohne Abzug der Kosten für sich, nebst den Waarenresten übersendet hatte, fand er sich so ziemlich von allen Existenzmitteln entblößt. Doch er verließ sich auf seinen guten Stern und wanderte vergnügt in den Straßen der volkreichen Stadt, von Niemand gekannt und Niemand kennend. Es war die Zeit eines großen Kirchenfestes. Die Straßen und Plätze waren gedrängt voll, und eine unruhige und bewegliche Masse verstopfte die Eingänge und ließ kaum Platz für

den Zug der glänzenden Wagen, die unaufhörlich hin und her rollten, von schreienden und rufenden Dienern zu Fuß und zu Roß begleitet, die für ihre Herrschaft Raum schaffen wollten. In diesem Gedränge fiel plötzlich eine Brieftasche zu Philipp's Füßen nieder; er hob sie auf, und ohne ihren Inhalt zu untersuchen, steckte er sie zu sich, nachdem er sich vergeblich in seiner Nähe umgesehen, ob Jemand den Verlust bemerke. Der Strom der Menge riß ihn in diesem Augenblick nach einer entgegengesetzten Richtung, und ehe es ihm gelang, sich wieder vorzudrängen, war der Platz, wo er früher gestanden, bereits mit einer andern Zuschauerzahl besetzt. Zu Hause angelangt, besichtigte er seinen Fund näher und fand in der Brieftasche nicht allein in Bankscheinen eine Summe von mehren tausend Gulden, sondern auch in einem besondern Futteral einen Diamanten von großer Schönheit und von hohem Werthe. Ein beigelegtes Zettelchen gab diesen Werth genau an. Philipp's Entschluß war schnell gefaßt, er wartete bis zum nächsten Morgen, dann ließ er durch den öffentlichen Ausrufer seinen Fund

verkündigen. Es dauerte nicht lange, so erschien ein schon ziemlich bejahrter Mann, begleitet von einem Polizeiofficianten, und gab sich für den Eigenthümer der Brieftasche aus. Schrecken, Angst, Bekümmerniß hatten die Züge dieses Mannes so entstellt, daß er einem Irrsinnigen ähnlich sah. Die Verhandlung dauerte nur wenige Minuten. Jener mußte aufs genaueste sowol die Zahl der Noten als auch ihren Werth angeben, alsdann den übrigen Inhalt der Brieftasche, den werthvollen Stein und die dabei liegende Kostenberechnung. Als alles stimmte, übergab ihm Philipp die Tasche gegen eine von der amtlichen Person mitunterzeichnete Quittung. Als der Polizeiofficiant sich entfernt hatte, fiel ihm jener um den Hals und nannte ihn unter Vergießung von Thränen seinen Lebensretter, denn eben sei er Willens gewesen, sein mit Schande bedecktes Haupt in dem Strom zu betten, als er die Stimme des Ausrufers vernommen. Philipp erfuhr, daß er es mit dem ersten Buchhalter eines sehr reichen Juwelenhändlers zu thun habe, daß der Mann über vierzig Jahre treu und ohne

Tadel seinem Geschäfte vorgestanden, daß dieser Unglücksfall ihn daher um so trostloser niedergeschmettert habe. Der Principal wußte von diesem Vorfalle nichts, er erfuhr ihn durch den Buchhalter, und nun bestand er darauf, Philipp's Bekanntschaft zu machen. Er war erstaunt, einen jungen Mann zu finden, der fremd und ohne Mittel in einer großen Stadt angelangt, der Versuchung widerstanden hatte, sich plötzlich aus jeder Verlegenheit zu reißen und sich zum reichen Manne zu machen. Mein Herr, sprach er Philipp an, indem er ihm auf das wärmste die Hand drückte, geben Sie mir das Mittel an, wie ich Ihnen meine Erkenntlichkeit bezeigen soll; Sie haben nicht allein einen ehrlichen Mann vom schmählichen Untergange gerettet, Sie haben auch mir ein bedeutendes Besitzthum erhalten, und Alles dieses soll ich hinnehmen, ohne auch nur die kleinste Wiedervergeltung Ihnen zukommen zu lassen. Sie dürfen wenigstens den Antheil an dem Gefundenen nicht abweisen, den Ihnen die Gerichte zusprechen.

Auch selbst zur Annahme dieses Geldes war Philipp nicht zu bewegen, sowie er jedes Geschenk

ausschlug. Der Juwelier bestand darauf, daß der junge Mann, an dem er großen Wohlgefallen fand, bei ihm wohnen solle, so lange er in Warschau bleiben wolle; dies nahm Philipp an, und auch nur aus dem Grunde, weil ihm das offene, freie und lebhafte Wesen des Mannes gefiel. Herr Horschner, dies war der Name des Juwelenhändlers, war einer der reichsten Industriellen der Hauptstadt und besaß mehre Häuser und große Capitalien, die er sich durch sein Geschäft erworben, das weithin verzweigt fast in allen großen Städten Europas seine Ablagerstellen hatte. Dabei war Herr Horschner noch ein Mann in den besten Jahren, von stattlichem Ansehen und von jener gewandten Umgangsweise, wie sie viele Reisen und der Verkehr mit der großen Welt erzeugen. Er war beliebt bei den warschauer Großen, die vielfältige und manchmal sehr verwickelte Geschäfte mit ihm machten. Philipp war noch keine vierzehn Tage bei ihm, als er schon das vollkommene Vertrauen dieses originellen Mannes besaß, der ihm die interessantesten Aufschlüsse und Mittheilungen über die Sitten des Landes machte

und einzelne Vorfälle aus seinem Leben auf die ihm eigenthümliche, lebhafte Weise erzählte.

Sie finden unsere Stadt und unsern Adel — sagte er eines Tages zu Philipp, als das Gespräch auf diesen Gegenstand kam — glänzend und imponirend; Sie sollten erst den Hof der russischen Kaiserin sehen! Alsdann werden Sie anders urtheilen. Katharina, die den alten Thron der moskowitischen Großfürsten in einen strahlenden Sitz modernen Fürstenglanzes umgeschaffen, hat um ihn her alle jene Genien und Geister gestellt, die wahrhaft im Stande sind, durch ihre Gaben das Auge der Menschen zu blenden, ohne zugleich ihren Geschmack zu verletzen. Hier ist noch so Vieles roh und erinnert an die Feudalzustände, die finstern Jahrhunderten angehören; in Katharina's Nähe ist nichts von Dem zu spüren, was dem Moder der Vergangenheit angehört. Sie und ihr Thron sind beide über Nacht wie ein Phänomen emporgestiegen, wie eine Zaubererscheinung, die wir geblendet anstaunen, die wir aber weder zu erklären, noch in ihren Einzelheiten zu untersuchen im Stande sind. Ganz

Europa ist erstaunt über diese Frau. Aus einer kleinen Fürstenfamilie Deutschlands hervorgegangen, hat sie raschen Laufes die höchste Staffel erstiegen, die menschlichen Kräften erreichbar ist. Und wie steht sie herrlich auf ihrer Höhe da! Ganze Völker beugen vor ihr das Knie, und selbst hier, wo sie gehaßt wird, selbst in dem Herzen eines gegen sie erbitterten Volkes, gesteht man ihr zu, daß sie gleichsam eine überirdische Erscheinung ist. Dabei kettet sich der Ruhm an jeden ihrer Schritte; die Talente fliegen ihr zu, die Künste beeifern sich, ihr zu dienen, und vor Allem ist es der Ehrgeiz und die Jugend, die da streben, ewige Kränze des Ruhms aus ihren Händen zu empfangen.

Sie wundern sich, mich so sprechen zu hören, junger Mann; Sie glauben, ein Krämer, wie ich, könne nicht über diese Dinge urtheilen; aber erfahren Sie, daß ich die Höfe und die Fürsten kenne, daß ich in der eigenthümlichen Stellung, in der ich stehe, manche bewunderte Größe in der Nähe habe anschauen und prüfen können, und ihren Glanz, der ein trügerischer war, habe wei-

chen sehen. Katharina's Diadem allein hat sich mir von unvergänglichem Glanze gezeigt. Ich habe mit ihr persönlich — wenn auch in sehr untergeordneten Dingen — zu unterhandeln gehabt, und ich glaube Blicke in ihr Inneres, sowie in das Wesen ihrer Umgebung gethan zu haben. Nehmen Sie nur das Eine, das ihr unzweifelhaft anhaftet, der Muth. Bedenken Sie, welchem Strome des Aufruhrs sie sich entgegenwarf, als sie in jener ewig denkwürdigen Nacht, allein, von nur ein paar Begleitern gefolgt, auszog, sich den ersten Thron der Welt zu erobern — sie, eine junge, schöne, schwache Frau! Wie ein Mann trotzte sie der Gefahr, wie ein Mann verfolgte sie mit eiserner Consequenz ihr Ziel, und wie ein Mann hätte sie auch zu sterben gewußt, wenn ihre großen Pläne gescheitert wären.

Herr Horschner endete seine begeisterte Rede, indem er Philipp auffoderte, in Rußland sein Glück zu suchen. Das, was er soeben vernommen, erregte allerdings unseres Helden Sympathie in einem so lebhaften Grade, daß er willig diesem Rathe Gehör gab.

Es wurde nun zwischen beiden besprochen, auf welche Weise Philipp nach Petersburg gelangen sollte, und wo möglich in die Nähe der Kaiserin. Einstweilen sollte er jedoch noch in Warschau bleiben und sich die Dinge ruhig um sich her ansehen.

Horschner behandelte ihn bereits nach einigen Wochen als seinen intimen Freund. Philipp vergalt ihm dies, indem er seinen Stolz bezwang und von jenem die freie sorgenlose Existenz annahm, die der reiche Mann ihm bot und die ihn kein Opfer kostete. Horschner wollte unsern Freund mit den vornehmen Ständen in Berührung bringen, und deshalb sann er sich ein Mittel aus, das diesem Zwecke entsprach und das zugleich auch seinem jungen Freunde immer von neuem Beweise des grenzenlosen Vertrauens gab, das er zu ihm hegte. Eines Tages trat er in Philipp's Zimmer, mit einem Etui in der Hand, das er öffnete und eine Menge der kostbarsten Ringe und der geschmackvollsten Armbänder sehen ließ. Mit diesen Sächelchen, hob er an, muß ich Sie bitten, sich zu der Fürstin Wladizka zu begeben, und

zwar noch in diesen Morgenstunden. Die Dame erwartet sie.

Sehr gern, sagte Philipp mit großer Bereitwilligkeit. Wie glücklich bin ich, Ihnen einen Dienst leisten zu können!

Den erweisen Sie mir allerdings, und zwar einen wichtigen, sagte der Juwelenhändler. Ich habe meine Gründe, weshalb ich keinem meiner Leute diese Sachen anvertrauen kann; und dann habe ich auch meine Gründe, warum ich nicht selbst hingehen mag. Sie sollen beide hören. Diese Dame ist die schönste, aber zugleich die ausgelassenste Frau in Warschau. Sie wechselt fortwährend ihre Liebhaber und ist beständig in Geldverlegenheiten. Sie bewohnt einen Palast, fast so kostbar wie der des Königs, allein kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihr. Auch ich bin so glücklich, mein Antheil an diesem wundersamen Tempel zu haben, in dem unsere Göttin wohnt. Da ich ihr Gläubiger bin, so hat sie einige Rücksichten für mich; dies hindert aber nicht, daß sie mir die Ehre anthut, mich zu plündern, wo sie es nur irgend unbemerkt und ungestraft

glaubt thun zu können. Es ist dies eine kleine Gemüthsergötzung für sie, und Pläne dieser Art füllen ihre müßigen Stunden aus, die die Galanterie offen läßt. Schon mehr als eine Kostbarkeit hat sie mir geschickt entwendet, einestheils weil meine Leute nicht scharf genug sahen, anderntheils weil sie, wenn sie auch Unrath merkten, nicht den Muth hatten, die Beute aus den schönen Händen, die sie einmal erfaßt, wieder herauszumanövriren. Die Sache ist allerdings, wie ich gern zugeben will, nicht ganz leicht. Eine schöne Frau vor sich zu sehen, in Sammet und Spitzen gehüllt, von einem orientalischen Luxus umgeben, wie eine regierende Fürstin von einem Heer von Sklaven bedient, und dieser mit der gehörigen Feinheit auf die Finger zu klopfen, die ein wenig lang geworden sind, das ist eine Sache eigenthümlicher Art. Ich selbst bin dieser Aufgabe am wenigsten gewachsen, wie Sie begreifen werden, und darum sieht sie mich nie in solchen Momenten ihre Schwelle überschreiten. Ich bin neugierig, wie Sie, mein theurer Freund, mit ihr fertig werden. Machen Sie sich auf ein qui pro

quo gefaßt. Wie ich aus sicherer Quelle höre, hat die Fürstin in der vergangenen Nacht leidenschaftlich und, wie sie immer pflegt, sehr hoch gespielt, und ist hartnäckig im Verlust gewesen. Sie wird daher in der peinlichsten Verlegenheit sein. Nun schickt sie zu mir und will sich Armbänder und Ringe ansehen, mit der Bemerkung, daß ich ihr von meiner besten Waare schicken soll. Ich kenne das, sie kauft nichts, und ich creditire ihr nicht eine Stecknadel an Werth. Es wird also auf ein Manöver abgesehen sein. Betrachten Sie diese Pretiosen genau, machen Sie sich Merkmale. Sie hat Kenntniß von meinen werthvollsten Sachen und hat sich täuschend ähnliche, aber in falschen Steinen machen lassen. Nun wissen Sie Alles. Haben Sie Muth, den Auftrag zu übernehmen?

Philipp versicherte dem Handelsmann, daß ihm nichts so sehr Vergnügen mache, als dieses kleine Scharmützel mit weiblichem Scharfsinn und weiblicher Kühnheit zu führen. — Horschner lächelte und übergab ihm die Steine. Diese wurden nochmals von beiden genau be-

sichtigt. Alsdann begab sich Philipp auf den Weg.

In dem Palast angekommen, wurde er vorgelassen, nachdem er seinen Namen und seinen Auftrag genannt. Er durchschritt mehre schöne Gemächer, die mit kostbarem Aufputz ausgestattet waren, und trat dann in ein kleines Boudoir, in welchem er eine junge Dame auf einem niedrigen Polstersopha liegen fand. Sie war von zwei Dienerinnen umgeben, die sich jedoch entfernten, als Philipp eintrat. Die Fürstin erhob sich und, indem sie einen der Vorhänge zurückschlug, betrachtete sie in dem Lichte, das dadurch ins Zimmer drang, Philipp genau. Er vergalt dieses, und sein Blick wurde etwas verwirrt, als er bemerkte, wie wenig ein leichter Morgenanzug die Reize der schönen Frau verdeckte. Sie verlangte sogleich die Pretiosen zu sehen, und während sie den Vorhang wieder niederließ, machte sie wider Willen, daß Philipp seine Besinnung jetzt scharf zusammenfaßte, denn er sah ein, daß dieses Halbdunkel, welches im Kabinet herrschte, seine Wachsamkeit um so mehr aufrief, je leichter

es der Dame ihr Spiel machte, das sie nunmehr begann. Sie hatte offenbar auf seine Verwirrung gerechnet und hielt ihn für einen Neuling; mit dem sie leicht fertig zu werden hoffte. Nachdem der Preis einiger Ringe erfragt und scheinbar darüber gehandelt worden war, befand sich alsbald das kostbarste Stück der Sammlung, ein überaus schönes Bracelet, in ihren Händen. Sie legte es an ihren Arm, der glänzend, voll und schön gerundet war; sie wollte es um das Handgelenk befestigen, es gelang ihr nicht, und sie foderte Philipp auf, ihr dabei behülflich zu sein. Er that dies, allein wie man sich denken kann, etwas ungeschickt. Das Schloß wollte nicht schließen, und da er einigen Zwang anwandte, that die Fürstin einen kleinen Schrei. Sogleich sprangen die Dienerinnen herbei, sie schleuderte das Armband weg und behauptete verwundet zu sein. Es entstand einige Verwirrung; wohlriechende Wasser wurden gebracht, Gläser wurden geöffnet, Tücher herbeigeholt. Philipp hatte anfangs geglaubt, die Dame wirklich verwundet zu haben; er war darum die ersten Secunden nur mit ihr

beschäftigt, dann dachte er an sein Armband und suchte es auf dem Boden. Ein nicht geringer Schreck überfiel ihn, als er es nirgends sah. Er durchspähte mit raschem Blick jeden Winkel des Teppichs, doch dieser war so bedeckt mit Flortüchern und Shawls, daß leicht der gesuchte Gegenstand sich darunter versteckt haben konnte. Sobald die Fürstin sich ein wenig wieder beruhigt und auf dem Sopha Platz genommen hatte, rief sie ihren Dienerinnen zu: Bringt mir den abscheulichen Mann wieder fort mit seinem Armband, womit er mich bald ermordet hätte!

Dicht an der Stelle, wo die Fürstin gestanden, lag der Shawl, der ihren Schultern entglitten war, als die unglückliche Katastrophe stattfand. Philipp hob den Shawl auf und unter ihm lag das Armband. Es war ihm dies auffallend, denn er glaubte bemerkt zu haben, so rasch auch die Scene vor sich ging, daß das ächte Armband anderswohin gefallen war. Er hob den Schmuck auf, lüftete rasch den Vorhang, warf einen prüfenden Blick auf die Steine und sagte dann zu der erstaunten Fürstin, die sich halb von

ihrem Sitze erhob und ihn mit offenen Augen anstarrte: Dies ist das Armband, das Sie bereits schon besaßen, gnädige Frau, und an Ihrem linken Arme trugen.

Ich? An meinem linken Arme? sagte die Fürstin rasch und lebhaft. Ich trage am Morgen nie Schmuck.

Es entstand eine Pause.

Es ist Ihr Armband, mein Herr! Ja — ja, das Ihrige! Stecken Sie's zu sich und — gehen Sie! rief sie noch lebhafter und mit herrischer Stimme.

Es ist nicht das meine! entgegnete Philipp fest; und ich werde nicht eher mich entfernen, als bis ich das Armband habe.

Marianna! rief die Fürstin, und ihre Stimme zitterte; was soll das bedeuten! Ich verstehe dies Alles nicht. Was will der Mann von mir?

Herrin und Dienerin wechselten einen Blick. Die Letztere sagte, indem sie sich dabei bis auf den Boden verbeugte: Meine Gebieterin soll mich strafen, aber sie möge mir auch dann verzeihen. Ich hatte das ganz gleiche Armband Ihrer Durch-

laucht angelegt, als ich in das Zimmer trat. Ich verlor es dort; das andere, welches dem Herrn dort gehört, muß noch irgendwo hier auf dem Boden liegen. Sie wandte sich zu Philipp: Wollen Sie mir suchen helfen, mein Herr, wir wollen es schon finden.

Nachdem einige Tücher bei Seite geschafft worden, ward von Marianna der Schmuck glücklich gefunden. Sie händigte ihn mit einem eigenthümlichen Lächeln ein, indem sie mit einem klagenden Tone hinzufügte: Dies ist ein Unglückstag für mich Arme! Zuerst meine Herrin verwundet, dann durch meinen Leichtsinn ein ärgerlicher Auftritt veranlaßt.

Was fällt dir ein, Marianna! rief die Fürstin lachend; ich ärgere mich über solche Vorfälle niemals. Putze dich nur immer mit meinen Sachen, du Närrin, ich weiß, du kannst es doch nicht lassen. Und Sie, mein Herr, jetzt gehen Sie, und versichern Sie Herrn Horschner, daß ich seine beste Freundin bleibe.

Philipp war froh, als er die seidenen Vorhänge wieder hinter sich zurauschen hörte und

dabei sicher in seiner Brusttasche das Etui fühlte. Jetzt konnte er mit Ruhe daran denken, wie hübsch diese Versucherin war, wie verführerisch und die Sinne bestrickend sie sein mußte für alle Die, die nicht mit Juwelen in der Hand zu ihr kamen.

Horschner hörte mit Aufmerksamkeit den Bericht an, den Philipp ihm ablegte, und rief dann: Ich freue mich herzlich, denn meine Wahrnehmung bestätigt sich immer mehr. Ich sehe, Freund, daß Sie zum Verkehr mit der großen Welt geschaffen sind. Sie haben die Kühnheit und Entschlossenheit, zugleich das kalte Blut, das allein diesen Mächtigen imponirt, die Alles haben, was nur ein irdisches Herz verlangen kann, und doch nie zufrieden sind. Wie gefiel Ihnen die Fürstin?

Sie ist eine sehr reizende Frau, entgegnete Philipp, und ich zweifle gar nicht, wenn ich nicht Ihre Instructionen gehabt hätte, nach denen ich nur zu handeln brauchte, um nicht zu fehlen, so wäre ich sicherlich nicht mit Ihrem Armbande zurückgekehrt.

Daß sie verführerisch ist, weiß ich, hob der Juwelier mit einem kleinen Seufzer wieder an.

Sie ist eine Schlange, die sich von Goldstaub nährt; aber sie wird ihrem Untergange nicht entgehen.

Wie verstehen Sie das? fragte Philipp.

Sie hat sich, erwiderte der Juwelier, einem Manne in die Arme geworfen, der, wie das Gerücht sagt, bis jetzt noch alle seine Geliebten ermordet hat.

Ermordet?

So sagt man. Es ist ein Chevalier de St. Lyre, ein Mann ungefähr in meinen Jahren, vielleicht noch etwas älter. Er ist groß, stark, von einem düstern und hochmüthigen Ansehen. Wie er hierher kam, stritten sich unsere schönen Frauen um ihn. Er war die Merkwürdigkeit des Tages; man gab seinetwegen viel jüngern und schönern Anbetern den Abschied. Der Fürstin gelang es, sich diese interessante Beute zu erhaschen, allein von dem Augenblicke an, wo sie declarirt seine Geliebte ist, schwebt sie in beständiger Todesgefahr; die kleinste Untreue und es würde um ihr Leben geschehen sein. Die wunderlichsten Gerüchte von Mordthaten, um deretwillen er auch vor den Verfolgungen der Justiz nie sicher ist,

gehen um; es fragt sich jedoch, ob auch nur ein Wort Wahres daran ist. Unsere Stadt ist die Stadt der modernen Märchen. Alles ist hier wie über Nacht entstanden; wir wissen nicht, ob es morgen noch so sein wird, wie es heute war. Deshalb haben die alten Weiber hier gut erfinden.

Sie kennen diesen Chevalier persönlich? fragte Philipp mit erhöhter Aufmerksamkeit.

Ich habe auch mit ihm Geschäfte zu machen Gelegenheit gehabt, entgegnete der Gefragte. Eine hübsche Anzahl tadelfreier Steine habe ich ihm abgekauft und, wie ich glaube, über die Gebühr gut bezahlt, weil ein brüsseler Haus, bei dem ich anfragte, mir günstige Nachrichten über ihn gab. Deshalb ist er mir im Andenken geblieben.

Könnte ich ihn nicht irgendwo zu sehen bekommen?

Das wird schwer zu machen sein. Doch halt! Ich will für Sie, damit Sie Ihre Neugier befriedigen und zugleich einen Blick in das Treiben unserer vornehmen Kreise werfen können, ein Uebriges thun. Ich will Ihnen einen Platz verschaffen, wo Sie, wie in einer Theaterloge, un-

gesehen von den Spielenden auf der Bühne, einer Spielergesellschaft zusehen können, die die Fürstin bei sich hält.

Ach — das wäre Alles, was ich wünschen könnte!

Nicht wahr? rief der Juwelier lachend. Ich übernehme da die Rolle des hinkenden Teufels, der die Dächer von den Häusern abhebt, um sehen zu lassen, was die Leute darin thun. Unter uns gesagt, ich bin selbst oft in dem versteckten Winkel gewesen, den ich Ihnen jetzt überlasse. Ich habe ganze Nächte dort zugebracht! Ach, es war die Zeit, wo ich wie verrückt in diese gottlose kleine Schlange verliebt war. Dem Himmel sei Dank, daß dies jetzt vorüber ist; es war eine Narrheit ohne Gleichen. Allein daher weiß ich, daß dies Plätzchen sicher ist. Das Nähere will ich Ihnen angeben, wenn wir erst den Abend wissen, wo sich eine Gesellschaft zusammenfindet.

Zwölftes Kapitel.

Da Philipp fortwährend ein Gedanke beherrſchte, nämlich der, wie er ſeinen Vater finden könne, ſo hatte ihm in der Erzählung ſeines neuerworbenen Freundes ſogleich der Umſtand Aufmerkſamkeit abgenöthigt, daß von einem Morde darin die Rede war. Dunkel und in ſehr unbeſtimmten Umriſſen ſchwebte ihm die Möglichkeit vor, daß dieſer beſondere Fall irgend eine entfernte Beziehung zu ſeiner eigenen Geſchichte und namentlich zu dem ſo eifrig erſtrebten Ziele ſeiner Forſchungen haben könne. Alsdann war es aber auch Neugierde, die ihn trieb, vereint mit jenen obigen Motiven, das Anerbieten Horſchner's mit

Dank anzunehmen. Er wünschte lebhaft, die Fürstin wiederzusehen, und da dies auf einem andern, als dem angegebenen Wege nicht möglich war, so machte er sich bereit, wenn es sein sollte, selbst Gefahren zu bestehen, um zum Zwecke zu gelangen. Der Tag war bald gefunden, und der Juwelier brachte seinen Schützling mit aller Vorsicht an Ort und Stelle. Die vielen Eingänge des Palastes, die Menge theils versteckter Treppen, die Kenntniß, die der Eindringling von dem Bau und den Besonderheiten des weitläufigen Hauses hatte, machte, daß das Unternehmen ohne Schwierigkeit gelang. Es war 11 Uhr Nachts, als Philipp sich in einem kleinen, völlig dunkeln Kabinette befand, dem ein Sopha, ein Tischchen und ein Spiegel zur Ausschmückung dienten. Ein Fenster, mit Jalousien verdeckt, ließ den Blick hinunter in die Tiefe des Saals dringen, in welchem sich die Gesellschaft zusammenfinden sollte. Da diese noch nicht erschienen war, und nur die Diener hin und her eilten, die Vorkehrungen zu dem Mahle treffend, hatte Philipp Zeit, sich mit den Aeußerlichkeiten seiner Umge-

bung zu beschäftigen. Es war ein halbrunder, mit Vergoldungen und Malerei reich ausgestatteter Saal, an dessen Decke zwei große Lüstres niederhingen, die jedoch nicht sehr helles Licht ausströmten, weil die größere Masse desselben von dem dunkeln Grunde der Gobelinstapeten, die die Wände schmückten, eingesogen wurde. Oben, in der Nähe des Plafonds, zog sich eine tiefe Hohlkehle hin, die hier und da von Gruppen, in Stück gearbeiteter Figuren unterbrochen wurde. Ueberall, wo diese Gestalten sich fanden, hatte man den unregelmäßigen Raum, der durch die freigelassenen Zwischenräume gebildet wurde, benutzt, um versteckte Fenster anzubringen. Mit scharfem Blicke konnte Philipp sich gegenüber ein ähnliches Fenster bemerken; vermuthlich war dort eben eine solche kleine Loge vorhanden, als die, welche er einnahm; und so mochten ungefähr sechs im Saale vertheilt sein. Welches der Zweck dieser Gemächer war, konnte nur Dem verständlich sein, der das intriguenvolle und genußsüchtige Leben derjenigen Gesellschaftsclassen kannte, die von Alters her solche Paläste bewohnt hatten. Ob-

gleich jetzt moderniſirt, ſo war dieſer Saal alt und hatte ſeine Geſchichte. Zur Zeit der reichen und unabhängigen Fürſtenfamilien, die Kriege und Spaltungen ohne Zahl über ihr Vaterland brachten, deren Ehrgeiz und Genußſucht das Volk in Elend und Verwirrung ſtürzten, hatte ſicherlich das Auge manches rachgierigen und ſtolzen Piaſten hier hinabgeſchaut, um, ſelbſt ungeſehen, ſeine Vaſallen zu beobachten, die gegen ihn conſpirirten. Oder es hatte der Blick eines eiferſüchtigen Mächtigen hier ſeine Geliebte verfolgt, die im Gewühl der bunten Masken ſich bewegte und trotz aller Verkleidung und Verſtellung dem Späher nicht entging. Endlich mochte auch hier die Tyrannei und die geheime Mordgier eines der ſpätern Könige ſich ihr Opfer unter den ruhig und ſorglos Tafelnden erſehen und dem hinter ihm herangeſchlichenen Vertrauten durch einen Wink bezeichnet haben. Für dieſe und ähnliche Zwecke ſchienen dieſe Kabinette geſchaffen; es mochten ihre Polſter daher ſelten dazu gedient haben, Ruheſitze in dem wahren Sinne des Wortes abzugeben. Als Philipp ſich etwas vorbeugte,

sah er das kolossale weiße Bein einer Göttin dicht vor sich, das Stück einer rothen Draperie und die Zacken einer ungeheuren Krone. Unten im Saal veränderte sich die Scene. Die Flügelthüren wurden zurückgeschlagen, und es rauschte eine geputzte und lebhaft plaudernde Gesellschaft herein. Ein Strom von Wohlgerüchen drang zu Philipp hinauf, und er war ganz verwirrt, das schimmernde Aehrenfeld hin und her wogender Federn zu sehen, die sich auf dem stolzen Lockenbau der Frauenköpfe erhoben. Man nahm an der Tafel Platz und die Diener fingen zu serviren an. Philipp suchte die Fürstin und fand sie endlich dicht unter sich; neben ihr hatte ein Herr Platz genommen, der, nach Horschner's Beschreibung, niemand anders sein konnte als der Chevalier St. Lyre. Philipp's Blicke blieben auf ihm haften. Obgleich nicht mehr jung, trugen seine Züge den Stempel einer imponirenden Schönheit. Seine Miene war aus Stolz und Kälte gemischt. Er nahm wenig Theil an dem Gespräch; wenn er es that, so hörte man auf seine Worte und ließ keines derselben entschlüpfen. Er lag in seinem

Stuhl zurückgelehnt und betrachtete mit düstern Blicken die Fürstin; wenn diese ihr Auge zu ihm wandte, erheiterten sich seine Mienen und manchmal, obwol selten, glitt sogar eine verführerische Glätte, eine einschmeichelnde, immer dabei stolze Zärtlichkeit über sie hin. Wenn Philipp seine Erinnerung befragte, ob diese Gestalt ihm bereits vorgekommen, so mußte er es verneinen; dennoch aber fesselte ihn ein unheimliches Interesse an sie. Eine innere Stimme schien ihm zuzurufen, daß er diesen Mann nicht aus den Augen lassen solle. Erst als sich seine Aufmerksamkeit mit diesem ihm so wichtigen Gegenstande gesättigt hatte, ging sie oberflächlich hineilend auf die andern Theilnehmer der Tafel über, und da fand sie eine wohlbekannte Physiognomie. Es war der Abbé vom Schlosse des Grafen. Hierdurch wurden seine Gedanken und Empfindungen auf einen andern Weg geleitet, und es war ihm eine freudige Hoffnung, daß er auch seinen Wohlthäter und väterlichen Freund hier wiederfinden werde.

Als die Tafel beendet war und nur noch der Wein die Gläser füllte, brachte einer der Gäste

ein Büchelchen aus der Tasche und begann Verse vorzutragen. Es war Voltaire's Jungfrau von Orleans, die in diesen Kreisen etwas Neues war und die man soeben aus Paris zugesendet erhalten hatte. Die leichtfertigen Scherze und die Spöttereien über die Religion ergötzten die ganze Tafelrunde; ein unauslöschliches Gelächter hallte an den Wölbungen der Decke wider. Es gab vielleicht nur ein Ohr in diesem Kreise, das von diesen Unsittlichkeiten und Blasphemien beleidigt wurde, und das war das Ohr Philipp's. Die muthwilligen Beziehungen widerstanden seiner männlichen Keuschheit, die religiösen Spöttereien fand er dem Gegenstande nicht angemessen. Er, der in einer starken und finstern Seele über dieselbe Doctrin — ohne zu wissen, daß sie bereits in der Welt war — ebenso dachte, sah dennoch erstaunt und unwillig auf diese lachende Gesellschaft nieder, die die zerschmetternden Lehrsätze zum Gegenstand gesellschaftlicher Spielerei machte. In diesem Augenblicke kam ihm der alte kindliche Glaube wieder so ehrwürdig vor, daß er sich selbst beklagte, von ihm gewichen zu sein.

Mitten im Lachen, und noch eben mit den ausschweifenden Possen beschäftigt, hielt plötzlich die ganze Gesellschaft inne, und ein Schweigen, daß man das Summen einer Fliege hätte hören können, herrschte im Saale. Alle Gesichter trugen den gespannten Ausdruck des Zuhorchens, die Frauen hatten sich entfärbt, nur hier und da glitt noch ein vergessenes Lächeln über die Züge. Einer der Herren zog die Uhr hervor und sagte mit langsamer Stimme, daß nur noch eine Minute fehle. Bald nachdem er geschwiegen, ließ sich in der athemlosen Stille ein leiser Klang hören, als zerbräche ein Glas. Die Gäste fuhren auf ihren Sitzen zusammen und sahen sich einander erschrocken und fragend an.

Also doch! hob eine ältliche Dame an. Ich hab's nicht glauben wollen, nun hab' ich's gehört. Das ist allerdings seltsam. Hat aber auch keiner der Herren sich einen Scherz erlaubt?

Wie, Madame, entgegnete ihr Nachbar, Sie sehen, daß unsere Gläser völlig unversehrt sind. Auch kam der Klang des zerspringenden Glases

dort aus der Ecke her, wo Niemand sich befindet und wo auch keine Gläser stehen.

Also das Trinkglas des Ahnherrn! sagte eine junge Dame. Dies ist ausgemacht.

Was hat es mit diesem Glase für eine Bewandtniß? fragte der Abbé, indem er sich von seinem Sitze erhob. Ich bitte Sie, meine Herren und Damen, belehren sie mich. Ich bin fremd und weiß von der Geschichte dieses Hauses nichts.

So erfahren Sie denn, mein Herr, nahm die ältere Dame das Wort, daß vor langer Zeit ein Herr Besitzer dieses Schlosses war — er hieß —

Still! — Nicht den Namen genannt! baten mehre junge Frauen, die sich ängstlich umschauten.

Aber, meine Damen, rief die Erzählerin zürnend, sind wir Philosophen oder sind wir keine? Glauben wir an Ammenmärchen, oder sind wir über diese Dinge erhaben? Welche Thorheit! Doch immerhin, der Name thut nichts zur Sache, wir wollen ihn den Schloßherrn nennen. Dieser Schloßherr hatte einen Freund und Waffengefährten, mit dem er in langjähriger Verbindung lebte. Eines Tages gelang es bösen Rathgebern, die

Treue und Anhänglichkeit dieses Bundesgenossen verdächtig zu machen und dem Schloßherrn aufzubürden, daß jener ihm nach dem Leben trachte und sich zugleich in die Gunst seines Weibes eingeschmeichelt habe. Es war an dieser Verläumdung kein Wort Wahres; nur damit hatte es seine Richtigkeit, daß Robertus die seinem Schutze anvertraute Dame, die hier mit ihm in diesem Schlosse wohnte, während ihr Gemahl im fernen Ungarn Krieg führte, mit aller Courtoisie und Hingebung behandelte und sich für ihren ersten Diener erklärte.

Dieses Alles in großen Ehren! warf ein Herr dazwischen; wie es in jener ernsten und abergläubischen Zeit Sitte war.

Ganz ohne Zweifel! setzte die Erzählerin hinzu. Es wurde jedoch einigen jener bösen Erfindungen, die ersonnen waren, um Robertus zu stürzen, so viel Anschein von Wahrheit gegeben, daß der verblendete Schloßherr den unglücklichen Plan faßte, seinen treulosen Freund und den Verführer seines Weibes aus der Welt zu schaffen. Er fand bald willige Mörderhände und hier — in

diesem Saale — geschah die blutige That. Robertus hatte das Trinkglas seines Freundes eben in den Händen, und es zerbrach, da er sich mit den Mördern herumschlug. Von der Zeit an hört man bei jedem Jahreswechsel der That drei Nächte hintereinander, um eine bestimmte Stunde, den Klang eines zerbrechenden Glases. Das ist die Geschichte.

Und jetzt — riefen mehre Herren — wollen wir zu unsern Versen zurückkehren. Wir waren eben im englischen Lager angelangt.

Ja — ja! Fahren Sie fort, mein Herr, bat die Fürstin. Wir hören mit Vergnügen zu.

Ich bitte um die Erlaubniß, noch eine auffallende Geschichte vortragen zu dürfen. Dieselbe hat sich nicht in grauer Vorzeit, sondern in unsern Tagen ereignet, auch ist Der, der sie erlebte, keine sagenhafte Person, sondern ich bin es selbst!

Diese Worte machten einiges Aufsehen, und alle Blicke, die sich bereits dem Vorleser zugewendet hatten, lenkten sich nach der andern Seite der Tafel hin, wo ein junger bleicher Mann sich erhoben hatte, und eben seine Worte mit einer

Verbeugung schloß, die er gegen die Wirthin des Hauses richtete.

Ach, wir sollen also nochmals unser Ohr einem Ammenmärchen leihen! sagte der Vorleser mit einem Anflug von Aerger und Ironie.

Kein Märchen! entgegnete der junge Mann. Ich kann die Wahrheit meiner Aussage beschwören.

Alsdann erzählen Sie, sagte die Fürstin, wir werden zuhören.

Der junge Mann hob an: Im jüngst vergangenen Herbste war es, wo ich mit einem Freunde zusammen eine Reise durch das nördliche Deutschland machte. Wir hatten eine glänzende Hauptstadt soeben verlassen und unser Weg führte uns zunächst durch ziemlich unwirthbare Gegenden. Unter andern hatten wir einen weitläufigen Wald zu passiren. Am Anfang desselben trafen wir auf das Häuschen eines Forstbeamten und kehrten darin ein, um unserm Postillon, der seiner Sache nicht ganz sicher war, genauen Nachweis über den zu nehmenden Weg ertheilen zu lassen. Der Mann, den wir um Rath fragten, machte uns bemerkbar, daß es

besser gethan sein würde, den nächsten Tag abzuwarten, als jetzt bei schon eingetretener Dämmerung die Wegstrecke zurückzulegen. Wir achteten seiner Bedenken nicht. Der Beginn unserer kleinen abenteuerlichen Reise ging ganz gut von statten; später jedoch fanden wir Schwierigkeiten. Der Mond, der uns bis jetzt geleuchtet, verbarg sich hinter dunkeln Wolken, der Weg, den wir verfolgten, schien nicht der rechte zu sein, denn es fanden sich Verhacke, über die wir mit Gefahr, unsern Wagen zu zerbrechen, uns den Weg bahnen mußten. Es ward beschlossen, den Wagen stehen zu lassen unter Obhut eines von uns Dreien, und zwei sollten sich aufmachen, nach verschiedenen Richtungen einen Weg zu suchen. Damit wir uns nicht verirrten, wollten wir uns einander von Zeit zu Zeit zurufen. Ich, meinerseits, hatte kaum ein paarhundert Schritte ins Dickicht gethan, als ich zu meiner großen Freude ein Licht schimmern sah. Diese Entdeckung eilte ich meinen Unglücksgefährten mitzutheilen. Mein Freund kam herbei, und auch der Postillon verließ auf einen Augenblick den Wagen. Wir berathschlag-

ten, was zu thun sei. Unser Wagenlenker versicherte, soviel er den Wald kenne, an dieser Stelle noch nie ein Haus gesehen zu haben; die Poststation sei noch weit entfernt. Abergläubisch und furchtsam, wie dieser junge Bauernbursche war, bat er uns, diesem Lichte nicht weiter nachzuforschen, da es von keinem andern Gegenstande kommen könne, als von dem „Teufelsschlosse"; dieses sei nämlich ein verfallenes und verlassenes altes Jagdschloß, in welchem es allnächtlich spuke und dem kein Christenmensch nahe kommen dürfe.

Ich hoffe, daß Sie Muth gehabt haben werden, hineinzugehen! bemerkte die Fürstin, die mit einem kleinen boshaften Lächeln die erschreckten Mienen der jungen Damen betrachteten, die ihr zunächst saßen.

Unser Entschluß war bald gefaßt, fuhr der Erzähler fort; wir wollten nicht allein das Teufelsschloß aufsuchen, sondern auch, wo möglich, in demselben übernachten. Als wir dem alterthümlichen Bau uns näherten, nicht ohne Mühe, denn es waren trockene kleine Gräben zu durchschreiten und über verfallene Mauern zu klettern,

verschwand der Lichtschein, oder wurde wenigstens so bleich, daß wir kaum das schmale hohe Fenster wiederfinden konnten, aus dem er früher so hell hervorgekommen. Dieser Umstand übte keine sehr erfreuliche Wirkung auf uns aus; wir mußten glauben, daß die Person, die dort gewacht hatte, gerade jetzt, sehr zur Unzeit, sich zur Ruhe begeben habe. Auf unser Klopfen, Rufen und Schreien kam von nirgendsher eine Antwort. Endlich entschlossen wir uns, auf die Pforte loszugehen. Wir fanden sie zwar verschlossen, doch unserer vereinten Anstrengung wich sehr bald das morsche Schloß, und mit tönenden Schritten, die überall ein Echo weckten, traten wir in eine Art Vorsaal oder Treppenhaus. Hier stille stehend, ließen wir nochmals unsere Stimmen erschallen, indem wir mit aller Artigkeit, die unsere mißliche Situation erlaubte, dem unbekannten und unsichtbaren Bewohner dieser Räume unsere Bitte vortrugen, hier übernachten zu dürfen. Abermals keine Antwort. Die Stille und das Geheimniß des Grabes schienen hier zu herrschen. Und doch hatten wir hier Licht gesehen; es mußte also

irgendwo der Hausherr zu finden sein. Der Empfang, den er uns höchst wahrscheinlich bereiten würde, wenn er uns hier wider seinen Willen eingedrungen fand, konnte kein sehr freundlicher sein. Indessen wir waren auf Alles gefaßt; wir hatten unsere Pistolen bei uns, und auch noch Seitengewehr. Unsere Absicht war, zunächst in das Gemach zu gelangen, wo wir hatten das Licht leuchten sehen; es mußte das nächste am Flur sein. Mit Vorsicht öffneten wir eine hohe Flügelthüre und befanden uns nun in einer Halle, die oben mit einer Galerie versehen war und in welcher ein kolossaler Kamin fast die ganze gegenüberliegende Seite einnahm. Bilder schmückten die Wände, und ein Tisch, mit einem Tuche halb bedeckt, auf dem Weinflaschen und die Reste einer Mahlzeit standen, war ans Fenster hingeschoben. Alle diese Dinge konnten wir im hellen Mondschein, der durch die fünf hohen Fenster fiel, mit Deutlichkeit sehen.

Als die Erzählung bis zu dieser Stelle gelangt war, hörte man einen kurzen Schreckenslaut, von dem Niemand wußte, wo er herkam;

er schien sich aus den Lüften herabzusenken. Die ganze Gesellschaft richtete ihre Blicke nach oben und betrachtete die Figuren an der Decke. Doch diese weißen, gespenstischen Gestalten blickten ihrerseits, vom Kerzenlichte grell beleuchtet, wie verwundert und fragend herab. Eine augenblickliche tiefe Stille herrschte, alsdann nahm der Erzähler wieder das Wort: Meine Damen, was jetzt kommen wird, klingt sehr sonderbar. Ich will es erzählen auf die Gefahr hin, daß Sie mich und meinen Freund für Visionäre halten; bei Allem jedoch, was mir theuer ist, kann ich Ihnen beschwören, daß es die lauterste Wahrheit ist, die ich Ihnen hier mittheile.

Es war nah' an Mitternacht, als wir, durch vergebliches Forschen ermüdet, uns endlich entschlossen, in der Halle unser Nachtquartier zu nehmen. Ich rückte eine alte Polsterbank hervor und lehnte ihr baufälliges Gerüst an den Vorbau des Kamins, und indem ich meinen Mantel überbreitete, schuf ich ein ziemlich bequemes Lager; nicht so gut hatte es mein Freund, der, nachdem er lange vergeblich nach einem irgend zu diesem

Zweck tauglichen Möbel geforscht, endlich mit einem Stuhle zufrieden sein mußte, dessen enger Sitz und dessen hohe, mit Leder überzogene Lehne ein elendes Bett abgaben. Der Inhalt einer Reiseflasche und ein geringer mitgenommener Imbiß mußten uns stärken, ehe wir uns der Ruhe überließen. Mein Schlaf war nicht fest; doch wäre er auch fest gewesen, ein sonderbares Geräusch in meiner Nähe hätte ihn stören müssen. Ich öffnete die Augen und erblickte die Halle, so wie ich sie beim Einschlummern gesehen, das Mondlicht unverändert; aber mir zur Seite hatte sich ein Etwas eingefunden, das früher nicht da war. Es kauerte nämlich, war es nun ein Mensch oder ein Thier, etwas Dunkles, Gebücktes, Zusammengeknäultes am Kamin, und ein Geräusch ward hörbar, wie als wenn man mit starker Lunge Kohlen anbliese. Leise mich erhebend, sah ich diesem Wesen zu und konnte gewahren, daß es bei der kleinen Flamme, die nun emporzuckte, Dinge verbrannte, die wie Stücke einer weiblichen Bekleidung aussahen. Die Arbeit ging langsam von statten, und der geheimnißvolle nächtliche

Arbeiter eilte vom Kamin öfters in die Mitte der Halle, wo ein Vorrath dieser Stoffe aufgehäuft lag. Als ich eine Weile diesem Treiben zugeschaut, rief ich leise meinem Freunde zu, und dieser gab mir ein Zeichen, daß er wach sei und ebenfalls sähe, was ich sah. Noch waren keine zehn Secunden vergangen, als wir, ich konnte nicht erkennen durch welchen Eingang, einen in einen Mantel gehüllten Mann erscheinen sahen, der auf den Haufen Kleider in der Mitte der Halle zuschritt und den Andern herbeiwinkte. Jetzt erst erkannte ich, daß Das, was so undeutlich dagelegen, der Körper einer Frau war, die, wie es schien, ermordet worden und deren blutige Gewänder jener im Kamin verbrannt hatte. Beide erfaßten den Körper und trugen ihn hinaus. Ich sah deutlich den einen niederhängenden weißen Arm auf dem Boden nachschleifen.

Oh — oh! das ist zum Entsetzen! riefen sämmtliche Frauen, und verbargen das Antlitz hinter Tüchern. Die Fürstin hatte schon gleich beim Beginn der Erzählung ihren Blick verstohlen auf ihren Nachbar gerichtet, als wolle sie in

dessen Zügen lesen. Doch diese blieben kalt und unbeweglich.

Nun, wie erklärte sich dies Alles? fragte die ältliche Dame, die die Erste war, die sich wieder zu fassen suchte.

Ich bedaure, keine genügende Auflösung des Räthsels geben zu können, erwiderte der junge Mann; denn daß wir — mein Freund und ich, beide zugleich — dieses nur geträumt, hieße ein Unglaubliches mit dem andern vertauschen. Es bleibt nichts Anderes übrig, als anzunehmen, daß wir wirklich etwas Außerordentliches geschaut, und daß uns ein Blick vergönnt worden in jenes mystische nächtliche Gebiet, wo die Strafen beginnen für Unthaten, die hienieden verübt worden und straflos geblieben sind.

Dergleichen anzunehmen, rief der Abbé, wäre mehr als kindisch. Es gibt kein Jenseits und demnach kann es auch keine Strafen geben, die dort vollstreckt werden. Es ist lächerlich, auf diese Dinge auch nur anzuspielen.

Gleichwol haben wir Beispiele in der Geschichte — hob ein Herr an, der sich ein gelehrtes

und hochmüthiges Ansehen zu geben wußte — daß Geister Verstorbener auftreten, um Lebenden irgend einen Rath oder eine gute Lehre zu geben. Ich erinnere an den Schatten des Brutus.

Und ich erinnere daran, rief der Abbé eifrig, daß von Anbeginn der Welt an der Fanatismus, der Aberglaube und der Betrug ihr Spiel gespielt haben, und daß wir nicht zu glauben brauchen, was fromme Schwätzer uns aufzubürden für gut finden.

Ja — ja! Es gibt keine Gespenster! riefen mehre Stimmen.

Kommen Sie zum Schluß Ihres Abenteuers, mein Herr! nahm die Fürstin das Wort. Wie verließen Sie das Schloß, und was erfuhren Sie über den gegenwärtigen oder den ehemaligen Besitzer desselben?

Nachdem der übrige Theil der Nacht ruhig vergangen war, machten wir uns bei den ersten Morgenstrahlen auf den Weg, um unsern Wagen und den in demselben zurückgebliebenen Postillon wiederzufinden. Derselbe war sehr erfreut uns wiederzusehen, denn er hatte uns schon halb und

halb verloren gegeben. Ein paar Holzhacker, denen wir begegneten, wiesen uns zurecht, und ohne ein weiteres Ungemach langten wir auf der Station an. Dort hatte unser Postillon, gegen unsern Willen, etwas von unserm Abenteuer verlauten lassen, und der Wirth der Schenke gab uns die Versicherung, daß jenes alte Gemäuer schon seit lange unbewohnt stehe, daß man sich von dem Spuk erzähle, der dort nächtlich umgehe, und zwar in Folge einer Mordthat, die dort verübt worden. Ich lasse dahingestellt sein, was an allen diesen Mittheilungen Wahres sei, nur jeden Zweifel an der Wirklichkeit Dessen, was unsere Augen geschaut und unsere Ohren gehört, halte ich mich für berechtigt niederzuschlagen. Vielleicht könnte ein Mitglied unserer Gesellschaft, wenn es wollte, uns etwas Näheres über die Geschichte des „Teufelsschlosses" sagen.

Diese unerwartete Frage machte den ganzen Tischkreis stannen. Man sah sich an, und endlich folgte Alles der Richtung des Blicks, die das lebhafte und feurige Auge des jungen Mannes eingeschlagen hatte, den es verdrossen zu haben

schien, daß man Zweifel in die Wahrheit seiner Erlebnisse gesetzt. Vielleicht war auch noch ein anderes Motiv dieses drohenden Blicks vorhanden. Genug, seine Wirkung war eine äußerst auffällige. Der Chevalier St. Lyre war plötzlich der Gegenstand einer stillschweigenden allgemeinen Anklage geworden. Jedermann, von den dunkeln Gerüchten unterrichtet, die über diesen räthselhaften Fremden umgingen, schien in ihm den Mörder der Dame im alten Schlosse erkannt zu haben, und die spukhafte Geschichte glaubte man nur erfunden, um einem mächtigen, verhaßten und gefährlichen Menschen vor den Augen seiner Anhänger und selbst seiner Geliebten eine drohende Anklage ans Haupt zu schleudern. Die Fürstin war bleich wie der Tod in ihren Stuhl zurückgesunken, die andern Damen sahen starr bald auf sie, bald auf ihren Nachbar. Doch dieser blieb kalt und ruhig wie früher; keine Miene verzog sich in seinem marmornen Antlitz. Als diese unangenehme Pause einige Minuten gewährt hatte, verließ der junge Mann die Tafel, und ihm folgten stillschweigend Einige aus der Gesellschaft.

Niemand sprach ein Wort, die sich Entfernenden zurückzuhalten; ihr Entweichen sah einer Flucht ähnlich. Unter den Uebrigbleibenden kam ein anderes Gespräch auf. Die Diener trugen die Tafel fort und brachten eine andere herein, indem sie die Gläser neu füllten. Karten wurden herumgegeben, und das Spiel begann. Bei den ersten Blättern, die besetzt wurden, bei den ersten Goldstücken, die vergeben wurden, war jede Spur des Vorangegangenen völlig verwischt. Die Spieler waren bei ihrem Spiel.

Philipp verließ seinen Platz. Der Tag brach an, als er in seiner Wohnung anlangte.

Dreizehntes Kapitel.

Man kann sich denken, in welcher Stimmung Philipp sich befand nach den Ereignissen der Nacht, die wir soeben beschrieben. Er war es gewesen, der jenen Schreckenslaut ausgestoßen, als er das Gemach beschreiben hörte, und zwar auf das genaueste, wo die blutige Tragödie seiner Jugenderinnerungen gespielt. Seine Pulse klopften fieberhaft, als er sich bewußt wurde, den Mann vor sich gesehen zu haben, der unzweifelhaft der Mörder seiner Mutter war. „Unzweifelhaft!" so rief ihm seine aufgeregte Phantasie zu. Die Stimme der Vorsicht und Ueberlegung war zum Schweigen gebracht.

Hatten nicht bei der Erzählung alle Anwesenden auf den Chevalier geblickt? Zeigte dies nicht deutlich, daß man ihn für den Mörder hielt? Vor allen Dingen mußte der junge Mann in Kenntniß sein von der geheimen Geschichte des Chevaliers. Das Schicksal schien unsern Helden auf diesem außerordentlichen Wege zum Ziele führen zu wollen, und er seinerseits durfte auch nicht die kleinste Schuld auf sich laden, durch Säumniß oder durch zaghafte Bedenken die Früchte der Rache, die ihm so lockend geboten wurden, nicht rasch genug eingesammelt zu haben. Der Geist seiner Mutter winkte ihm, ihr zu folgen; er glaubte in jener Nacht sie dicht hinter sich erblickt zu haben, wie sie mit starrem Leichenfinger auf den Mörder hinabwies. Ohne sich um die Geschäfte des Tages, oder um die Zufälligkeiten, die ihn umgaben, irgend zu kümmern, lebte er in einem traumhaften Zustande. Horschner, der diese auffallende Erscheinung sah, ihren Grund aber nicht enträthseln konnte, besaß so viel Zartgefühl, durch Fragen nicht lästig fallen zu wollen; nur erlaubte er sich, als Philipp angelegentlich sich nach den

Verhältnissen, und zuletzt nach der Wohnung des Chevalier erkundigte, ihm bemerkbar zu machen, daß Warschau ein gefährlicher Ort sei, wenn man darauf ausginge, einem mächtigen Manne etwas anzuhaben. Wir leben hier, sagte der Juvelier, in dieser Beziehung wie in den Gebirgen von Calabrien oder an den Ufern des Tiber; es fällt durchaus nicht schwer, einen Arm zu miethen, der das bezeichnete Opfer bei Seite schafft. Nehmen Sie sich daher wohl in Acht, mein theurer Freund. Lassen Sie sich die Versicherung geben, daß ich, wenn auch nicht für Ihr Leben, doch für Ihre Sicherheit zittere, seitdem ich Sie so aufgeregt sehe, und, der Himmel weiß, mit was für Racheplänen umgehend.

Seien Sie außer Sorgen, entgegnete Philipp; ich werde so kaltblütig sein wie möglich, doch handelt es sich um eine allzuwichtige Sache, als daß ich mir erlauben dürfte, die Hände in den Schoos zu legen.

Der erste Gang Philipp's war zu dem jungen Manne, der die Geschichte erzählt und dessen Namen er ausgekundschaftet hatte. Unglücklicherweise

war dieser abgereist. Es war einer von den vielen Fremden gewesen, die die Hauptstadt nur auf wenige Tage besuchen. Seine Spur ließ sich nur verfolgen, wenn, wie sich vermuthen ließ, der Chevalier über ihn Auskunft geben konnte. Zu diesem eilte nun Philipp.

In der Wohnung angelangt, und schon im Begriff einzutreten, merkte Philipp mit Schrecken, daß sein Geist in einer so wilden Aufregung sich befand, daß ihm der wohlgeordnete Plan völlig entschlüpft war, nach welchem er seinen Angriff einzurichten gedachte. Zum ersten Male in seinem Leben fehlte ihm jene stolze Besonnenheit, die einen Grundzug seines Charakters ausmachte, und die eine Frucht seiner einsamen Jugend und der finstern Eindrücke derselben war. Doch wie gewaltig einwirkend war auch diese Situation! Er stand im Begriff, die Schwelle der Wohnung des Mannes zu überschreiten, für dessen Brust — wenn er Der war, für den Philipp ihn bereits schon hielt — der Dolch bestimmt war, den er bei sich im Busen führte. Dieser Dolch begleitete ihn schon seit längerer Zeit. Er hatte auf dessen

Klinge den Namen seiner Mutter und den Tag ihres Todes eingeschrammt.

Der Diener, dem er nicht den Namen Macargan, sondern einen andern genannt, kam zurück und hieß ihn eintreten.

Das Gemach schien leer zu sein; allein es war es nicht. Der Bewohner desselben hatte sich in einer Ecke auf einem Sopha niedergelassen und betrachtete, den Rücken dem Eintretenden zugewendet, in einem Spiegel die Gestalt desselben. Auf einem Tischchen, dicht am Eingange, lagen, war dies nun absichtlich oder zufällig, ein Maskenmantel, eine Halblarve und — ein Paar Pistolen.

Auf ein Räuspern Philipp's erhob sich der Chevalier und fragte, was er von ihm wünsche. Diese Frage ward höflich und kalt gethan. Während Philipp die ruhigen Gesichtszüge betrachtete, überfiel ihn plötzlich das Bewußtsein des Peinvollen seiner Lage. Die fieberhafte Spannung wich und es traten auch bei ihm Kälte und Besonnenheit in ihre Rechte. Er bedachte, daß Das, was er für Gewißheit hielt, keine war, und daß er sich erst solche verschaffen wollte. Der Che-

valier hielt den Blick auf ihn gerichtet, und dieser Blick verlor sichtlich an Schärfe und Kälte, je länger er auf seinem Gegenstande verweilte.

Sind Sie ein Fremder in Warschau, hob der Chevalier von neuem an, und suchen Sie etwa meine Protection? Womit kann ich in diesem Falle dienen? Sie sind ein junger Mann und wohl gebildet, wie ich sehe. Ihre Miene hat etwas Offenes und Freies! Sprechen Sie.

Wenn ich Ihren Antheil errege, mein Herr, nahm Philipp das Wort, so ist mir dies doppelt lieb, einestheils meiner selbst wegen, anderntheils weil es sich hier um das Schicksal eines Freundes handelt, dem ich einen wichtigen Dienst zu erweisen trachte.

Befindet er sich in dieser Stadt?

Ja, und ich bin bereit ihn hierher zu führen, wenn ich erst gewiß bin, ihm helfen zu können. Da Sie viel reisen, mein Herr, wie man mir gesagt hat, so kennen Sie ohne Zweifel manche Familie. Vielleicht ist Ihnen auch die Familie meines unglücklichen Freundes bekannt.

Nennen Sie sie mir.

Macargan.

Philipp hatte auf die Nennung dieses Namens die Wirkung seines ganzen Planes gebaut; er erwartete den Fremden zusammenschrecken, erbleichen und sich verrathen zu sehen. Entwaffnet wurde er und selbst niedergeschmettert, als ihn der kalte, gleichgültige Blick des Mannes traf.

In der That, nein! sagte der Chevalier nach einer Pause. Ich besinne mich nicht, diesen Namen gehört zu haben. Ich will ihn mir jedoch bemerken. Er scheint schottischen Ursprungs zu sein; ich kenne hier ein paar schottische Familien, bei denen will ich mich erkundigen. Es soll gern geschehen, wenn ich Ihnen damit einen Dienst erweisen kann. Kommen Sie um einige Tage wieder, alsdann werde ich im Stande sein, Ihnen Bericht abstatten zu können.

Bei diesen Worten machte der Chevalier eine Verbeugung, und Philipp entfernte sich nach einigen gleichgültigen Worten.

Auf der Straße angelangt, faßte ihn eine finstere Verstimmung; er fühlte sich gedemüthigt, und dies Gefühl war ihm das unleidlichste, das

er kannte. Er hatte zum ersten Mal einem Geiste gegenübergestanden, der ihn übersah und verhöhnte. Es hatte so seltsam um diesen scharfgeschnittenen Mund gezuckt; trotz der Kälte und Ruhe glaubte Philipp in diesem Auge, das so unergründlich tief war, doch ein aufflackerndes Feuer bemerkt zu haben. Philipp fühlte, daß er diesem Manne gegenüber keine Beweise hatte, nie Beweise haben würde. Denn was er nicht selbst eingestand, zu dessen Eingeständniß — dies fühlte man — würde keine Gewalt der Erde ihn bewegen.

Ist er's, ist er's nicht! rief Philipp bei sich, indem er seine krampfhaft geballte Faust auf sein tobendes Herz drückte. O daß ich so ohnmächtig, so schwach bin!

Als er einige Schritte weiter gegangen und in eine andere Straße einbog, schien es ihm, als wenn ihm Jemand folgte. Es fiel ihm Horschner's Warnung ein, und er faßte den Unbekannten näher ins Auge. Dieser verlor sich aber alsbald in die Menge. Philipp kam verstimmt nach Hause. Er war mit seiner Handlungsweise unzufrieden,

und doch wußte er nicht, wie er sie anders hätte einrichten sollen. Wie er sich aber die Sache auch überlegte, er mußte sich's eingestehen, der Chevalier hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Er beschloß, ihm aus dem Wege zu gehen, da es unmöglich war, die Auflösung des finstern Räthsels mit den Mitteln, die er gegenwärtig in Händen hatte, zu bewirken.

Noch ein Weg kam ihm in den Sinn, er hatte den Abbé nicht aufgesucht; es war jedoch nicht wahrscheinlich, daß dieser, der selbst hier fremd war, etwas von Dem wissen sollte, wonach ihn verlangte. Doch schon des Grafen wegen war es ihm Pflicht, den Abbé zu sprechen. Es war nicht so leicht, ihn zu finden. Endlich gelang es, und der prahlerische und eitle Mann nahm die Miene an, als freue es ihn, einen alten Bekannten wiederzusehen. Auf Philipp's Frage, wie er die gräfliche Familie verlassen, erwiderte der Philosoph: Wir haben uns getrennt; unsere Doctrinen paßten nicht mehr zueinander, und zudem langweilte mich das Leben auf einem einsamen alten deutschen Feudalschloß. So viel mir

bekannt, befindet sich der Graf nebst seinen Töchtern ebenfalls auf Reisen. Die älteste Comteß hat nöthig sich zu zerstreuen, man hat ihr ihren Bräutigam erstochen. Es ist nicht viel an ihm verloren; er war kein Philosoph, vielmehr ein Strohwisch in Uniform.

Philipp war seltsam zu Muth, als er auf diese Weise an eine unglückliche That, die er beklagte, aber nicht bereute, erinnert wurde. Schüchtern setzte er die Frage hinzu, ob Emilie mit dem Grafen auf Reisen sei. Der Franzose bejahte es. Nun lenkte er auf den Fremden ein, der an jenem Abende die Erzählung vorgetragen.

Waren Sie dabei? fragte der Abbé verwundert. Ich habe Sie nicht bemerkt. Freilich, wer kann auch alle die Barbarenphysiognomien, die man in diesem Lande der Sarmaten sieht, sich merken. Es ist dies ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn diese Völkerschaften erst werden cultivirt sein, alsdann werden wir von Paris aus über sie ein Register aufnehmen und entscheiden, welche wir zu Menschen rechnen und welche nicht. Bis dahin muß man sich gedulden, und sehen, auf

welche Weise, ohne den Hals zu brechen, es sich in diesen Gegenden reisen läßt. Was den jungen Mann betrifft, der jene Kinderpossen vortrug, so ist das, wie ich mir habe sagen lassen, Einer, den die Prinzeß, die das Fest gab, eigens engagirt hat, die Geschichte vorzutragen, um den Chevalier de St. Lyre, ihren Liebhaber in Kenntniß zu setzen, daß sie von seinen Streichen unterrichtet ist. Aber er wird sich nicht hindern lassen ihr den Hals umzudrehen, wenn er anders Lust dazu hat. Sie ist in seinen Händen. Wir, die wir davon wußten, daß diese Geschichte erzählt werden sollte, hatten unser Vergnügen daran, die beiden Hauptpersonen des Dramas zu beobachten, die sich wieder gegenseitig einander beobachteten. Das war die Würze des Abends, der übrigens genußreich für mich war, denn ich habe drei hübschen Frauen Herzensunruhe verursacht und hundert Louis in die Tasche gesteckt.

Sie wissen also über den jungen Mann nichts?

Nicht das Mindeste; weder wie er heißt, noch von wo er kam. Vielleicht war es auch nur ein verkleideter Lakai der Fürstin. Das ist sehr möglich.

Philipp verabschiedete sich von dem Philosophen und war jetzt weder von seiner Unruhe, noch von seinen Zweifeln geheilt.

Er brachte verzweiflungsvolle Tage hin, bis er endlich sich mit raschem, festem Entschlusse vornahm, die Sache sich aus dem Kopfe zu schlagen. Zu dem Chevalier ging er nicht wieder hin, im Gegentheil, er fürchtete ihm zu begegnen, wie einem Dämon, der sich Gewalt über ihn angemaßt. In dieser Stimmung kam ihm Horschner's Antrag sehr gelegen. Der redliche Juwelier hatte schon lange die tiefe Niedergeschlagenheit seines Freundes bemerkt, und eilte nun, den Grund in einem unglücklichen Liebesabenteuer suchend, den jungen Mann aus Warschau wieder zu entfernen. Dazu bot sich eine sehr günstige Gelegenheit.

Wollen Sie mit mir eine Reise machen? fragte er eines Tages Philipp, als dieser düsterer als gewöhnlich sich bei ihm einfand. Mein Geschäft ruft mich an einen Ort und in ein Land, das sie gewiß noch nicht gesehen haben. Wir haben schon miteinander von der großen Kaiserin

gesprochen, und gerade Katharina ist's, zu de ich jetzt eile. Sie hat ihre Reise in die südlichen Provinzen ihres ungeheuern Reiches angetreten, und befindet sich jetzt in Kiew, wo sie Hof hält und wo fast ganz Europa hinströmt, um sie zu sehen. Ich gehe mit einigen Steinen hin, werth genug, um sie diesen Großen anzubieten. Sie begleiten mich, Freund, und wollen Sie mir bei meinen Geschäften helfen, so ist's gut, wo nicht, so gehen Sie Ihre Wege für sich und sehen Sie sich dieses Wunder der Zeit an. Wo Sie auch später hingelangen, Sie werden nie etwas Aehnliches sehen. Lassen Sie daher diese Gelegenheit nicht entschlüpfen.

Philipp ging auf diese Vorschläge ein, und der Tag der Abreise ward bestimmt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Reise des Kaufmanns glich der eines reichen Edelmanns, eine solche Anzahl Diener hatte er sich beigesellt, und in einem so stattlichen Aufzuge befanden sich Wagen und Pferde. Dies ist nöthig, sagte Horschner zu Philipp; denn in einem Lande, wo Alles nach dem äußern Schein berechnet wird und wo die goldnen Flitter gelten, berechnet man den Mann nach der Anzahl Schellen, die er klingen läßt. Da, wo wir hingelangen, gilt diese Maxime in noch höherm Grade. Wir werden es mit noch halb civilisirten Völkern zu thun haben, und diese haben mit ihren Voreltern, den Wilden, noch eine so große Familien-

ähnlichkeit, daß der einfache Mann und sein Verdienst, wenn er geräuschlos auftritt, eher gewärtig sein kann unter die Füße gestoßen, als zu Ehren gebracht zu werden. Ich werde mich daher, sowie ich die russische Grenze überschreite, in eine Art Wundergeschöpf verwandeln, das mit prahlerischem und lächerlichem Anstande mysteriöse Phrasen um sich wirft. Man soll glauben, daß ich im Besitze des Steins der Weisen bin, und daß die goldnen Ketten, die ich bei mir trage, von einem Golde sind, das ich selbst vermittelst des Schmelztiegels und der Retorte fabricirt habe.

Die Eindrücke der Reise erheiterten Philipp's düstere Laune ein wenig. Sein Genosse that das Mögliche, ihn Warschau vergessen zu machen, nur konnte er, was seine eigne Person betraf, sich von gewissen Erinnerungen nicht frei halten. So kam öfter, als er es wollte, der Name der Fürstin über seine Lippen. Er seufzte dann und rief in schmerzlichem Tone aus: Was wird aus der Unglücklichen werden! Sie geht ihrem Untergange entgegen, wenn sie nicht schon ihm verfallen ist. An diesen Mann gekettet, der der Finsterniß ent-

ſtiegen iſt, und der jeden Augenblick bereit iſt, ſein Opfer mit blutigen Händen ins Reich der Schatten hinabzuſchleudern, kann ſie da glücklich ſein? Und dabei dieſer unſelige Leichtſinn! Ach, ſie iſt eine verlorene Frau! Ich beſinne mich, wie ſie noch vor wenig Jahren eine ſo glänzende und friedliche Exiſtenz führte; ſie war ſchön, angebetet und von Allen geliebt. Damals hatten die zwei jammervollen Leidenſchaften, das Spiel und die Libertinage, ſie ſich noch nicht zum Opfer erwählt. Damals — o ich ſage es mit Stolz und Entzücken, war ſie meine Freundin und hörte auf meine Rathſchläge. Das iſt nun alles vorbei. Vorbei auf ewig! So ſind die Frauen. Nehmen Sie ſich vor ihnen in Acht, Philipp.

Dieſe Warnung, entgegnete der junge Reiſegefährte, kommt, wenn ſie überhaupt auf mich paßt, jedenfalls zu ſpät.

Zu ſpät? rief der Kaufmann verwundert, und Sie haben kaum Ihr zwanzigſtes Jahr überſchritten?

Dennoch können mir die Frauen ſchon mitgeſpielt haben.

Ja — ja, das können sie! Wir sind ihr Spielball oft schon in unserm funfzehnten Jahre und bleiben es bis an die Schwelle unsers achtzigsten. Das ist wahr. Aber Sie sehen mir nicht so aus, als wären Sie diesem Geschick anheimgefallen.

Weshalb erscheint Ihnen das?

Sie haben so etwas Kaltes, Stolzes, Selbstgenügendes. Auch habe ich Sie nie den gewöhnlichen Weiberbekanntschaften nachlaufen sehen. Aber nehmen Sie sich in Acht. Diese Eisdecke wird schmelzen an dem Strahl der Sonnen, die nun bald an unserm Himmel glänzen werden. Katharinen's Hof wird durch die reizendsten und schönsten Frauen gebildet, und diese Frauen sind nicht wählerisch in den Mitteln, wie sie zu ihrem Zweck gelangen. Sie nehmen sich ihre Paladine, wo sie sie finden, und nöthigenfalls rauben sie sie. Wollen Sie mir glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß ich — ich selbst schon in Gefahr war, von einer solchen Armida entführt und auf irgend ein verzaubertes Schloß gebracht zu werden? Aber freilich, wegen meiner Reize geschah dies nicht; die gottlose Schöne wußte, daß ich für

eine halbe Million Francs Steine bei mir hatte, und da entführte sie mich sammt meinen Steinen. Aber ich wußte mich frei zu machen; damals war ich zehn Jahre jünger und flüchtig wie der Wind.

Philipp lächelte über diese Plaudereien seines Gefährten. Man kam nur langsam vorwärts, denn die Wege waren kaum zu überschreiten, in so schlechtem Zustande befanden sie sich.

In der ersten russischen Stadt ging mit dem Juwelier die bereits verkündete Umwandlung vor. Philipp war nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens in das Zimmer des Kaufmanns trat, und diesen in einer hohen Mütze und in einem mit Pelz reich verbrämten rothsammetnen Talar in einem Armstuhl sitzend fand. Um ihn herum bewegten sich seine Diener in einem gemessenen und feierlichen Schritt, und einer derselben verbrannte Räucherwerk auf einer Pfanne. Auf zwei Tischchen ihm zur Seite lagen auf seidenen Kissen Ketten, Ringe und ähnlicher Schmuck hingebreitet, vor ihm stand eine Art Pult, auf dem ein russisches Gebetbuch lag und eine Anzahl Phiolen mit rother und gelber Flüssigkeit gefüllt. Horschner

weidete sich an dem Erstaunen des Jünglings und sagte dann: Hier sitze ich; man habe Respekt vor mir! Ich mache Gold und schmelze Diamanten zusammen. Außerdem bin ich Eigenthümer des Lebenselixirs, das die Leute hundert Jahre und noch darüber alt werden läßt.

Philipp entfernte sich und ließ den Besuchenden Platz. Es dauerte nicht lange, so war das Zimmer gefüllt von Männern und Frauen, die sich die Goldsachen ansahen und Einiges zu hohen Preisen kauften. Ein altes Mütterchen blieb so lange, bis alle Andere fort waren, und theilte dem Magus mit, daß sie gerne sich verjüngen möchte und deshalb eine Portion von dem Lebenselixir verlange. Sie sei eine Nonne aus einem nahen Kloster und wolle gar so gern wieder achtzehn Jahre sein, um dann nicht wieder ins Kloster, sondern in die Welt zu gehen. Um den Wundertrank zu bezahlen, hatte sie ein paar Edelsteine mitgebracht, die sie aus der Krone ihres Klosterheiligen ausgebrochen hatte. Sie waren von nicht geringem Werthe. Der Juwelier, welcher wußte, daß in dem Kloster sich ein Schatz der

schönsten Perlen befand, machte der Alten begreiflich, daß er, um den Trank wirksam zu machen, nothwendig etwas Perlenstaub hinzuschütten müßte. Sie versprach etliche zu bringen.

Auf diese und ähnliche Weise machte der Juwelier vortreffliche Geschäfte. Wenn Philipp ihn darauf aufmerksam machte, daß es doch unrecht sei die Leute zu täuschen, erwiderte der heitere Lebemann: Ich kenne das Land, in welchem ich mich befinde. Der Spruch: „Die Welt will betrogen sein, also betrüge man sie!" gilt nirgends mehr als hier. Der Sinn für die wahren Güter des Lebens ist nicht erwacht, dagegen eilt Alles, sich den blinkenden Schein anzueignen. Was hätte ich in Deutschland für die Perlen zahlen müssen, die die Nonne mir gebracht? Und — wenn mein Trank keine Wirkung thut, wird sie alsdann nicht glauben, es sei nur daher, weil sie ihren Heiligen bestohlen? Die Ketten und Ringe, die ich um den dreifachen Werth verkaufe, würden mir nicht abgenommen werden, wenn ich einfach den wirklichen Preis einfoderte. Es würde dann heißen: Ei, wie billig, das taugt nichts!

Endlich langten die Reisenden in Kiew an. Der Zufluß von Fremden war so mächtig, daß die weitläufige alterthümliche Stadt, die eigentlich aus zwei Städten und einer hochgelegenen Festung bestand, kaum Platz gewährte für die neu Hinzukommenden. Horschner wandte sich an einen alten Handelsfreund, und mit dessen Hülfe erhielt er eine geräumige Wohnung in einem gut gelegenen Theile des neuangebauten Viertels.

Die Kaiserin war bereits seit zwei Monaten hier; man wartete die ersten Frühlingstage ab, wo das Eis, das noch den Dnieper bedeckte, schmelzen und die Fahrt auf dem stolzen Strome frei geben würde. Dann sollte die Reise südwärts in die Krimm fortgesetzt werden. Die Feste, die hier gefeiert wurden, bildeten eine ununterbrochene Kette, und an dem Tumult auf den Straßen und Plätzen erkannte man die Ueberfüllung der Stadt. Alle Sprachen der Erde hörte man durcheinander sprechen, und alle Welttheile hatten ihre Kleidertrachten an diesem Orte zusammengestellt. Die fünfhundert Kirchen, die diese gottselige Stadt besaß, waren fast zu jeder Tages-

und Nachtzeit gefüllt mit einer bunten, abenteuerlichen Menge, die hineindrängte und wieder hinausflutete, um anderswo es ebenso zu machen. Die fremden Souveräne mit ihren Hofstaaten, der reiche polnische Adel, die hohe Aristokratie Moskau's, die alten einheimischen Bojaren, die französischen, holländischen, englischen und deutschen Edelleute mit ihrer Dienerschaft, endlich die zahllose Umgebung der Kaiserin und des Fürsten Potemkin machten, daß ein solches Gewirr von Glanz, Pracht und Gepränge in den Straßen sich zusammenfand, daß das Auge und das Ohr zugleich verwirrt und geblendet wurden. Dazu kam, daß ein ganzes Heer von Glücksrittern und Gaunern herbeigeströmt war, um hier ihr Wesen zu treiben. Die Polizei, die mit militärischer Strenge geübt wurde, vermochte doch nicht die Plünderungen und die nächtlichen Ueberfälle zu verhüten, die sich in dem Maße mehrten, je höher der Andrang von Fremden wuchs.

Horschner verfehlte nicht, mit seinem Freunde einen Gang durch die Stadt zu machen und ihm zu zeigen, was er Merkwürdiges wußte, da er

nicht zum ersten Male hier war. Die interessante Stadt ist die älteste im russischen Reiche, da ihre Gründung noch lange vor der Schöpfung des russischen Scepters stattfand und ins fünfte Jahrhundert fällt. Daher ihr seltsamer Bau, der eine Musterfolge fast aller barbarischen Bauformen liefert, an die sich die Paläste der Neuzeit anschließen. Im elften Jahrhundert wurde Kiew durch Jaroslaw russische Hauptstadt, zwei Jahrhunderte später herrschten jedoch wieder in ihr die Tartaren; diesen folgten die Polen, und diesen entriß der Zaar Alexis Michaelowitsch die durch Unglücksfälle aller Art heimgesuchte Stadt und machte sie von neuem zur Hauptstadt Rußlands. Später sicherten Verträge diesen Besitz.

Katharina verweilte mit Absicht längere Zeit hier, um sich in dieser uralten Stadt, in der das Christenthum und die Civilisation schon früh sich festgesetzt, und von wo aus sie sich über das ganze Reich verbreitet hatten, in ihrem Glanze als Herrscherin zu zeigen. Sie versammelte hier um ihren Thron die Nachkommen jener alten tartarischen Fürstenstämme, die über dieses Land

einſt geherrſcht, und ihre Milde und ihre Großmuth machten ſich die Enkel der ehemaligen erbitterten Feinde ihres Scepters zu ergebenen Freunden.

Funfzehntes Kapitel.

Durch die Erzählungen Horschner's, sowie durch Alles, was er um sich sah und hörte, war Philipp's Ehrgeiz und seine jugendliche Ruhmbegierde in einem so hohen Grade erwacht, daß dieses Gefühl für den Augenblick jede andere Regung und Bestrebung in den Hintergrund stellte. Er erblickte so Viele, die die höchsten Würden und Titel trugen, die die mächtige Hand des Glücks aus der Niedrigkeit emporgehoben und in den strahlenden Glanz des Tages gestellt hatte. Warum sollte auch ihm nicht ein ähnliches Geschick bevorstehen? In seinen Träumen sah er sich bereits am Ziele; aber ein Kopf, wie der Philipp's,

ist nicht geschaffen, sich mit eitlen Traumgebilden lange und ernstlich zu beschäftigen, er will Wirklichkeit. Sowie in Philipp's kaltem und stolzem Herzen keine Schwärmerei Platz faßte, so in seinem Verstande keine abenteuerliche Grille. Er sah klar und scharf. Dabei beherrschte ihn, eine Frucht seiner frühen Schicksale und seiner daraus geschöpften Lebensansicht, ein Mistrauen und eine starre Sprödigkeit, die nicht voraussehen ließ, daß er jemals durch Schmeichelei und Nachgiebigkeit sein Glück machen werde, die aber auch zugleich bekundete, daß er nicht so leicht die Beute einer Täuschung sein würde.

Wenn er von seinen Ausflügen nach Hause kam und sich vergegenwärtigte, was er an Glanz und Pracht gesehen, sprach er unwillig zu sich selbst: Und du trägst noch immer diesen unscheinbaren Rock! Und du bist noch immer der Verstoßene, der Verbannte, dem man nur mitleidig einen Platz in der menschlichen Gesellschaft einräumt?

Sollen Die triumphiren, die dich einer stolzen Geburt und ehrenvollen Stellung entrissen

haben, um dich in Nacht und Niedrigkeit zu stoßen?

Auf — Herr deines Schicksals — gebiete nun über dasselbe! Sei der Schöpfer und Erbauer deines Glücks! Warte auf keinen Beistand, von keiner Seite her! Du — und du allein bist dein Helfer! Gelingt es dir nicht, dich emporzuraffen, so sinkt dein System in Staub; alsdann haben Die Recht, die du verspottest, und die die Hände geduldig in den Schoos thun, alles von einem Lenker über ihnen erwartend. Dann werde ein Betbruder und bete!

Ein Leben in Niedrigkeit zugebracht, ist ein Schimpf für den Mann. Soll ich einen solchen Schimpf auf mich nehmen?

Nein, Philipp, nein! Steige, steige empor! Bleibe nicht in der Niedrigkeit!

Zu diesen Einflüsterungen des Ehrgeizes gesellte sich jedoch Etwas, das ihre Wirkung zu zerstören drohte, nämlich ein unbegrenzter Haß gegen Die, die die Ehren und die Glücksgüter zu vertheilen hatte und selbst im Besitz eines durch alle Lande strahlenden Ruhmes war. Dem

ſtolzen und feurigen Geiſte Philipp's war es verhaßt, eine Frau berühmt und bewundert, eine Frau über Männer, und zwar über tapfere und ſtarke Männer herrſchen zu ſehen. Er beneidete, und zwar im Intereſſe ſeines Geſchlechts, Katharinens Erfolge, ſie hatte deshalb an ihm einen erbitterten Feind. Zugleich ſollte ſie aber die Beförderin ſeines Glücks ſein. Philipp ſah ein, daß dieſer Widerſtreit ſo entſchieden entgegengeſetzter Richtungen nothwendig das Fehlſchlagen jeder Hoffnung mit ſich führe, dennoch konnte er ſich nicht bezwingen. Selbſt Horſchner's Lobpreiſungen der Kaiſerin hörte er nur mit ſtillem Widerwillen an. Der Juwelier ſah bald auch hier ſeinen jungen Genoſſen in Mismuth verfallen, und ſo groß war ſeine Anhänglichkeit an ihn, daß ein großer Theil ſeiner eigenen guten Laune, die durch die trefflichen Erfolge in ſeinem Geſchäft herbeigeführt war, dadurch verloren ging. Er ergriff daher mit Freuden die Gelegenheit, Philipp eines Tages aufzufodern, mit ihm einen Gang zu einem ſeiner vornehmſten Kunden zu machen, der ihn hatte rufen laſſen. Es war der erſte

Günstling Katharinens, der allmächtige Fürst Potemkin.

Die Freunde machten sich auf den Weg nach dem Kloster Petschersky, das auf einer Anhöhe über der Stadt lag, wo der Fürst seinen eigenen Hof hielt, die Fremden empfing und die Höflichkeitsbezeigungen der obersten Behörden des Militärs und der Bürgerschaft, sowie die Besuche des hohen Adels annahm. Der Empfangsaal des Klosters war prachtvoll ausgestattet und die Zellen der Mönche bildeten ebenso viele kleine zierliche Boudoirs, in denen die Damen in der Umgebung des Fürsten sich eingerichtet hatten. Die fromme und uralte Stätte der Brüder der Regel des heiligen Michael glich auf einige Zeit der Hofburg eines prunkliebenden und genußsüchtigen Fürsten. Die Mönche mit ihren Vorgesetzten hatten sich einstweilen in einen entlegenen Theil des weitläufigen Gebäudes zurückgezogen, wo sie ihre Andachtstunden hielten, unbeirrt durch den Lärm der Weltlichkeit um sie her.

Da der Fürst Statthalter der Provinzen war, durch die die Reise der Kaiserin ging, so hatte

er sich mit Abtheilungen der verschiedenen Regimenter, die er befehligte, umgeben. Man sah um das Kloster Petschersky herum die mannichfaltigsten militärischen Gruppen vertheilt. Das Auge bewunderte eine große Verschiedenheit imposanter Trachten, von dem Stahlschuppennetz und der Rüstung der Tscherkessen bis zu dem fast noch nomadenhaften Anzug der Kirgisen, von der modern militärischen Armirung der Regimenter, die unter Suworow im civilisirten Europa Schlachten gewonnen, bis zu dem tartarischen Waffenschmuck der Kosaken vom Don und ihres Nachbarstammes, der Saporoger. Um die Gruppen noch mannichfaltiger zu machen, erblickte man Armenier und Georgier, die in ihrem Nationalcostüm sich den Soldaten beimischten. Durch diese Massen mußte man sich den Weg bahnen, um zum Fürsten zu gelangen, der überdies noch von einer zahlreichen Dienerschaft umgeben war. Für den deutschen Handelsherrn, für den reichen Juwelier, öffneten sich die Thüren, und die Diener verbeugten sich vor ihm tief; sie wußten, er war der Günstling ihres Herrn.

Ich will Ihnen nichts von diesem Manne sagen, bemerkte Horschner leise zu seinem Begleiter, Sie werden ihn selbst sehen. Nur Eines: Das ganze unermeßliche Reich und selbst seine Beherrscherin beugen sich vor ihm; und er war einst nicht mehr und nicht weniger als gemeiner Soldat bei einem Garderegiment. Als die Kaiserin bei ihrem Einzug in der Hauptstadt, wo sie zu Pferde an der Spitze der Truppen erschien, an ihrem Säbel das Handgriffband verlor, sprang dieser Mann herbei und reichte ihr den seinigen. Dadurch lernte sie ihn kennen und jetzt — ist er Rußlands eigentlicher Beherrscher.

Diese letzten Worte wurden mit vorgehaltener Hand leise gezischelt, während die Flügelthüren geöffnet wurden und die Eintretenden in einer Galerie sich befanden, die mit Gemälden geziert war und an deren Ende sich ein Kamin befand. Ein Mann von kräftigem Körperbau, in einen pelzverbrämten Rock gekleidet, der einen Theil der Schultern und die ganze Brust offen ließ, stand am Eingange der Galerie und warf einen stolzen und wilden Blick auf die Ankommenden. Wie

er sie erkannte, milderte sich der Ausdruck, und er rief: Du kommst gerade recht, Brüderchen; mir ist ein Schuß nicht gelungen. Komm, stell' dich hierher und schieß für mich.

Väterchen, du beliebst zu scherzen, entgegnete der Juwelier unter tiefer Verbeugung. Du weißt nur allzugut, daß ich kein Schütze bin.

Das weiß ich; aber du wirst dennoch schießen, mein lieber Bruder.

Ew. Durchlaucht geruhen die Steine anzusehen, die ich auf Befehl mitgebracht! hob der Kaufmann mit einiger Kälte und Förmlichkeit an, indem er sein Taschenbuch öffnete. Der Fürst riß es ihm aus der Hand und nöthigte ihm dafür die Pistole auf.

Du wirst schießen! Nachher wollen wir handeln.

Nun denn, wenn es sein muß! sagte Horschner und stellte sich in die vorgeschriebene Stellung. Wo ist mein Ziel?

Der Fürst war befriedigt, schlang einen Arm vertraulich um die Schulter des Juweliers und rief ihm zu: Siehst du, mein Herzchen, jenen kleinen Muselmann dort auf dem Kaminsimms?

Dem sollst du den Kopf abnehmen. Aber gib wohl Acht, einige Zoll höher befindet sich, wie du bemerkst, ein kostbarer venetianischer Spiegel, dem darf kein Leid geschehen. Du wirst einsehen, daß es mir nicht darauf ankommen kann, dich aus deinem Winkel in Polen herzurufen, um daß du mir die Spiegel meiner Wohnung zertrümmerst!

In diesem für Horschner peinlichen Momente meldete ein Diener die Ankunft eines Adjutanten der Kaiserin. Der Fürst gab Befehl, daß man diesen warten lasse. Der Juwelier, der vergeblich gehofft hatte, durch diesen glücklichen Zwischenfall von seiner Stelle als Scharfschütz befreit zu sein, nahm jetzt wieder mit einem unterdrückten Seufzer seine Stellung ein, zugleich sich über die Vermessenheit des Günstlings entsetzend, der es wagte, einen directen Abgesandten seiner Herrin eines albernen Possenspiels wegen warten zu lassen.

Die Kugel verließ den Lauf und traf — in den Spiegel.

Ein Schrei ließ sich hören, ausgestoßen von den wenigen Personen, die in der Galerie gegenwärtig waren; zu diesen gehörte auch der Haus-

geistliche, der in einer Fensternische stand und mit weintrunkenen gläsernen Augen starr jede Bewegung seines Herrn beobachtete. Der Fürst brach in lautes Lachen aus.

Das ist der schlechteste Schuß, beim heiligen Nicon, der hier im Saale gethan worden! lallte der Priester, der, als er sah, daß sein Gebieter lachte, ebenfalls die Sache von der scherzhaften Seite betrachtete.

So wie ich die Ehre hatte, Ew. Durchlaucht zu bemerken, rief Horschner empfindlich, ich bin kein Schütze.

Nein, das bist du auch nicht, Bruder! Gott und die Heiligen werden dir bezeigen, daß du das nicht bist. Zahle nun hundert Ducaten, denn soviel ist mein Spiegel werth.

Hundert Ducaten? gnädiger Herr — rief der Juwelier verwundert.

Du willst damit sagen, hob der Fürst lächelnd an, daß ich mich sehr schlecht auf die Taxe meiner Möbel verstehe. Nun wohl, ich eile mein Unrecht gut zu machen, zahle zweihundert Ducaten, mein Herzchen.

Ach, du scherzest, Väterchen!

Du murrst noch immer? Warte, ich will dich zufriedenstellen. Ich will dir völlig den Willen thun. Du sollst sehen, welch' einen gefälligen Bruder du an mir hast. Zahle dreihundert Ducaten. Aber nun kein Wort weiter. Du hast Lust zu sagen: auch das ist zu wenig gefodert; aber ich setze nun einmal den Kopf darauf, dir gleichsam den Spiegel zu schenken. Nun, hast du das Geld bei dir? Wahrhaftig und noch dazu russische Banknoten! Das ist löblich. Hier Basil, nimm das Geld, ich schenke es dir, altes Weinfaß! Du weißt, daß ich dir schon längst etwas zugedacht habe, weil du so hübsch Maulwurfgänge zu graben verstehst.

Der Pope kam und küßte die Zipfel des Rocks seines Gebieters. Aus dem Hofe herauf drang das Geschrei und Gewinsel von Leuten, die Peitschenhiebe empfingen. Diese, für Philipp und Horschner grausenerregenden Jammerlaute schienen am Ohr des Gewaltigen spurlos vorüberzugehen. Er richtete seinen Blick auf Philipp, und die Höhe und Vollendung seines Wuchses,

sowie der Ausdruck seines Gesichts schienen ihm eine augenblickliche Theilnahme, ein flüchtiges Interesse einzuflößen. Er wandte sich zum Juwelier und fragte rasch: Wer ist der? Dein Sohn kann er nicht sein, dein Bruder auch nicht; er sieht dir zu wenig ähnlich.

Er ist mein Freund und mein Gehülfe, entgegnete der Juwelier.

Bist du ein besserer Schütze als dein Patron? fragte der Fürst, indem er gebieterisch auf Philipp zuschritt. Philipp erbat sich eine Probe ablegen zu dürfen. Die Pistole wurde ihm gegeben.

Da kein Spiegel mehr zu zertrümmern ist, ächzte der Pfaffe, so möchte nur noch Besorgniß für den Armstuhl sein; er ist zwar fünf Schritte vom Ziele entfernt, aber ich rathe dir, Herr, ihn hinwegsetzen zu lassen. Diese deutschen Schützen zielen gar zu gut! — Ein Gelächter aller Anwesenden begleitete die Rede.

Philipp fragte, wohin er zielen solle.

Nun, siehst du meinen Großsultan nicht? fragte der Fürst. Triff, wohin du willst; wenn du ihn nur überhaupt triffst, ist's schon mehr, als ich erwarte.

Wenn Ew. Durchlaucht erlauben, sagte Philipp mit großer Höflichkeit, so werde ich mir den Halbmond auf dem Turban der Figur zum Ziel nehmen.

Den Halbmond — ah, das will etwas sagen! Die Figur ist nur eine Spanne hoch, und du willst das Pünktchen oben treffen. Gut, gut! Versprechen und Worthalten sind aber manchmal verschiedene Dinge! Nicht wahr, Basil?

So wahr, Herr, als hätte es ein Apostel gesagt. Diese Deutschen sind ein Volk von Lügnern; sie prahlen, daß die Heiligen darüber weinen möchten. Wenn dieser Mensch Wort hält, so will ich meine Ducaten bis auf den letzten Rubel verlieren.

Philipp's Kugel war während dieser letzten Worte bereits enteilt und hatte sich richtig den kaum sichtbaren Halbmond herabgeholt. Der Fürst gerieth in eine Art convulsivisches Entzücken. Er lief auf den jungen Schützen zu und umarmte ihn. Du bist mein Mann! Du bist mein Mann! rief er einmal übers andere. Weißt du, daß dies *mein* Schuß ist? Du Teufel von einem

Jungen, wie hast du das vermocht? Er ging auf Horschner zu und rief: Mein Bruder, mein Bruder, laß mir dieſen!

Horschner und Philipp waren beide gleich erſtaunt über die Wirkung des Geſchehenen. Ohne die Antwort des Juweliers abzuwarten, rief er zu Philipp: Du — du bleibſt bei mir! Baſil, zahle ihm die Ducaten aus, wie du verſprochen.

Herr, du wirſt deinen Diener nicht nackt ausziehen wollen! ſtöhnte der Ueberraſchte. Ich habe nicht gehört, daß Könige ihr Wort brachen und daß die Gewaltigen zurücknahmen, was ſie gaben.

Hund, du zahlſt, oder! — Eine ſehr verſtändliche Bewegung nach dem Hofe zu war dieſen Worten beigefügt. Der Pfaffe lief herzu, legte das Geld auf den Tiſch und küßte Philipp mit großer Demuth auf den Arm, ſeinem Herrn aber wieder die Rockzipfel. Der Fürſt betrachtete die Züge Philipp's, und als er in ihnen nichts von Dank und Ueberraſchung erblickte, zogen ſich ſeine Brauen auf einen Augenblick finſter zuſammen. Er ſcheint ein hochmüthiger Burſch! murmelte er

vor sich hin. Doch gleichviel! Ein Nacken, der noch nicht gebogen ist, den liebe ich zu biegen.

Der Auftritt war hiermit beendet. Der Fürst verließ die Galerie, um mit dem Abgesandten der Kaiserin zu sprechen. Der Pfaffe lief heulend und fluchend fort. Die Diener sahen Philipp anfangs mit neugierigen und scheuen Blicken an, als jedoch der Intendant erschien und als der Erste dieses Sklavenhauses Philipp unterwürfig begrüßt hatte, folgten alle seinem Beispiel, und mit Erstaunen sah Philipp lauter gebogene Rücken vor sich. So rasch wurde ein declarirter Günstling in seine Stelle eingesetzt. Unser Held wußte selbst nicht, wie ihm geschah, und glaubte zu träumen. Horschner erklärte ihm dies Alles in wenigen Worten. Er führte ihn bei Seite und sagte: Der Fürst ist launenhaft; er vertheilt seine Gunst wie seinen Haß plötzlich. Weigere dich nicht, die erstere anzunehmen. Dein Schicksal ist gemacht. Ich verliere dich, Freund, allein ich weiß dich glücklich. Welch' ein guter Stern ist dieser „Halbmond" für dich geworden! Dieser häßliche Türke, der mir dreihundert Ducaten raubte, dich hat er

zum reichen Mann gemacht! Ich bitte dich, gib mir das Geld nicht zurück, es ist dein Eigenthum, und wenn ich gleich mich ärgerte, daß ich einen mittelmäßigen Spiegel, der kaum zwanzig Ducaten werth war, mit dreihundert habe bezahlen müssen, und daß dazu mein mir erpreßtes Geld dem Weinschlauch in die Gurgel fließen sollte, so ist mir jetzt doch Alles ganz recht, so wie es gekommen ist. Du siehst, so handelt man in Rußland. Ich bitte dich jetzt um deine Protection, ich bin dein Schützling.

Der Fürst erschien bald wieder und schloß nun mit Horschner einen für den letztern vortheilhaften Handel ab. Er ließ sich theils von dem Juwelier, theils von Philipp selbst den Ursprung und die frühern Schicksale seines neuen Günstlings erzählen. Er hörte zu und warf von Zeit zu Zeit Bemerkungen in die Reden, die von Witz und guter Laune zeugten. Als Horschner sich entfernte, blieb Philipp zurück und bezog die für ihn bestimmten Gemächer.

Sechzehntes Kapitel.

Die Gunst, die der Fürst unserm Freunde schenkte, war täglich im Zunehmen. Das Amt eines Secretärs, wobei er jedoch nichts zu thun hatte, als hier und da die Unterschrift des Fürsten in diese oder jene Kanzlei zu tragen, ward ihm anvertraut. Er mußte den größten Theil des Tages um die Person des Fürsten sein, der sich belustigte, ihn in dem gebrochenen Russisch sprechen zu hören, das er sich in der kurzen Zeit, die er sich hier befand, angeeignet. Dann mußte ihm auch Philipp, wenn sich ein müßiger Augenblick fand, aus einem deutschen oder französischen Buche vorlesen. Aber diese müßigen Augenblicke

fanden sich sehr selten. Der Fürst führte eine so wilde und ungeregelte Existenz, er ward so hin und hergeworfen von seinen eigenen Launen, sowie von den zahllosen Anlässen, die ihm von außen kamen, daß an Ruhe nicht zu denken war. Militärische Revüen, Gastmähler, Besuche, Audienzen, kleine Reisen und Hoffeste nahmen seine Zeit fortgesetzt in Anspruch; er fand kaum Zeit, seine Toilette zu machen, die freilich so glänzend und ausgesucht war, wie kein anderer Höfling sie machte. Für gewöhnlich zeigte er sich in jenem losen, nachlässigen Anzuge, den wir oben beschrieben haben, und selbst Audienzen gab er in diesem Costüm. Da die Reise der Kaiserin, nach dem Süden, in die Provinzen gerichtet war, in denen der Fürst Statthalter war, so war er unermüdet beschäftigt, die künftigen Tage dieses Triumphzuges so glänzend als nur möglich zu gestalten, und diese Sorge machte das Ziel der Hauptthätigkeit seines unermüdlichen Geistes aus.

Wie Philipp diesen sonderbaren Mann näher betrachtete, so entdeckte er sehr viel, was seine Sympathien ansprach. Die wilde, ungeregelte

Größe sprach ihn an und zugleich der Muth und der Trotz, den er den Angriffen entgegensetzte, die gegen den allmächtigen Günstling geführt wurden, um ihn zu stürzen.

Wenn auch der Fürst Philipp mit Gunst überschüttete, so hörte er doch nie auf, ihn als seinen Diener zu betrachten, und dies missfiel Philipp. Je trockener und starrer er daher wurde, desto übermüthiger wurde der Fürst. Es war vorauszusehen, daß es bald zu einem Aeußersten kommen mußte. Dies war auch die Hoffnung seiner Feinde unter der Dienerschaft des Fürsten, an deren Spitze der Hausgeistliche stand, der Philipp nie den Verlust der dreihundert Ducaten verzeihen konnte. Der erwartete Zeitpunkt erschien, allein der Zusammenstoß, der den neuen Liebling hätte zu Boden werfen können, diente nur dazu, ihn in der Gunst zu befestigen und ihn zu Ansehen zu bringen.

Der Fürst hatte es seit einigen Tagen so eingerichtet, daß Philipp die Wache in seinem Vorzimmer hatte, und sogleich bei der Hand sein mußte, wenn öfters in sehr früher Morgenstunde,

manchmal in der Nacht, die Klingel des Herrn ertönte. Wie Alles, was er übernahm, so übte Philipp auch hier die gewissenhafteste Pünktlichkeit. Er bezähmte seine gesunde und kraftvolle Natur und gewöhnte sie daran, die ganze Nacht über des Schlafes zu entbehren, um sicher zu sein, den Ruf nicht zu überhören.

Seit einiger Zeit war der Fürst launischer als je. Er befahl und widerrief den Befehl in stetem Wechsel. Alle Diener zitterten vor ihm. Sein großes dunkles Auge in dem bleichen Gesicht, das, wenn es keine Schminke hatte, von einem blassen, aber nicht unschönen Gelb bedeckt war, rollte in finsterem Zorn und warf vernichtende Blitze. Er dictirte Strafen, die nicht nur von einer wilden Härte, sondern oft von einer raffinirten Grausamkeit zeugten. An dem Geschrei der Gezüchtigten ergötzte er sich dann und nannte dies: seine Vögel singen lassen. Philipp sah das alles mit Staunen und Entrüstung an, und konnte nicht begreifen, wie es Menschen gab, die sich dies gefallen ließen. Die Möglichkeit, daß er selbst einer ähnlichen Züchtigung unterliegen konnte, fiel

ihm auch nicht im Traume ein. Wehe der Hand, die seinem Körper zu nahe gekommen wäre! Er ging wie ein junger Gott unter all' diesen Sklaven umher. Der Fürst hatte jedoch bei sich beschlossen, ihn so ziemlich wie die andern Diener zu behandeln. Er vergaß, daß Philipp als ein freier Mann in seinen Dienst getreten war, und daß er zur Bedingung gemacht hatte, ihn wie einen solchen zu behandeln. Aus diesem Grunde hatte Philipp jede Erhöhung seines Gehalts, der im Vergleich zu den anderen Hausbeamten sehr gering war, hartnäckig ausgeschlagen, und hatte auch keine Gnadengeschenke angenommen. Das herrische Benehmen, die demüthigenden Vorwürfe, die Spöttereien hatte Philipp schweigend hingenommen und hatte sich bemüht, noch genauer als früher seine Pflicht zu thun. Aber er nahm sich vor, sobald diese Laune noch wachsen, oder gar zu einem offenen Angriff sich steigern würde, sich zur Wehr zu setzen. Der Fürst mit all' seinem Glanz und seiner Macht imponirte ihm nicht. Die Gelegenheit, die er nicht suchte, aber auch nicht fürchtete, kam. In einer Nacht rief ihn die

heftig angezogene Klingel ins Kabinet. Er eilte hinein und fand den Fürsten im Bette aufrecht sitzend und im höchsten Zorne. Wo bleibst du, Hund! schrie er ihm zu. Warum zeigst du dich nicht, wenn ich rufe!

Philipp sah ihn finster an und entgegnete: Ew. Durchlaucht haben jetzt zum ersten Male die Klingel gezogen.

Zum ersten Male? — Zum dritten Male, Schuft! Ich will dich lehren, im Vorzimmer zu schlummern.

Ich habe nicht geschlummert.

Wie, du wagst es, mir ins Gesicht zu widersprechen? Ah — du sollst sehen, wie ich dergleichen bestrafe! Damit ergriff die zitternde Hand des Wüthenden eine der scharf geladenen Pistolen, die jederzeit vor dem Bette auf dem Nachttische lagen. Er spannte den Hahn und legte auf Philipp an. Dieser, ohne einen Schritt zurückzuweichen, ergriff die zweite Pistole und sagte mit ruhigem Tone, der gegen die kochende, gährende Stimme des Fürsten sehr abstach: Durchlaucht belieben gut zu zielen; denn wenn Sie Ihres

Zieles verfehlen, so werde ich auf Sie anlegen, und wahrlich — ich werde nicht fehlen!

Die Pistole entsank bei diesen Worten der Hand des Fürsten; er fuhr sich über die Stirn wie Einer, der aus dem Traume erwacht. Er sah Philipp an, aber gleichsam scheu, und wie ein gebändigtes wildes Thier, das zum ersten Mal die Peitsche seines Wärters empfindet, verhüllte er sich in der Decke. Philipp hatte die Pistole hingelegt, der Fürst nahm sie, fügte die seine hinzu und reichte beide Philipp hin. Nimm sie, sagte er, zum Gedächtniß dieser Stunde! Nimm sie und — entferne dich! — Ich will allein sein.

Von dieser Stunde an war des Fürsten Betragen völlig umgewandelt. Es war durchaus nöthig, diesem stolzen und launenhaften Charakter zu imponiren, und Philipp, ohne es zu wollen, hatte ihm imponirt. Gelang es, ihm zu imponiren, so hatte man ihn besiegt, und er war ein willenloses Eigenthum des Siegers. So hätte jetzt Philipp mit dem Fürsten machen können, was er wollte; doch unser Held hatte nur nach einem innern Instinkt gehandelt, nicht aus Berechnung;

es kam ihm daher nicht in den Sinn, auch nur einen Schritt von seiner gewohnten Pflichterfüllung abzuweichen oder sich seinerseits etwas herauszunehmen, was ihm nicht zukam. Zufrieden, sich ein achtungsvolles Betragen errungen und jenes spottende und launische Wesen zum Schweigen gebracht zu haben, erfüllte er nach wie vor sein Tagewerk, als wenn nichts geschehen sei.

Der Fürst war dabei abergläubisch. Er beschäftigte sich mit Astrologie und hatte den festen Glauben an Vorherbestimmung. So wenig Sorge er für das Wohl oder Weh der Tausende trug, deren Leben und Eigenthum ihm anvertraut war, mit so gewissenhafter Rücksicht behandelte er Diejenigen, von denen er annahm, daß sie zu ihm in einer gewissen Constellation standen, und von denen er vermuthete, daß es vorherbestimmt sei, daß ihr Geschick und das seine zusammengehen sollten. Seit der Scene in der Nacht glaubte er dies von Philipp. Diese zwei Gründe wirkten vereint. Es gab einen Diener, von dem er wußte, daß er ihm nach dem Leben gestanden, der aber dennoch von ihm, freilich in weiter Entfernung,

gehütet und gepflegt wurde, als wäre er der treueste seiner Getreuen gewesen, nur weil ihm prophezeiet worden war, daß sein Leben und das Leben jenes Verräthers in einer und derselben Stunde enden würden.

Die Feinde Philipp's waren nicht wenig erstaunt, ihn in so voller und, was das Seltsamste war, in so unwandelbarer Gunst zu sehen. Sie erriethen nicht den Grund, denn Philipp sprach nie über sich selbst, und seine stolze Verschlossenheit war eine Ursache mehr, daß die niedrigen Naturen ihn haßten. Der Fürst ward ihm grenzenlos gewogen; er übertrug ihm eine unbeschränkte Macht, und Philipp hatte zu jeder Stunde Zutritt zu ihm. Dies wurde bekannt, und die großen Herren, die Gesandten, ja selbst die ausländischen Fürsten, die da kamen, den allmächtigen Günstling um eine Gunst zu bitten, wendeten sich an Philipp. Er hätte sich bereichern können, denn man drängte ihm die Gaben auf; aber er blieb seinem Grundsatze getreu, nie mehr als Das, was er glaubte, daß ihm zukam, zu nehmen. Davon erfuhr der Fürst nichts, denn er fragte nicht;

hätte er gefragt, so hätte er erfahren, daß Der, den man mit Gold überschüttet wähnte, nur den dürftigen Gehalt sein eigen nannte, den er sich gleich anfangs ausbedungen hatte. Das Einzige, was er vom Fürsten annahm, war ein schönes Pferd von einer seltenen Race; dies gewährte ihm großes Vergnügen. Da kühne und geschickte Reiter in seiner Nähe waren, lernte er von ihnen, und war bald im Stande, es ihnen gleich zu machen. Der schöne junge Mann zog die Blicke aller Frauen auf sich und fesselte die Bewunderung der Männer. Aber Philipp war nicht eitel, er war nur ehrgeizig und ruhmbegierig; er merkte daher nichts von den Triumphen, die er sich erwarb. Er hörte auf jeden Tadel, und sein Wunsch, sich zu vervollkommnen, war so groß, daß der Niedrigste sein Lehrer werden konnte, wenn er wirklich im Besitz jener Fertigkeiten war, deren er sich rühmte.

In den wenigen Wochen, wo Philipp in der Nähe des Fürsten war, konnte man eine günstige Veränderung an diesem bemerken. Er war weniger zügellos, weniger grausam, weniger launen-

haft. Man sah ihn öfters mit seinem Günstling eine Partie Schach spielen, während sich die Säle um ihn her mit den vornehmsten Besuchern füllten, auf die er keine Rücksicht nahm, einzig an das sinnende Auge Philipp's gekettet, der einem Zuge nachdachte. Seine Gunst, und man darf sagen Freundschaft, erstreckte sich so weit, daß Philipp Zutritt erhielt in das Laboratorium des Fürsten. So ward eine der kleinern gewölbten Hallen genannt, wo mathematische und astronomische Instrumente standen und eine kleine auserwählte Bibliothek des Klosters sich befand, die der Fürst benutzte. Nie durfte der Fuß irgend Eines von der Umgebung des Herrn diese alterthümliche Zelle betreten. Es ging die Sage, daß hier der Fürst mit seinem Dämon nächtlich verkehre, um von ihm stets neue Zauberkräfte und Mittel zu erhalten. Bei der Gründung des Klosters, vor einem halben Jahrtausend, war dies das Gemach des ersten Abts, und dieser stand im Geruch ganz besonderer Heiligkeit; aber zugleich ward er auch als ein Mitwissender im Bunde der „weisen Meister" genannt, eines mystischen

Ordens, der damals fast über den ganzen Orient verbreitet war. Das Bild dieses ascetischen Priesters befand sich noch in der Zelle, und es herrschte im Kloster der feste Glaube, daß der Abt Anastasius bisweilen im schauerlichen Dunkel der Kreuzgänge umherwandle, am öftersten jedoch zu erblicken sei in dem Gemach, das ihm einst zur Wohnung gedient. In dunkeln Nächten, wo der Sturm wüthete und unheimliche Stimmen in hohlen, brausenden Tönen in den Gängen und auf den Höfen vernommen wurden, hieß es: jetzt wandelt Anastasius umher, um Die zu strafen, die gegen seine Regel fehlen.

Der Fürst, als er das Kloster zu seinem Aufenthalte nahm, wußte um die Sage und kannte die finstere Bedeutung, die man jener Zelle beilegte; er schien aber auf beides kein Gewicht zu legen. Oft sah man ihn ganze Nächte in dieser Zelle weilen, fast immer allein, und Niemand erfuhr, womit er sich dort beschäftigte. Als er Philipp zum ersten Male dorthin mitnahm, zeigte er ihm die Besonderheiten derselben und gefiel sich zugleich in einer weitläufigen Beschreibung jener

alten Sitten und Gebräuche, die damals geherrscht, als dieser merkwürdige Bau seinen Anfang nahm. Er freute sich, als er wahrnahm, daß Philipp Interesse für diese Dinge hatte, und er ermüdete nicht, die Chronikbände, die hier aufgestellt waren, herbeizuholen, um ihre alterthümliche Schrift und ihre grellen und unbeholfenen bildlichen Darstellungen zu erklären. Indessen war Philipp noch nie ohne Begleitung des Fürsten in diesen Räumen gewesen; sie wurden stets streng verschlossen gehalten. Eines Tages schickte er ihn jedoch hin, um eine Manuscriptrolle zu bringen, die in einem der deckenhohen Schränke aufbewahrt lag.

Es war am hellen Mittage. Die Dienerschaft war überallhin im Gebäude vertheilt, der Fürst befand sich mit einigen Vertrauten allein im Saale. Philipp hatte einen langen Gang zu durchschreiten, ehe er zur Zelle kam, die in dem südlichsten Thurm des Klosters sich befand. Wie er an der Thüre anlangte und den Schlüssel einsteckend mit einiger Anstrengung das Schloß öffnete, überkam ihn plötzlich ein ungewohntes Gefühl. Es war nicht Furcht, auch nicht Schrecken,

vielmehr war es ein unerklärliches Vorgefühl von etwas Besonderem, das ihm zustoßen sollte. Er trat in die Zelle. Die zwei hohen, schmalen Fenster, mit den kleinen runden Scheiben, gaben trotz der Helle draußen nicht genug Licht, um Alles, was dieses Gemach enthielt, genau unterscheiden zu können. Die Ecken blieben dunkel, und ebenso lagerte sich ein grauer, zweifelhafter Schimmer über die obern Räume. Die alten Malereien der Decke schmolzen in eine einzige dunkle, braungrau gefärbte Wolke zusammen, und nur hier und da blitzte wie ein Stern irgend eine noch nicht von der Zeit angefressene Vergoldung hervor. Der runde Tisch, der in der Mitte der Zelle stand, machte mit seinem gebräunten Lederüberzug ebenso wenig einen freundlichen Eindruck, als es die verschlossenen grünen Damastvorhänge thaten, die an den Fenstern niederhingen. Ein Stuhl mit einem barockgeschnitzten Heiligenbild und einer riesigen Krone war an den Tisch herangerückt und gab den Platz ab, den der Fürst einnahm, wenn er hier sich seinen Studien ergab. Kostbare Felle waren unter Stuhl und Tisch gebreitet. Eine

Klosterlampe nach alter Form hing von der Decke herab. Tiefes Schweigen herrschte in dem Gemach, das nur durch die Pendelschläge einer Uhr unterbrochen wurde, die auf einer Säule von Porphyr stand. Ein alterthümlicher, mit Schnitzwerk überladener Bücherschrank, den statt der Glasthüren Vorhänge verschlossen, faßte die Sammlung von alten Werken und Scripturen in sich, mit denen zunächst Philipp es zu thun hatte. Indem er eine kleine, zu diesem Zweck hingestellte Treppe bestieg und eben die Hand ausstreckte, um eine in ihr Gehäuse von gebräuntem und vergoldetem Leder geschlossene Papierrolle zu erfassen, zog ein seltsames Geräusch seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Töne hatten Aehnlichkeit mit dem leisen Umschwung einer Windfahne, zugleich rieselte und glitt ein Etwas die schwere Seidentapete entlang. Philipp, auf seinem gefährlichen Standpunkte, hatte Mühe sich umzuwenden, sein Blick erreichte nur einen Theil der Wand, der er den Rücken zugekehrt hatte, als er die Treppe bestieg. Das lebensgroße Bild des Abts Anastasius war an dieser Wand befestigt, und indem

Philipp die vermummte Gestalt betrachtete, schien es ihm plötzlich, als wenn sie sich bewegte und im Begriff stände, aus dem Rahmen hervorzuschreiten. Er hielt dies für eine durch die Dämmerung im Gemach erzeugte Täuschung, und wandte sich wieder dem Bücherschranke zu. Die Rolle in der Hand stieg er hinab und — jetzt erblickte er mitten im Gemach die räthselhafte Erscheinung stehen. Philipp's eisernes Herz kannte keine Furcht; selbst jetzt, da die Schrecken des Grabes sichtbar vor ihm hinzutreten schienen, selbst jetzt verließ ihn auf keinen Moment seine Besinnung. Ohne einen Laut des Schreckens auszustoßen, warf er die Papierrolle von sich und ergriff eine der geladenen Pistolen, die, wie er wußte, der Fürst überall bei sich führte, und die auch hier auf dem großen runden Tische lagen. Er richtete die Mündung der Waffe mit fester Hand auf die Gestalt, die unbeweglich vor ihm stehen blieb und keine Miene machte, die tiefherabfallende Kapuze zu lüften, die ihre Züge bedeckte. Nur eine Minute noch und die Kugel hätte den Lauf verlassen, da drangen heftige

Schritte auf die Thür zu, sie ward aufgestoßen und der Fürst erschien auf der Schwelle. Ein rascher Blick überzeugte ihn von der Lage der Dinge, und in demselben Augenblick lag er auch schon zu den Füßen der Gestalt, diese mit seinem Körper schützend. Im nächsten Moment hatte der Fürst Philipp die Waffe entwunden und zeigte sich willens, sie gegen dessen Brust loszufeuern, als die gespenstige Erscheinung ihren Arm erhob und die blutige That verhinderte. Philipp wußte nicht, wie ihm geschah. Wie die Bilder eines Traumes umflogen ihn die wilden Eindrücke, die sich in diese Spanne Zeit einschlossen. Er fühlte sich aus dem Gemache hinausgedrängt und hörte die schwere Thür desselben hinter sich zufallen. Als er sich auf seine Lage besann, sah er sich in dem einsamen Corridor, den die seitdem angezündeten Lampen erleuchteten. Sein erster Entschluß war, in die eben verlassene Zelle zurückzukehren, weil ihm dunkel vorschwebte, der Fürst befinde sich in Gefahr, und es sei seine Pflicht ihm beizustehen; alsdann kam ihm jedoch in den Sinn, wie jener feindlich auf ihn eingedrungen, und

daß sein eignes Leben wie durch ein Wunder gerettet worden. Sein Blut wallte, ein unerträglicher Schmerz lähmte die Nerven des Gehirns, er mußte sich an die Wand lehnen; um Kräfte zu sammeln. Während dieser Zeit hörte er Stimmen in der Zelle, und es war ihm, als fiele eine schwere Fallthür zu oder als rollte eine Schiebewand nieder. Dann war alles still. Der Fürst trat heraus, leichenblaß und verstört, und ging an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen. Er verließ bald darauf das Kloster und kam den darauffolgenden Tag erst wieder. Die Dienerschaft steckte die Köpfe zusammen und erzählte sich von einem entsetzlichen und grausenhaften Ereigniß, das Niemand bestimmter anzugeben wagte. Ein Todesschrecken lag auf dem ganzen Hause. Philipp hatte sich in sein Zimmer eingeschlossen und wartete, daß der Fürst ihm Aufklärung dieses Geheimnisses würde zukommen lassen; es vergingen jedoch einige Tage, ehe dieser ihn rufen ließ.

Philipp Macargan — hob er in einem vertrauenvollen Tone, aber mit einer gewissen Befangenheit an, die man sonst nie an ihm be-

merkte — es ist das zweite Mal, daß ich die Mordwaffe gegen dich gezückt, doch diesmal war ich in meinem vollen Rechte, denn hättest du in deiner Verblendung vollbracht, was du beabsichtigtest, so wäre keine Strafe der Welt hart genug gewesen, dich zu züchtigen; denn deine verbrecherische Hand hätte die Erde ihres kostbarsten Besitzes beraubt! Du hättest einen Stern gezwungen, sich wieder in die Räume des Himmels zurückzuschwingen, aus denen er herabgeschwebt ist, um unsere Pfade zu beleuchten; mich aber hättest du persönlich um Alles gebracht, was meinem Dasein Werth verleiht, indem du den Freund von meiner Seite gerissen, der die Seele meiner Seele ist. Genug der geheimnißvollen Worte. Ich weiß, daß du unzurechnungsfähig, wie ein vom bösen Dämon Besessener gehandelt hast. Du glaubst nicht an die Existenz der Geister und hast ein gottgesendetes Wesen wie einen strafbaren Eindringling behandeln wollen. Es sei dir verziehen! Gott hat von unser Aller Häuptern das Entsetzliche abgewendet. Ich — ich selbst trage die größte Schuld, denn ich hätte dich nicht in jenes

Kabinet hineingehen lassen sollen, ohne daß ich auf Tritt und Schritt, wie dein Schatten, dich begleitete. Jetzt, da ein böses Ungefähr dich mit den mystischen Eigenthümlichkeiten der Zelle des Abts Anastasius bekannt gemacht, nutzt es wenig, wenn ich dich ferner wollte über jene Räthsel in Ungewißheit lassen. So erfahre denn, daß mich unter der Hülle, die du erblickt, ein Freund besucht, dessen Alter und Weisheit mich auf meinen Wegen schützt und leitet. Er will von der Menge nicht gekannt und nicht erschaut sein, deshalb wählte er diese Art der Besuche. Du hast seine Theilnahme erweckt und auf sein Geheiß weihe ich dich in unsern mysteriösen Verkehr ein. Es ist eine hohe Gnade, die dieser weiseste der Sterblichen dir hiermit erzeigt; er thut es, indem das Zeugniß, das ich über deine Treue und Wahrheitsliebe, über deinen Muth und deine Uneigennützigkeit ablegte, ihn hierzu bestimmte. Philipp Macargan, strafe mich nicht Lügen! Zeige dich eines Vertrauens werth, das hiermit seine höchste Staffel erreicht hat. Verheimliche mir nicht, was der erhabene Berather meines Geschicks dir mit-

theilt; bedenke, daß ich dein Vater und Freund bin, aber auch zugleich dein Herr! daß Der, den ich mit meiner Gnade umschließe, wie ein Oelbaum grünet, daß aber Der, von dem ich meinen Blick abwende, durch keinen Sonnenstrahl, er komme von höchster Höhe, vor dem Verdorren geschützt wird. Dies erwäge und danach handle!

Den Tag darauf, nach dieser Mittheilung, sah sich Philipp wiederum in der Zelle des Abts Anastasius; diesmal von dem Fürsten selbst darin eingeschlossen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Pistolen waren von dem Tische verschwunden, jede Waffe entfernt; Philipp war auf einen Augenblick zweifelhaft, welch' ein Geschick seiner wartete. Es war möglich, daß man beabsichtigte ihn verschwinden zu lassen, damit die Geheimnisse dieser Zelle mit ihm vergraben seien. Hier in dem entferntesten Winkel des weitläufigen Gebäudes, völlig abgesondert von dessen Bewohnern, wer hätte hier bereit sein sollen ihm zu helfen, wenn er der Hülfe bedürfte? Spurlos wäre der Mord dahingegangen. Die seltsame Befangenheit in dem Tone des Fürsten, als er jene Erklärung gab, wäre hiermit erklärt, er überlieferte

das Opfer seinem Feinde. Doch alle diese Befürchtungen und Zweifel hielten nicht lange Stand. Philipp's Seele war furchtlos und vertraute seinem Stern. Eine geheime Stimme sagte ihm, daß dieser erst jetzt im Aufgehen begriffen sei und daß er ihn auf eine nicht geahnete Höhe führen werde. Ruhig wartete er daher der Dinge, die da kommen sollten.

Das Geräusch, das er bereits einmal vernommen, wiederholte sich, und jetzt gewahrte er deutlich, wie das Bild sammt dem schweren einfassenden Rahmen in eine Vertiefung niederglitt, und an seiner Stelle in der dunkeln Mauernische die Mönchsgestalt sichtbar wurde, die ganz ähnlich gekleidet war wie die auf dem Bilde. Bei dem Hervortreten der Gestalt erhob sich Philipp und ging ihr ein paar Schritte entgegen. Mit einer leichten, kaum hörbaren Bewegung glitt jene aus der Nische herab und stand nun vor ihm, wie es schien mit Aufmerksamkeit ihn betrachtend. Alsdann ließ sie sich in den Armstuhl nieder und gab Philipp ein Zeichen, ein Gleiches zu thun, auf dem Tabouret ihr zur Seite.

Das seltsamste Zwiegespräch begann. Der Mönch erkundigte sich in kurzen, durch die Umhüllung dumpf klingenden Fragen nach dem frühern Leben und den Schicksalen Philipp's, und schien mit der Offenheit und Rücksichtslosigkeit, mit der er antwortete, zufriedengestellt. Er wünschte ihm Glück und prophezeihte ihm eine glänzende Zukunft. Die Unterredung dauerte fast eine Stunde, nach Ablauf derselben verschwand der räthselhafte Gast auf dieselbe Weise, wie er gekommen, nachdem er Philipp den Tag und die Stunde bezeichnet, wo er ihn wiederzusehen hoffte. Er hatte ihm ein Gelöbniß des unverbrüchlichen Schweigens abgenommen und diese Auffoderung mit den Worten begleitet: Wenn du mich zum Freunde haben willst, so schweige. Es wird eine Zeit kommen, wo ich dir erlauben werde zu sprechen. Zu mir jedoch sprich Alles aus, was sich in deinem Herzen und deinem Geiste bewegt. Ich liebe die Jugend und weiß ihre großen Entschlüsse und ihre tiefsinnigen Gedanken zu würdigen. Betrachte deine Umgebung und theile mir mit, was dir an ihr auffällig ist. Sage mir, welchen Mann

du für würdig hältst an dem Platze zu stehen, an dem er steht, und welcher dir als über oder unter sein Verdienst gestellt erscheint. Ich werde diese Urtheile mit Aufmerksamkeit hören, und da ich, trotz meiner Jahre und meiner Abgeschiedenheit von der Welt, einigen Einfluß besitze und mein Rath gehört wird, so werde ich die Dinge nach deinem Ausspruch zu ändern suchen, wenn ich diesen Ausspruch als weise und gerecht befunden. Vor allen andern Personen fasse die Kaiserin ins Auge; ich werde dir Gelegenheit geben sie zu sehen. Wenn du sie gesehen haben wirst, so bekenne mir frei, wie sie dir gefällt und welchen Eindruck sie auf dich zu machen im Stande ist. Fasse genau ihre Züge auf, denn du sollst mir ein getreues Bild von ihnen wiedergeben. Auch ihre Art zu sprechen und zu bewegen werde ich von dir mir genau beschreiben lassen. Sie war eine einfache und demüthige Frau, ehe sie die Staffel des Ruhms und der Größe erstieg, auf der sie jetzt steht; ich kannte sie damals und ich hoffe, sie wird, von der Welt und ihrem Glanze unbeirrt, in ihrem Herzen so einfach und demüthig

geblieben sein, wie sie war. Jedenfalls wäre dieses das wahre Merkmal, daß sie des Platzes würdig ist, wohin sie der Himmel gestellt. Meine Gebete steigen Tag und Nacht für sie auf.

Der Fürst unterließ nicht, Philipp sogleich über den Inhalt Dessen zu befragen, was er mit dem Mönch gesprochen, und Philipp sah sich genöthigt, ihn von seiner Verpflichtung, zu schweigen, zu benachrichtigen. Wenn das ist, entgegnete der Fragende, so bezähme ich meine Neugier. Die Befehle des Mönchs müssen auf das strengste befolgt werden. Ich hoffe aber, daß ich von ihm erlangen werde, daß er dich, in Hinsicht meiner, von dieser Verpflichtung freispricht.

Es vergingen nur wenige Tage und ein großes Kirchenfest fand statt. Der Zudrang war groß. Philipp hatte sich in dem Gefolge des Fürsten in der großen Kathedrale eingefunden, allein er stand weit hinten, und die Tribüne, auf der die Kaiserin dem Volke sich zeigen wollte, befand sich von ihm in großer Entfernung. Bereits hatte die heilige Handlung angefangen, als ein Mann in dem unscheinbaren Kleide eines altrussischen

Handelsmannes sich zu ihm hinandrängte, ihn an der Hand faßte und bat, ihm zu folgen. Deutscher Mann, sagte er, du siehst hier schlecht, komm', ich will dir einen bessern Platz geben. Philipp dankte und wollte auf seinem Platze bleiben, allein der Fremde wurde dringend, und so ließ er sich von ihm fortführen. Dicht neben der Tribüne langten beide an, und hier verließ der gutmüthige Führer seinen Schützling. In demselben Augenblicke schwiegen die Posaunenklänge der Hymne, die goldenen Thore des Allerheiligsten flogen auf und, von Weihrauchwolken umhüllt und von den Priestern begleitet, trat Katharina vor im vollen kaiserlichen Ornat. Ein nicht endender Jubelruf erfüllte die Hallen der Kirche, dann fielen wieder die stürmenden Accorde des Weihgesanges ein, und man sah Katharinen niederknien und das Kreuz küssen. Dies war das Signal, daß Alle in der Kirche niederfielen und mit der Stirn den Boden berührten.

Philipp hätte nicht jung und der Begeisterung fähig sein müssen, wenn dieser Anblick ihn kalt gelassen. Trotz des philosophischen und selbstischen

Widerstrebens, das er gegen die mächtige und berühmte Frau empfand, und das zu verschleiern er sich kaum die Mühe gab, wirkte ihre unmittelbare Nähe, ihr imponirender Anblick so mächtig auf ihn, daß es einiger Zeit bedurfte, ehe er seine frühere kalte Ruhe wieder erlangte. Sie ist doch nur ein Weib! sagte er zu sich; ein schönes Weib! fügte eine leise Stimme in seinem Innern hinzu. Jetzt habe ich sie gesehen, meine Neugier ist gestillt; nun kann ich meinethalben Rußland verlassen, denn nimmermehr werde ich, wie diese Welt von Sklaven, meinen Nacken vor einem Weibe beugen! Wenn Alle es auch thun, ich thue es nicht. Ich will mein Glück anderswo versuchen.

Das Ergebniß dieses ersten Anblicks theilte er nicht so schroff, wie es hier steht, doch auch nicht sehr gemildert dem Mönch mit, als dieser zur verabredeten Stunde sich wieder mit ihm zusammenfand. Ich habe dich richtig beurtheilt, sagte jener; sowie du in deinem Wesen und in deinem Aeußern bedeutend abweichst von andern jungen Männern deines Standes und Alters, so ist auch dein Geist von jenen abweichend geartet. Dies

aber sagt mir gerade günstige Resultate für deine Zukunft voraus, denn so wie ich die gekrönte Magd des Herrn kenne, so gefällt ihr gerade das Selbstgefühl und der Stolz am Manne. Sie will keine Sklaven in ihrer Umgebung, sondern freie Männer, die aus Ueberzeugung, nicht auf Befehl ihr ihre Huldigung darbringen. Doch du hast vergessen mir ihre Züge zu schildern. Man sagt, sie sähe nicht mehr blühend aus, nicht mehr schön, wenn sie es überhaupt jemals war.

Diese Bezeichnungen, sagte Philipp mit großer Lebhaftigkeit, passen hierher wenig. Eine Frau kann blühend sein, und schön wie ein Engel, sie wird doch nicht die Wirkung hervorbringen, die von dem Wesen und der Erscheinung dieser Zaarin ausströmt. Sie bezaubert und reißt hin. Ihre stolze Schönheit ist voll Grazie und der erhabene Liebreiz, der über ihre Züge ausgegossen, ist unendlich fesselnder für einen Mann, als die fade Sanftmuth und der gleichglütige Reiz einer sogenannten schönen Frau. Man möchte diesen Blick auf sich gerichtet sehen, man möchte dieses stolze Herz mit sich beschäftigt wissen. Mit einem Worte,

es ist ein Weib, das gleichgültig gegen sich zu wissen, ein stolzer Mann nicht ertragen kann.

Nun denn! sagte der Mönch in einem erstaunten Tone, und dennoch willst du diese Frau fliehen und aus dem Umkreis ihrer Macht dich so rasch wie möglich entfernen! Wie deute ich diese Widersprüche?

Gerade weil ich fühle, daß ich ihr nur dienen dürfte, und ich möchte sie beherrschen.

Nach dieser kühnen und unerwarteten Antwort versank der Mönch in Schweigen. Als er nach einer langen Pause seine Stimme wieder erhob, that er einige gleichgültige Fragen und entfernte sich dann bald. Philipp blieb zurück, mit dem unangenehmen Gefühle belastet, als habe er den Fremden beleidigt, doch wußte er nicht wodurch; er hatte ja nichts gegen ihn direct oder gegen seinen frommen Stand gesagt. Vielleicht war er jedoch ein allzu begeisterter Verehrer der Kaiserin, als daß er im Stande gewesen, auch nur den allerleisesten Tadel, der sie traf, zu dulden. Warum hatte er ihn aber dann gefragt und zum offenen Bekenntnisse aufgefodert?

In der nächsten Unterredung sprach der Mönch nur über philosophische und religiöse Dinge, und schien die Personen und Dinge der Welt geflissentlich ganz aus dem Spiele zu lassen. Dies kam Philipp sehr gelegen. Er sprach jetzt mit Feuer und Enthusiasmus von jenen Träumen und Bildern, die seine Seele bewegten und zeigte, wie er sich die Welt dachte, wenn sie ihrer Vollkommenheit in Riesenschritten würde zugeeilt sein. Es sollten dann alle jene düstern Schatten von ihrer Oberfläche hinweggleiten, die jetzt noch auf ihr lagerten. Die Knechtschaft und der Fanatismus sollten verschwinden und ein Reich der Freiheit und des Glücks für jeden, auch den ärmsten Erdenbürger gegründet sein. Der Mönch gab ihm Recht, daß dieser Zustand der Zukunft ein segensreicher und heißerwünschter zu nennen sei; er bestritt jedoch die Möglichkeit, daß er so bald in die Wirklichkeit einzuführen sei.

Wenn die Mächtigen nur wollten! rief Philipp; wenn diese stolzen Kronenträger nur einsähen, daß nicht sie den Mittelpunkt der Welt bilden, daß sie nur berufen sind die großen Zwecke,

die die Vorsehung mit jedem einzelnen zur bewußten Existenz berufenen Geschöpfe hat, ins Leben zu führen. Würden die Könige ihre Kronen in dem Sinne tragen, wie der wahre Philosoph seine Dornenkrone trägt, sie würden weniger die glänzenden, aber auch weniger die gehaßten und verwünschten Götzen sein, die sie jetzt sind.

Du sprichst von der Dornenkrone des ächten Philosophen; kennst du sie? sagte der Mönch.

Sie ist dieselbe, die um das Haupt jedes Mannes sich wand, antwortete Philipp, dem es Ernst war um die große Aufgabe, seine Nebenmenschen dem Lichte, der Freiheit, dem Glücke zuzuführen. Sein Beruf ist Leiden, seine Arbeit Mühe, sein Lohn Undank und seine Seligkeit sein Bewußtsein. Die Menschheit kennt solche Heroen; oft tragen sie einfache Kittel, selten Priester- oder Rittergewänder, am seltensten Purpurmäntel. Denn die Könige lieben nicht zu dienen, und dienen muß, wer helfen will.

So sprichst du nun! rief der Mönch, und in einer unserer frühern Unterredungen sagtest du, du könntest nicht dienen.

O, so dienen will ich gern. Nicht dem einzelnen Menschen, er sei noch so mächtig, will ich dienen, aber dem Gott in meinem Busen, dem Bilde der Zukunft in meiner Seele, dem will ich dienen, so lange, so ausdauernd, so stark, wie meine schwachen Kräfte es nur zulassen. Und die Kräfte eines Mannes sind nicht schwach, der da weiß, was er will.

Das behaupte ich auch! sagte der Mönch. Nach einer Pause setzte er hinzu: Glaubst du denn im Ernst, daß die Fürsten der heutigen Zeit gehaßt sind?

Von dem stolzen, denkenden und selbständigen Manne — ja! Denn er sieht, wie sehr sie sich entfernen von dem Urbilde eines Fürsten, wie er sein soll. Die große Menge liegt vor ihnen auf den Knieen, aber am Urtheile der Sklaven ist nichts gelegen.

Vielleicht, hob der Mönch wieder an, gibt es aber dennoch Fürsten, die jenem Urbilde nachstreben, denen danach verlangt, die Dornenkrone der Philosophen zugleich in ihr Diadem zu verweben.

Wo fänden sich die? fragte Philipp.

Der Mönch schwieg.

Vergib, ehrwürdiger Vater, hob Philipp an, daß ich deiner Weisheit und deinen Jahren die unüberlegte, wenn auch offene Sprache der Jugend entgegensetze.

Ich habe selbst dich dazu aufgefodert! entgegnete jener.

Beim Abschied sagte der Mönch: Mein Bote soll dich in die Gesellschaft aufgeklärter und edler Männer bringen; höre ihre Gespräche an und sage mir alsdann, wie sie dir gefallen haben. Einige davon sind meine besonderen Freunde.

Derselbe unbekannte, unscheinbar gekleidete Mann, der erschien und verschwand, ohne daß Philipp erfuhr, wo er herkam und wohin er ging, kam auch jetzt herbei, um ihn in das Haus eines der russischen Großen einzuführen, in das der Eintritt für einen Gast, der nicht auf diese Weise eingeführt wurde, große Schwierigkeiten hatte. Philipp fand eine Aufnahme, wie er sie sich nur wünschen konnte. Der Hausherr beeilte sich, ihm eine große Menge Artigkeiten zu erzeigen, und

somit mußte er glauben, daß der Mönch und dessen Freunde einen nicht geringen Einfluß und eine ungewöhnliche Macht besaßen; doch schien ihm die Stelle eines Vertrauten des allmächtigen Fürsten schon allein genügend, um einen solchen Empfang zu erklären.

In diesem Hause war er so glücklich, unvermuthet auf den Grafen zu stoßen, und mit dem Anblick dieses väterlichen Freundes kamen ihm alle jene frühern Eindrücke ins Gedächtniß, die er erlebt hatte, als er noch gering und unbeachtet war. Jetzt war er ein Mann, um dessen Gunst man sich bewarb. Rasch hatte ihn das Glück gehoben. Der Graf war der Alte. Er schloß Philipp in seine Arme, nannte ihn abwechselnd Sohn und Freund und fragte ihn, ob er noch jener einsamen stillen Abende gedenke, die sie beisammen in der Studirstube zugebracht. Wie sollte ich nicht! war Philipp's Antwort; ich kam unwissend zu Ihnen, und Sie haben mich Bücher und Menschen kennen gelehrt.

Und welcher Umstand führte uns zusammen! rief der Graf. Ein bereits begrabener und wieder

aufgegrabener Todter! Ich wollte den jungen Soldaten kennen lernen, der mit seinen achtzehn Jahren wie ein Epiktet handelte und später wie ein Plato sprach. — Hier, mein junger Freund, hier werden Sie wenig von der Philosophie finden, die wir beide zusammen getrieben. Hier ist sie Modesache und deshalb schon nicht ächt. Dennoch, in dieser abgeschwächten Form, wirkt sie Großes. Humanität, Freiheit und Menschenrechte haben ihr Panier mitten unter den Horden der Steppe, unter den Sklaven der Wüste erhoben. Doch ist Amerika nicht auch ein Land der Wilden, und ist nicht auch dort der neuen Lehre Heimat? So soll es auch sein. Wir schließen die alte Welt aus zwei entgegenstehenden Lagern ein; sie muß sich uns ergeben. Jetzt kommen Sie, theurer Philipp, Sie sollen auch meine Töchter wiedersehen; wie werden sich die Mädchen freuen, den Genossen der vertraulichen Abende auf dem alten Herrenschloß hier zu begrüßen!

Dieses Wiedersehen war allerdings von beiden Seiten ein sehr frohes, doch nicht ganz so, wie Philipp sich's dachte und wünschte; vor allen

Dingen fand er Emilien nicht. Von den beiden Philosophinnen war die älteste völlig umgewandelt und nunmehr eine Frömmlerin. Philipp erkannte bald, daß er der mittelbare Urheber dieser auffallenden Metamorphose war, ohne daß man hiervon eine Ahnung hatte. Der Tod ihres Bräutigams, der von Philipp's Hand gefallen war, hatte die Schöne anfangs zu einer sanften Melancholie und dann zur Devotion geführt, und zwar in einem Grade, daß das Gesangbuch jetzt nicht von ihrer Seite wich und sie ihre meiste Zeit mit Predigten halten und anhören zubrachte. Hierdurch wurde sie dem Vater und der Schwester auf gleiche Weise zur Last.

In einer vertrauten Stunde sagte sie zu Philipp: Sie fragen, welcher Umstand diese Veränderung in mir hervorgebracht? Und ich will Ihnen offen antworten, daß mich schon früh, selbst als ich noch die Maske der eitlen und albernen Weltdame trug, der Umgang mit einem reinen und erhabenen Wesen zu Dem geweiht hat, was ich jetzt bin. Dieses Wesen war in seiner körperlichen Erscheinung schon so rein und lauter, daß

es schon damals mehr einem Engel als einem Menschen glich.

Philipp fragte erstaunt, wer dieses Wesen sei und ob er es gekannt. Sie haben ihn gekannt! rief die Comteß, den besten, den edelsten der Menschen. Es war mein Bräutigam. O, und sein Tod soll so schön gewesen sein! Er und sein Gefährte sind im Begriff, einer armen Familie Lebensmittel und Unterstützung zu bringen. Sie werden von einem Räuber überfallen; mein Bräutigam erhält die tödtliche Wunde, er stirbt in den Armen der Unglücklichen, die in ihm ihren tröstenden Engel gefunden haben, und sein letztes Wort ist ein Segen für seinen Mörder. So ging dieser reine und vollkommene Mensch, dieser wahre Christ und Offizier aus einem Leben, für das er viel zu gut war. Seinen Mörder hat man später gefangen, ihn enthauptet, dann geviertheilt, zuletzt ihn verbrannt und die Asche in die Lüfte gestreut.

Philipp hörte diesen larmoyanten Bericht an, ohne eine Miene zu verziehen. Er hütete sich wohl, die trauernde Schöne aus ihrem Irrthum

zu ziehen. Bei sich dachte er aber: Es ist hier nicht das erste Mal, daß in dieser „besten aller Welten" ein Schurke und Schuft kanonisirt wird. Was ist's weiter; dafür werden ja täglich so viele wahre und edle Menschen verdammt und verfolgt.

Die jüngere Schwester machte ihm vertrauliche Mittheilungen anderer Art. Was mich betrifft, sagte sie in heiterer Laune, so bin ich Philosophin, und will es bleiben. Ich habe es dem Abbé geschworen und würde mich arg compromittiren, wenn ich mein Wort bräche. Da ich einigen Einfluß auf den Papa habe, so hoffe ich ihn dahin zu bringen, daß er mit mir nach Paris geht; dort will ich mich verheirathen und ein Haus machen, in welchem ich Herrn von Voltaire, wenn er nach Paris kommt, empfangen will. Meine Schwester bleibt in Deutschland zurück und wird wahrscheinlich zu der sehr respectablen Brüdergemeinde nach Herrnhut übertreten. So wären wir dann alle versorgt.

Und Emilie? fragte Philipp.

Das wissen Sie nicht? rief die Philosophin erstaunt. Emilie befindet sich in der Umgebung

der Kaiserin. Ich glaubte, man hätte Ihnen das schon gesagt. Kaum ist Papa hier angekommen und hat sich vorstellen lassen, so geht eine Art intimes Verhältniß mit der Kaiserin und Papa an. Sie zieht ihn zu Rathe und läßt ihn alle Augenblicke zu sich kommen. Wir werden ihr ebenfalls vorgestellt, und der Himmel weiß, wie es kommt, sie findet an uns keinen so sehr großen Gefallen, desto größern aber an Emilien, die, wie Sie wissen, doch ziemlich unbedeutend ist. Die Sache gestaltet sich in kurzer Zeit so, daß an einem schönen Morgen la belle Emilie als kaiserliche Hofdame erwacht, und jetzt ist sie mit Sack und Pack zu ihrer auguste impératrice gezogen, wo sie bleiben mag, bis sie grau wird; wir wollen uns nicht weiter um sie kümmern. Wie undankbar ist dieses Geschöpf! Konnte sie nicht, als sie nun einmal das Ohr der Kaiserin hatte, diese überreden, Eine von uns zur Hofdame zu machen? Meine Schwester hätte wegen ihrer frommen Marotten die Stelle nicht angenommen, aber ich? ich hätte ohne allen Zweifel die Vocation angenommen. Anstatt dessen spielt

die ſimple Perſon uns den Streich und geht ſtatt unſer an den Hof. Aber ſie wird nur eine kurze Zeit dort bleiben, denn die Kaiſerin hat Launen, und was ihr heute gefällt, gefällt ihr morgen nicht mehr.

Philipp unterbrach den Lauf dieſer geſchwätzigen Rede, indem er die Bemerkung dazwiſchen warf, daß es ihm ſchiene, Emilie könne ſich auch unmöglich in der frivolen Atmoſphäre des Hofes wohlbefinden.

O doch! rief die Comteß; denn ſie hat ihre Anſichten geändert, und während meine gute Schweſter die Phantaſie mit der Frömmigkeit überkam, iſt ſie wieder aus der Frömmigkeit in die Philoſophie übergegangen und harmonirt nun vortrefflich mit Papa, der mit ihr ſeine Bücher lieſt und gelehrte Dinge treibt, wie er ſie früher mit Ihnen getrieben hat.

Das ſind ja merkwürdige Umwandlungen! rief Philipp.

Ich will Ihnen nur vertrauen, fuhr die liebenswürdige Schwätzerin fort, bei uns Frauen, beſonders wenn wir jung ſind, hat es mit den

religiösen oder philosophischen Meinungen keine große Wichtigkeit. Wenn wir einen Liebhaber haben, und er schwatzt uns gerade Etwas vor, das uns gefällt, so nehmen wir's an, und lassen uns auf die Wahrheit der Sätze, die wir gehört, todtschlagen. Abwechselnd wird uns auf diese Weise der liebe Gott oder Sokrates beigebracht. Wer uns amüsirt, der hat uns. Ich bin so aufrichtig dies einzugestehen, eine große Anzahl, ja sogar die meisten vornehmen Frauen, denn die geringern haben ihre Arbeit und Beschäftigung, handelt so, spricht aber anders; denn die Heuchelei ist eine Cardinaltugend bei uns Frauen. Also wird es mit Emiliens jetziger Philosophie auch nicht weit her sein. Allein jedenfalls müssen Sie sie besuchen. Sehen Sie, lieber Makmager oder Magermak oder Makmak, so stehen die Sachen. Ich bleibe aber Ihre wohlaffectionirte Freundin, und wenn Sie meine Protection nöthig haben, so soll sie Ihnen werden.

Diese flüchtigen Mittheilungen der Cousine Emiliens machten Philipp's Ungeduld im höchsten Grade rege. Er beschloß, alle ihm zu Gebote

stehenden Mittel anzuwenden, um das geliebte Mädchen, mit dem eine so seltsame Veränderung vorgegangen sein sollte, sobald als irgend möglich wiederzusehen. Hierzu war jedoch nöthig, daß er die unmittelbare Umgebung der Kaiserin in Anspruch nahm, und dies war für ihn eine widerstrebende Pflicht. Er war noch fest entschlossen, sich vom Hofe fern zu halten und zugleich die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, sich überhaupt aus diesem Lande zu entfernen. Es war begreiflich, daß er den Grafen um die Gefälligkeit ansprach, ihn Emilien zuzuführen; allein dieser machte unerwartet Schwierigkeiten und behauptete, daß es nicht in seiner Macht stände, über die Zeit und Laune der, seinem Einflusse jetzt völlig entrückten jungen Verwandten etwas zu bestimmen. In seinem Unmuth hierüber und zugleich immer mehr verlangend, durch die Schwierigkeiten angespornt, sein Ziel zu erreichen, nahm er sich vor, seinem geheimnißvollen Vertrauten und Rathgeber seinen Wunsch vorzutragen. Dies that er auch in der nächsten Zusammenkunft.

Die mysteriöse Erscheinung des Mönchs, oder

des Abts Anaſtaſius, wie ihn der Fürſt nannte, hatte immer mehr von ihrem düſtern Zauber in Philipp's Augen verloren. Er hatte gleich anfangs nicht an ihre übernatürliche Exiſtenz geglaubt, ſondern den Mann, der ſo verhüllt kam und ging, für einen Rathgeber des Fürſten gehalten, für einen Genoſſen und Mithelfer ſeiner chemiſchen und aſtrologiſchen Arbeiten. Die Maske, in der er auftrat, war erklärlich, wenn man die Intriguen und Cabalen eines ſo despotiſchen und regelloſen Hofes in Betracht zog, wo ein Mann, der Einfluß beſaß oder gewinnen wollte, vor allen Dingen darauf bedacht ſein mußte, ſich gegen ein Heer von Aufpaſſern und Neidern ſicher zu ſtellen, ehe er es wagte, ſeine Operationen zu beginnen. Es war auch in den Zuſammenkünften, die Philipp mit dem Unbekannten hatte, bis jetzt nichts vorgefallen, was irgend auf eine beſondere Beziehung entweder zu dem Fürſten, oder ſonſt auf irgend Jemand am Hofe hätte gedeutet werden können. Der Abt hatte in letzterer Zeit nur allgemeine und meiſtens philoſophiſche Geſprächsgegenſtände berührt. Es war ihm offenbar daran

gelegen gewesen, Philipp sprechen zu hören und seinen feurigen und jugendlichen Geist über Dinge sich verbreiten zu sehen, die in jeder edlen Menschenbrust ihr verwandtes Element finden. Philipp hätte nicht der begeisterte Apostel seiner Lehre sein müssen, der er war, wenn er nicht diese Gelegenheit benutzt hätte, um Alles, was in seinem Geiste sich gestaltete und was in seinem Herzen lebte, offen darzulegen. Auf diese Weise dehnten sich die Zusammenkünfte oft über ihr vorgeschriebenes Maß aus, und der Mönch verließ die Zelle nicht selten eine Stunde später, als er sie seinem gleich anfangs ausgesprochenen Vorsatze gemäß hatte verlassen wollen. Hierüber zeigte sich der Fürst auf eine seltsame Weise beunruhigt. Philipp, auf Erlaubniß des Abts, theilte seinem einstweiligen Gebieter mit Offenheit mit, welche Gegenstände die Unterhaltung gebildet; allein er mußte bemerken, daß der Fürst nur mit Mistrauen seinen Bericht anhörte, und einige Mal Fragen that, die Philipp ihm nicht zu beantworten wußte, weil ihr eigentlicher Sinn ihm völlig dunkel blieb. Dessenungeachtet war der Fürst

höflicher und rücksichtsvoller gegen seinen Schützling, als jemals vorher. Es hatte den Anschein, als wäre Philipp eigentlich der unumschränkte Herr, der in dem Hause Befehle ertheilte, auf eine so unterwürfige Weise benahm sich gegen ihn die Dienerschaft, einen solchen Respekt bezeigten ihm die höhern Bedienungen, und mit einer solchen Auszeichnung kamen ihm die Gäste und die vornehmen Besuche entgegen. Dem Stolz und der Eitelkeit unsers Helden ward dadurch nicht wenig geschmeichelt, und es fiel ihm nicht ein, daß dies eine ängstliche und drohende Höhe war, auf der er sich befand, und daß auf dieser Höhe eine geheimnißvolle und unsichtbare Hand ihn hielt. Was bereits eine Menge Augen sahen, sah er noch nicht. Aber wie mochte auch der Sohn der Natur, der kühne Sprößling selbstüberlassener stolzer Unabhängigkeit, wie mochte er das Getreibe der List und der Verrätherei durchspähen, das hier an einem zügellosen Hofe die Verderbniß über alle Verhältnisse ausbreitete? Wie ein Nachtwandler ging er keck über Dächer dahin, so sicher, als beträte er den festen Boden.

Ein Umstand sollte ihn jedoch jetzt in seiner Sicherheit wankend machen; es gestalteten sich endlich die Verhältnisse so, daß ein Einblick in ihre eigentliche Natur ihm nicht länger konnte verwehrt bleiben.

Achtzehntes Kapitel.

Der Abt hatte sich einen Bericht abstatten lassen, wie Philipp jene Gesellschaften und Zusammenkünfte gefunden, in die er eingeführt worden. Er war erstaunt, so viel zu hören, was ihm neu war und was ihn befremdete. Anstatt daß, wie er geglaubt, jene Philosophen sich mit der Discussion ihrer Doctrinen beschäftigten, hatten sie sich nach Philipp's Bericht in nicht endende Gastmahle und in die ausschweifendsten Orgien gestürzt. Vornehme Laster, Thorheiten der lächerlichsten und ekelerregendsten Art waren der Hauptgegenstand ihrer Gespräche und ihrer Thaten gewesen. Unter dem Vorwand, ein Philosoph nach

der Mode zu sein, hatte man in diesen Zusammenkünften die kirchlichen Formen und Gebräuche benutzt, um schamlose Komödien aufzuführen und Lieder zu singen. Jede Sitte, jede edle und einfache Tugend war dem Gespötte preisgegeben worden, und als Heros der Gesellschaft wurde begrüßt, wer das Register seiner Zügellosigkeiten um die meisten Zahlen erhöhen konnte. Nicht eine Gesellschaft heiterer Lebemänner, nein, Rasende, im cynischen Rausche alle Schranken überspringende Sinnlose waren Philipp's Augen begegnet, und er war von ihnen als ein Genosse und Theilnehmer begrüßt worden. Die Bessern aus dieser Menge, die fast alle Höflinge und gepriesenen Männer der höhern Zirkel des Militärs und der Diplomatie enthielt, entfernten sich gewöhnlich bei Zeiten und retteten dadurch die Würde ihrer Stellung. Es waren ihrer aber Wenige, die größere Zahl, auch aus dieser Classe, zog es vor, die Philosophen bis ans Ende zu spielen und sich dann von ihren Dienern trunken nach Hause tragen zu lassen. Auf der Straße und in den Häusern verübte die fesselose Bande

noch zahllose Brutalitäten. Niemand wagte diese Vorfälle anzuzeigen, denn Jedermann fürchtete die Mächtigen; man zog es vor, sie nicht erkannt zu haben.

Der Abt gab Zeichen des äußersten Erstaunens von sich, als er diese Beschreibungen hörte. An des Berichterstatters Wahrheitsliebe zweifelte er nicht, und mit großer Theilnahme hörte er die Klagen an, in die Philipp ausbrach, als er sich in dieser grellen Schilderung erschöpft hatte: Und diese Entwürdigten, diese innerlich und äußerlich Verthierten, diese Ungeheuer wagen es, über die Menschheit zu Gericht zu sitzen und eine neue Aera herbeiführen zu wollen? Das sind, o gütiger Himmel, die Heilkünstler, von denen die kranke Welt ihre Genesung erwartet! Dies die Priester der neuen Lehre, die wie eine süße ewige Jugend vom Himmel niedergestiegen ist, um uns das Heil zu geben! O, dann lieber zurück in die finsterſten Kerker des Mittelalters, dann wieder zurück zu Mönchsformel und Inquisitorfackel, ehe man diesen fürchterlichen Wildfängen erlaubt, ihre schamlose Hand an jedes Heiligthum der

Menschheit zu legen. O Männerkeuschheit, o Männertugend, wo bist du geblieben!

Verzweifle nicht, Freund, hob der Mönch mit einer leisen, aber bewegten Stimme an. Was du gesehen hast, ist nur die äußere Schale; sie ist beschmutzt, der Kern ist rein. Du kennst die Welt nicht, vor allen Dingen kennst du die Welt der Höfe nicht. Was der Fürst will, thut der Sklave nach, aber wie der Affe vor dem Spiegel: Fratze wird, was dort edle und hochherzige Geberde. Verzweifle nicht!

Der Abt war in eine so hingebende und gütige Stimmung gerathen gegenüber seinem jungen Vertrauten, daß er, als jetzt die Stunde der Trennung herannahte, ihn auffoderte, irgend einen Wunsch auszusprechen, den er dann sich beeilen werde zu erfüllen, wenn es in seiner Macht stände.

Vielleicht, hob Philipp an, geht diese Macht so weit, ehrwürdiger Vater, daß du auf Personen in der Umgebung der Kaiserin, ja auf diese selbst einigen Einfluß übest.

Die Kaiserin? fragte der Abt in einem erstaunten Tone. Und was wünschest du von ihr?

Von der Kaiſerin nichts, entgegnete Philipp. Im Gegentheil, mein Verlangen iſt, ihr ewig unbekannt und fern zu bleiben. Es drängt mich nichts, mir in dem Haufen ihrer Sklaven einen Platz zu erſtreben.

Nun denn! Alſo mit einem hochſtehenden Mann ihrer Umgebung ſoll ich dich bekannt machen?

Ich ſtehe ſchon den von ihr am meiſten Begünſtigten ſo nahe, daß ich hier deiner Vermittelung nicht bedarf, hob Philipp zögernd an; denn ihn befremdete der Ton und die Miene der angeſtrengten Neugier, mit der die Frage gethan wurde. Ich will auch keinen der geſuchten und gefeierten Günſtlinge der allmächtigen Herrſcherin für mich gewinnen, ich will nur ein junges Mädchen wiederſehen, eine liebenswürdige Freundin und eine Genoſſin früherer, glücklicherer Jahre.

Das wird ſich nicht machen laſſen! rief der Abt raſch. Ich ſpiele nicht den Vermittler bei Liebesgeſchichten.

Philipp verſtummte, als er dieſe kurze, ſchneidende und ſtrenge Antwort hörte. Der Abt ſchien die Wirkung, die ſein verändertes Weſen auf den

Jüngling machte, zu bemerken, und setzte nach einer Weile in seinem frühern sanften Tone hinzu: Du siehst selbst ein, daß mein frommes Gewand mir Pflichten besonderer Art auferlegt, unter diese gehört auch, mich nie in die frivolen Händel der Welt zu mischen. Mein Werk ist, Hülfe und Beistand zu leisten im Dienste der Armuth und Schwäche gegen die Rohheit und Uebermacht.

So wird gerade hier dein Beistand am Platze sein, sagte Philipp, der seine Fassung vollkommen wieder gewonnen hatte. Das junge Mädchen wird gezwungen, sich vor mir verschlossen zu halten, vor mir, ihrem besten Freunde, ihrem —

Sprich nicht aus! rief der Abt wiederum heftig. Ich kenne zufällig dieses Mädchen. Sie ist Hofdame bei der Kaiserin, und man hat mir ihren Charakter gerühmt.

Sie ist ein Engel! setzte Philipp hinzu.

Der Mönch schwieg.

Kannst du nun bewirken, frommer Vater, daß mir die Kaiserin gestattet, dieses Mädchen wieder zu begrüßen? Warum verweigert sie mir überhaupt diese Gunst? Was kann sie dagegen haben,

wenn wir uns wiederſehen? Ja, wenn ſie mich kennte, wenn ſie von dem Widerwillen, ihr zu dienen, wüßte —

Vielleicht weiß ſie davon, warf der Abt ſchnell dazwiſchen.

Wie ſollte ſie! bemerkte Philipp. Ich bin überzeugt, die Kaiſerin weiß nicht, daß ein Weſen, wie ich, exiſtirt. Und dann, wenn ſie auch zufällig von mir vernommen, welche Gründe hätte ſie, einen unbekannten, unbeachteten fremden Jüngling, der ſich der rechtlichſten Gefühle bewußt iſt, von einer ihrem Schutze übergebenen jungen Dame fern zu halten?

Ich wage nicht, die Abſichten und Gefühle der Gebieterin zu beurtheilen, ſagte der Mönch. Ich will mich bemühen, dir dieſe Zuſammenkunft zu verſchaffen; doch knüpfe ich an die Gewährung dieſes Wunſches meinerſeits eine Bedingung.

Und welche? fragte Philipp.

Daß du mir dein Wort gibſt, den Hof und die Umgebung der Kaiſerin nicht früher zu verlaſſen, als bis dir die junge Dame, die du jetzt aufſuchſt, dazu die Erlaubniß geben wird.

Die junge Dame? fragte Philipp verwundert. Also sie wünscht, daß ich hier bleibe? Emilie wünscht es?

Ob sie es wünscht, weiß ich nicht, entgegnete der Mönch. Genug, du gibst dein Wort, daß du ohne ihre Erlaubniß dich nicht vom Hofe entfernst.

Dieses Versprechen gebe ich. Emilie kann nichts, meinem Glück und meiner Ehre entgegen, verlangen.

So sollst du sie sehen! sagte der Mönch, indem er sich entfernte. Zum ersten Mal vermied er die Abschiedsbegrüßung Philipp's. Er ging rasch fort und winkte Philipp, zurück zu bleiben.

Diese Zusammenkunft war die letzte. Der Zeitpunkt, wo die Kaiserin Kiew verlassen wollte, war herangenaht. Der Frühling war erschienen, der Dniepr frei vom Eise, die Reise südwärts nach Taurien sollte nunmehr fortgesetzt werden. Der ganze Hof rüstete sich zur Abreise. Der Fürst hatte sich bereis entfernt und Philipp war an der Spitze seines Haushalts zurückgeblieben.

In den letzten Tagen vor der Abreise erhielt

er vom Grafen die Auffoderung, mit ihm zusammen Emilien zu besuchen, die ihn erwartete. Der Tumult des Aufbruchs, die bevorstehende Reise, sein gegebenes Wort und die Ungewißheit, wie sich nunmehr seine Zukunft gestalten werde, alle diese Dinge, zusammengenommen, stürzten ihn in eine peinvolle Unruhe, aus der, wie er hoffte, der Anblick der Geliebten und ihr beschwichtigendes Wort ihn herausziehen werde. Kaum konnte er die ersehnte Stunde erwarten. Endlich schlug sie.

Aber wie erstarrte er, als ihm eine gänzlich fremde Person entgegentrat. Es waren Emiliens Züge, es war ihr Körper, aber die Seele war umgetauscht. Kalt und förmlich nahm sie seine Grüße auf, gemessen und im Tone der strengsten Etikette erwiderte sie seine Fragen. Philipp's Stolz regte sich, er bekämpfte den Unmuth nicht, der in ihm rege wurde, er verlangte keine Erklärung, sondern beide schieden voneinander nach einem minutenlangen Zusammensein. Es war kein Dritter in dem Kabinet zugegen gewesen, im Vorgemach empfing der Graf den jungen Mann, den er in den Palast geleitet hatte, und führte

ihn wieder hinaus. Auch gegen ihn äußerte sich Philipp mit keinem Worte. Keine Klage entschlüpfte seinem Munde, aber sein Herz war krampfhaft zusammengepreßt. Diesen Schlag des Geschicks hatte er nicht erwartet. Er fühlte erst jetzt lebhaft, wie innig er Emilien geliebt.

Es war ihm unmöglich, zu dem Grafen und zu dessen Umgebung, gerade in dieser Stimmung, sich zu begeben, obgleich er eine herzliche Einladung empfing; ebenso wenig mochte er in das jetzt bereits verödete Kloster zurückkehren, denn die sämmtliche Dienerschaft des Fürsten war schon ihm nachgereist, und Philipp selbst sollte in diesen Tagen folgen. Er wandelte daher, kaum seiner selbst mächtig, wie ein Träumender durch die einsamen Straßen und gelangte an den Fluß. Hier miethete er eine Fischerbarke und ließ sich auf den Wellen hintreiben. Der Abend dunkelte, und die Lichter der Stadt funkelten im Widerschein auf den schwarzen Wellen. Hier und da erklang ein halb melancholischer, halb heiterer Gesang, wie die Nationalmelodien der Russen ihn gewöhnlich mit sich bringen. Dicht in seiner Nähe

zeigte sich ein anderes Boot, in welchem aufrecht stehend eine Gestalt in einen Mantel gehüllt unbeweglich sich befand und ihre Blicke unausgesetzt auf Philipp gerichtet zu haben schien. Dieser stumme Gefährte war ihm unangenehm, umsomehr, da er in ihm denselben Mann zu erkennen glaubte, der ihm schon in der Stadt, die einsamen Straßen entlang, gefolgt war. Jetzt waren die beiden Böte einander so nahe, daß Philipp mit Hülfe eines Wachtfeuers in einem der Uferkähne die Züge des Unbekannten deutlich erkennen konnte. Es wandelte ihn, er wußte selbst nicht weshalb, ein Grauen an. Das Gesicht des Mannes schien ihm bekannt; er wußte nur nicht, wo er dieses dunkle brennende Auge, diese bleichen Wangen gesehen, dann plötzlich schwand jede Wolke vor dem Bilde der Erinnerung, und der Chevalier de St. Lyre stand vor ihm. Der Kahn glitt den Fluß hinab, Philipp's Fährmann lenkte auf seinen Befehl zur Stadt zurück. So trennten sich Die, die sich in Nacht und Dunkel gefunden hatten, auch wieder in Nacht und Dunkel. Noch aus der Ferne war es Philipp, als suchten

und fänden ihn jene Augen, für die es keine Entfernung und keine Finsterniß zu geben schien.

Diese Begegnung verstimmte Philipp noch mehr. Er war entschlossen, die Stadt zu verlassen. Er wollte Niemand sehen, er wollte in dieser Nacht noch entfliehen. Schon setzte er sich in Gedanken zusammen, was er dem Fürsten schreiben wollte. Er besaß von ihm Gelder und Papiere, diese wollte er den treuen Händen Horschner's vertrauen, den er sofort in dessen Wohnung aufzusuchen beschloß. Mitten in der Freudigkeit dieses Entschlusses fielen ihm die Worte des Mönchs ein, und das Versprechen, das er ihm gegeben. Von neuem war er an die Grenze des tiefsten Mismuths geschleudert. Nur zu wohl wußte er, daß er sein Wort nicht brechen dürfe, wenn er auch einsah, wie thöricht, ja verderblich es gewesen war, dasselbe gegeben zu haben. Was konnte diesem geheimnißvollen Manne, der sich vorübergehend eines Theils seiner Interessen und seines Vertrauens bemächtigt hatte, daran liegen, ihn hier in Kiew und wol auch später auf der Reise an diese Umgebung, die ihm nun-

mehr verhaßt war, zu fesseln? Machte er selbst etwa die Reise mit? Und Emilie? Nach dem Empfange zu schließen, den sie ihrem ehemaligen Freunde bereitet, konnte auch ihr etwas daran liegen, daß er länger hier blieb? Also warum bleiben? Doch das gegebene Wort war unter jeder Bedingung heilig. Philipp entschloß sich, sich brieflich an Emilien zu wenden und sie um Entbindung von diesem Worte zu bitten; er zweifelte nicht, daß sie ihm sogleich sie gewähren würde.

Mittlerweile war es Nacht geworden und er stand vor Horschner's Wohnung. Der Goldarbeiter schickte sich ebenfalls an, aus der Stadt zu scheiden, die, von der glänzenden Karavane der Fremden verlassen, in ihre frühere Stille und Unbedeutendheit zurücksank. Es waren ein paar Wochen vergangen, seitdem Philipp Horschnern nicht gesehen; der Kaufmann hatte unterdessen glänzende Geschäfte gemacht und war mit seiner Reise, sowie mit seinem Aufenthalte sehr zufrieden. Es wurde eine Flasche Wein gebracht, und beide Männer setzten sich, um einen Theil der Nacht

miteinander zu verplaudern. Philipp, der seine Gemüthsstimmung völlig in seiner Gewalt hatte, drückte allen Kummer tief in das Herz hinab, und nahm jene Miene von Munterkeit und Offenheit an, die ihm in so hohem Maße, wenn er es wollte, die Liebe und die Theilnahme der Menschen erwarb. Horschner war ganz bezaubert von seinem jungen Freunde und ahnete nicht, daß dieser dicht am Abgrunde der finsterſten Verzweiflung stand. Während des Geplauders, das bald diesen, bald jenen Gegenstand berührte, kam Horschner am liebsten immer auf seine Bekannten und Gönner am kaiserlichen Hofe zurück. So rühmte er, daß die Herrscherin selbst diesmal gnädiger gegen ihn gewesen, als jemals. Er setzte geheimnißvoll hinzu: Und dies hat seinen Grund. Katharina ist nie gütiger und zum Beglücken aller Welt mehr gestimmt, als wenn eine neue süße Leidenschaft in ihrem Busen keimt. Und dies soll jetzt der Fall sein. Vertraute, die ihr nahe stehen und die schon öfters die Symptome zu beobachten Gelegenheit hatten, von denen ich eben rede, haben mich versichert, daß eine neue Sonne im

Begriff ist, am Horizonte aufzugehen, und daß deshalb die rosigen Wolken überallhin verbreitet sind. Es ist dies auch ganz natürlich. Die Kaiserin verließ ihre Hauptstadt, ohne eine neue Wahl getroffen zu haben. Dies setzte ihre Freunde in Bekümmerniß; sie fürchteten, die herrliche Frau werde ohne eine solche Stütze für ihr Herz, den Plagen und Beschwerden erliegen, die diese Reise ihr auferlegt. Jetzt ist man ruhig.

Ich denke, der Fürst ist ihr erklärter Freund, warf Philipp gleichgültig hin.

Der Fürst? wiederholte der Kaufmann wichtig. Nein — nein! Wer am Hofe lebt, weiß das anders. Der Fürst ist ihr unentbehrlich, aber nicht von der Seite des Herzens her. Vielleicht war er es auch einmal in dieser Beziehung; jetzt aber schon lange nicht mehr. Das ist ausgemacht. Der Fürst weiß das selbst am besten, und obgleich er sich stets trostlos stellt und sich das Leben zu nehmen beschließt, sobald der Fall eintritt, daß Katharina eine Wahl getroffen, so weiß er sich doch mit jedem neuen Günstling so zu stellen, daß er neben ihm und mit ihm regiert. Nur dann

wäre der neue Erwählte ihm ein Dorn im Auge, wenn er, ebenso ehrgeizig wie er selbst, danach strebte, den Platz einzunehmen, den er selbst innehat. Alsdann gäbe es einen Kampf auf Leben und Tod. Aber so kühn ist bis jetzt keiner der Auserwählten gewesen, sie haben sich begnügt, in der Stille geliebt zu werden, und haben sich dabei ruhig beherrschen lassen.

Philipp hatte diese Reden, die ihn durchaus nicht interessirten, benutzt, um unbemerkt in Träumereien zu versinken. Jetzt, da Horschner plötzlich schwieg, und ganz roth vom Wein und der Aufregung des Gesprächs ihn fragend ansah, erwachte er aus seiner Zerstreutheit und fragte, nur um eine Frage zu thun, ob man denn nicht wisse, wer der neue Liebling sei.

Sein Name und sein Stand sind noch ein tiefes Geheimniß, selbst den Eingeweihten des Hofes, entgegnete der Gefragte, indem er seine laute Stimme zum Flüstern herabzwang. Aber man spricht sich allerlei ins Ohr. Es heißt, es werde die Kaiserin noch vor ihrem Aufbruch und bei der Fortsetzung ihrer großen Reise die Wahl

öffentlich proclamiren. Denn das Volk muß doch wissen, an wen es seine Bitten zu wenden, und der Hof muß wissen, auf wen er seine Aufmerksamkeit zu richten hat. Das alles kann nicht im Ungewissen bleiben, ohne daß das ganze Reich in Gefahr käme. Also demnach in wenigen Tagen wird man die große Botschaft wissen. Ich meinestheils wünschte nichts so sehr, als Gelegenheit zu haben, dem neuen Günstling mich zu nähern. Dies wird aber kaum möglich sein; ein solches beneidetes Wesen ist alsogleich von einem unabsehbaren Gedränge umgeben, da kann denn unser Einer nicht so bald heran. Sie, mein theurer Freund, Sie könnten etwas für mich thun.

Sehr gern, sagte Philipp, und was?

Wenn Sie durch Ihren Einfluß beim Fürsten mir die eben ausgesprochene Gelegenheit verschafften. Es wäre mir schon genug, wenn ich das Wunderthier auch nur aus der Ferne sähe. Aber freilich, Sie müßten dem Fürsten, der eben jetzt nicht ganz gut gestimmt sein mag, nur mit Vorsicht in Betreff dieses Verlangens beizukommen suchen.

Ich werde thun, Ihnen zur Liebe, Freund, was ich nur irgend kann, sagte Philipp. Meine Grundsätze kennen Sie, ich werde diesen neuen Günstling nicht aufsuchen, er mag nun sein, wer er wolle. Doch, um von etwas Anderem zu sprechen; haben Sie keine Nachrichten aus Warschau?

Von unserer kleinen diamantensüchtigen Prinzessin? fiel Horschner dem Fragenden schnell ins Wort. Ja wohl hab' ich die. Sie ist todt, schon seit drei Wochen todt. Aber nicht erwürgt und nicht erdolcht; ihr Vampyr hat ihr auch nicht das Blut ausgesogen, er hat sie nur schlechtweg verlassen. Am Morgen nach seiner Abreise fand man sie todt im Bette. Man vermuthet, daß sie Gift genommen hat. Ja — ja; dies ist das Ende einer so hübschen und so verführerischen kleinen Circe! Meine Diamanten befinden sich seit diesem Vorfall in einem Zustand erhöhter Sicherheit.

Ach — rief Philipp, indem er sein Antlitz verhüllte, so viele Reize bedeckt von dem schwarzen Mantel des Todes! Wie schmerzlich! Hätte ich sie doch noch einmal gesehen und —

Und — und? fragte der Juwelier lächelnd, was soll der Nachsatz sein?

Sie gewarnt, setzte Philipp hinzu. Der unheimliche Mann mußte ihr den Tod bringen; es konnte gar nicht anders sein; und es wird nicht sein erster Mord gewesen sein, sowie er nicht der letzte sein wird. Er ist hier; ich bin ihm begegnet; und ein dunkles Gefühl sagt mir auch, ich werde es mit ihm zu thun haben.

Ich sehe nicht in welcher Beziehung, sagte Horschner.

Philipp erwiderte nichts; nach einer Pause fragte er nach den neuesten Kunstschöpfungen, die aus der Werkstatt des genialen Meisters hervorgegangen. Sogleich brachte jener ein Kästchen hervor, das die schönsten Pretiosen enthielt. Ein Perlenschmuck fiel Philipp besonders auf. Er ist in der That auch sehr schön, bemerkte Horschner wohlgefällig, und es freut mich, daß er in den Besitz einer Landsmännin, nämlich eines deutschen Edelfräuleins gelangt, die sich am kaiserlichen Hofe, und zwar erst seit kurzem befindet. Man kann nichts Liebenswürdigeres sehen als

diese junge Dame, der ich vor einigen Tagen die Ehre gehabt habe vorgestellt zu werden. Man sagt, sie besitze in ungewöhnlichem Grade Geist und Verstand, doch sind es nicht diese Eigenschaften, wie mir scheint, die ihr so allgemein die Theilnahme, wo nicht gar die Liebe ihrer Umgebung zuwenden; es ist vielmehr jener zarte, durchsichtige Schleier der Melancholie, in den sich ihr zartes Wesen hüllt, der sie für gefühlvolle Herzen so bezaubernd macht. Ich muß gestehen, auf mich wirkt dergleichen hinreißend. Glaube ich bei einem Weibe Kummer zu bemerken, so wird die Häßlichste selbst schön in meinen Augen. Unwillkürlich fühle ich den Drang, ihr in irgend Etwas behülflich zu sein. Es ist dies lächerlich, wenn man will; denn womit kann ein fremder, wenn auch noch so gefühlvoller Mann, einem edlen Weibe in ihrem Schmerze dienen? Mit Trostgründen etwa? O, die sind sehr von der Oberfläche geschöpft und wirken selten oder gar nicht. Es ist aber einmal mein Charakter so, und diese junge Hofdame, die von Schönheit, Glanz und Jugend umgeben ist, von Tausenden

beneidet wird, kann mich bis zu Thränen rühren, wenn ich bedenke, daß es wahr sein könnte, was man über sie spricht.

Philipp, der längst gemerkt hatte, daß von niemand Anderm als von Emilien die Rede war, hatte aufmerksam hingehört und fragte nun seinen, durch den Wein besonders redselig gewordenen Gönner, welche die Gründe seien, die man der Trauer und der Schwermuth der jungen Hofdame unterlege.

Vermuthungen! rief der Juwelier, nichts als Vermuthungen. Wer kann denn auch in diesen Dingen etwas Genaues wissen. Allein die Kammerfrau der Oberhofmeisterin hat mir vertraut, was ihre Gebieterin ihrerseits wieder ihr vertraut hat. Und dies ist Folgendes. Die junge Dame hat sich in einen Offizier verliebt, der auf dem Gute ihres Vaters einige Zeit gelebt hat. Derselbe Adonis kommt zufällig hierher und — das Unheilvollste für die arme Dame, was geschehen kann — fesselt die Aufmerksamkeit einer hochgestellten Dame, einer sehr hochgestellten Dame. Nun, das Uebrige kann sich Jeder denken, der derartige

Verhältnisse kennt. Die Unglückliche muß zurücktreten und sie tritt zurück. Wenn aber Frauen, sagt man, auf diese Weise zurücktreten, so treten sie mit einem Fuß in ihr Grab. Das mag denn auch bei meiner kleinen Schönen der Fall sein. Und nun, mein Freund, bemerken Sie den Spott des Zufalls: ihre Nebenbuhlerin selbst überschüttet sie, in Form von diesen herrlichen Perlen, mit einer Fülle von Thränen. Ist das nicht ein Trauerspiel, wie man sich's auf der Bühne nicht ergreifender denken kann?

Philipp's Herz zog sich krampfhaft zusammen bei diesen unheilvollen Berichten. Wie, rief er bei sich, Emilie liebt? Und ein glücklicher Nebenbuhler hat mir ihr Herz geraubt! Darum diese Kälte. So ist denn das Räthsel gelöst! — Da es ihm bei dieser Erschütterung aller seiner geistigen Kräfte ein Bedürfniß war, die Einsamkeit aufzusuchen, so verließ er Horschner unter dem Vorwand, daß bei dem nahenden Morgen ein wichtiges Geschäft ihn nach Hause treibe.

Neunzehntes Kapitel.

Drei Tage waren vergangen; Philipp hatte sich eingeschlossen und sah Niemand. Er hatte die Geschäfte, die ihm oblagen, besorgt; er wartete nur auf Emiliens Antwort, um die Stadt dann zu verlassen; er wollte mit Horschner zurück nach Deutschland kehren. Der Tag der Abreise der Kaiserin war auf den nächsten Morgen festgesetzt. Kein Gedanke kam ihm, daß man ihn nicht werde gehen lassen; welch' ein Schreck überfiel ihn, als diese Erwartung fehlschlug! Emilie schrieb nur wenige Worte; sie erinnerte ihn an sein gegebenes Wort, und es sei auf ihre Bitten von der Kaiserin bestimmt worden, daß er dem Reise-

gefolge sich anschließe. Mit diesem Briefe zugleich kam ein kaiserlicher Befehl, der ihn in die Reihe der höheren dienstthuenden Offiziere in der Nähe der Kaiserin ernannte. Das Patent des neuen Rangs lag beigeschlossen.

Diese Glücksfälle ließen Philipp kalt; er sah nur das Eine, den Verlust der Geliebten. Das Räthselhafte in dieser plötzlichen Rangeserhöhung beschäftigte ihn eine Weile; dann gab er es auf, den Schlüssel zu diesen mysteriösen Erscheinungen zu finden, und schob Alles auf die launenhaften Gunst- und Glücksfälle, wie sie einmal in diesem Lande und an diesem Hofe Sitte waren. Da ihm unter diesen Umständen sein verpfändetes Wort eine lästige Fessel war, so beschloß er, sich an die Kaiserin selbst zu wenden, um sich von ihr freisprechen zu lassen. Gegen diese Freisprechung, hoffte er, würde der Mönch nichts einzuwenden haben. Ueberhaupt war ihm der Gedanke an diese räthselhafte Person, die sich höchst ungelegen für ihn in den Lauf seiner Entschließungen, die bis jetzt immer nur das Werk seiner Selbständigkeit gewesen waren, hemmend gestellt

hatte, sehr zuwider. Seine Bemühungen, etwas Genaueres über diese „düstere Gestalt" zu erfahren, waren bis jetzt erfolglos geblieben. Wie erfreut war er daher, als der Unbekannte jetzt plötzlich selbst ein Lebenszeichen von sich gab! Ein Billet lud ihn ein zu einer Zusammenkunft in der bekannten Zelle, zu der der Schlüssel in Philipp's Händen war, zu der gewohnten Stunde. Philipp zögerte nicht, sich pünktlich einzufinden.

Wie er in die Zelle eintrat, fand er den Abt schon gegenwärtig. Derselbe saß im Schein des trüben Lichtes, das durch die gefärbten Scheiben fiel, gedankenvoll an dem Tische und fuhr wie erschreckt aus seinen Träumereien auf, als er Philipp plötzlich vor sich stehen sah. Es dauerte eine Weile, ehe er sich erholte und in seinem bewegten Innern Worte fand. Seine Stimme zitterte, und die Hand, die er zur Begrüßung Philipp — zum ersten Male geschah dies — reichte, war kalt. Es entging Philipp nicht, daß diese Hand klein und nicht die Hand eines abgelebten Greises war.

Ich habe mit der Monarchin gesprochen, hob

er an, und sie hat mir aufgetragen, dich von dem mir gegebenen Worte zu entbinden, wenn du auf deinem Verlangen beharrst. Sie will Niemand um sich sehen, der ihr mit Widerwillen dient. Die Würden und die Geschenke, die sie dir ertheilt hat, bleiben in deinem Besitz. Nur Eines verlangt sie, daß du von ihr persönlich dich beurlaubest.

Dazu drängt mich, ohne ihren Befehl, die eigene Ehre und mein Gewissen. Sie hat mich, einen Fremden, mit Wohlthaten überschüttet, wie sollte ich ihr Reich und ihren Hof verlassen, ohne ihr meinen Dank auszusprechen! Ihre Gnade ist wahrhaft groß, daß sie mir gestattet, mich ihr in Person nahen zu dürfen. So werde ich denn endlich dieser merkwürdigen Frau, die mich durch ihre Größe erschreckt und zugleich anzieht, Auge in Auge gegenüberstehen! Ich werde diese Züge in der Nähe sehen, an deren Liebreiz eine halbe Welt sich erfreut und vor deren Drohen Europa zittert.

Der Mönch seufzte und schwieg. Seine dunkeln Augen, unter dem Schatten der überhängen-

den Kapuze, blickten unverwandt auf Philipp. Er fühlte dieſen durchdringenden Blick, aber er entmuthigte und verwirrte ihn nicht. Es war, als hörte er den Flügelſchlag eines mächtigen Geiſtes dicht über ſeinem Haupte. Die Würfel ſeines Geſchicks fielen. Es kam über ihn, wie ein Gottesurtheil, das eben ſollte geſprochen werden.

Der Mönch erhob ſich, doch ſeine Kniee wankten und er mußte ſich auf den Jüngling ſtützen. Eine Pauſe verging; der Wind rüttelte an der alterthümlichen Einfaſſung der Fenſter. Mit einer Stimme, die gänzlich verſchieden klang von der vorigen, ſagte der Mönch: Du wünſcheſt alſo Katharinen zu ſehen, du willſt ſie allein ſehen, unter vier Augen? Du willſt von ihr Abſchied nehmen ohne Zeugen? Dies iſt auch ihr Wunſch.

Philipp trat einen Schritt zurück; der Mönch hatte ſich wieder geſetzt.

Noch mehr, ſetzte er mit bewegter Stimme hinzu: Dein Scheiden wird ſie rühren; ſie will vor der Welt die Thräne nicht ſehen laſſen, die ihr Auge netzen wird, wenn ſie dich ſcheiden ſieht.

Welch' eine Sprache! ſagte Philipp dumpf.

Wie ist mir? Welche Zauberworte lösen sich, eines nach dem andern, von deinen Lippen? Ich verstehe dies nicht. Kennt mich die Kaiserin? Weiß sie mehr von mir als von tausend Anderen?

Die verhüllte Gestalt war einer Ohnmacht nahe; sie war auf die Stuhllehne zurückgesunken, und ein leises Wimmern entglitt ihren Lippen. Philipp sprang hinzu und wollte die Kutte lüften; in diesem Augenblicke erhob sich der Unbekannte und stand aufgerichtet in imponirender Größe da.

Halt! rief er, lege nicht noch einmal die Hand zum mörderischen Angriff an diesen Leib, der den finstern Mächten verfallen ist. Katharina soll nicht glücklich sein. Was sie liebt, das wendet sich von ihr. O hätte deine Kugel damals dieses Herz getroffen!

Wie von unsichtbaren Mächten erfaßt, stürzte Philipp zu den Füßen des Mönchs, der in diesem Augenblicke die dunkle Kapuze von seinem Haupte streifte.

Philipp sah Katharinen vor sich stehen.

Als er sich wieder zu sammeln im Stande

war, und als er den Blick auf die Erscheinung vor sich richtete, war er von deren Schönheit betroffen. Der bleiche Lichtglanz, der sich auf Katharinens Stirn bettete, zeigte die edlen Züge von einem heftigen, aber zugleich verklärenden Schmerze übergossen. Das große Auge war gesenkt, gleichsam als wendete es absichtlich sein düsteres Feuer nach innen, um durch dessen verrätherische Glut der Welt nicht zu entdecken, was in dem Herzen vorging. Die Wangen waren bleich und von dunkeln Haarwellen eingeschlossen, um die Winkel des Mundes zuckte es fiberisch. Ein undurchdringliches Schweigen war auf diesem Marmorantlitz gelagert, es war die Ruhe der Erstarrung nach den Stürmen der Leidenschaft. Endlich drang eine, von gewaltsamen innern Bebungen unterbrochene Stimme an Philipp's Ohr. Katharina hatte den Stolz des Weibes wieder gefunden und sprach mit dem Tone der Herrscherin: Fremdling, was du mir gewesen, hat dir diese Minute gezeigt! Ich erröthe nicht über Das, was ich gethan; denn welcher Seele, die nach Großem strebt, kann es

leid ſein geſucht zu haben, wenn ihr auch das Finden nicht zu Theil wird? Geh und nimm in dein fernes Vaterland das Angedenken unvergeßlicher Stunden mit. Uns einte ein heiliges Band: Was die Menſchheit Heiliges und Erhabenes hat, es ward von uns beſprochen und bedacht. Was deine jugendliche Seele an Ideen und Entſchlüſſen ausgeſtrömt, es iſt in meinem Buſen ſicher niedergelegt; bewahre du für deine Zukunft wieder die milde Weisheit, die für dich, für dein Heil von den Lippen des „Mönchs" floß. Der Mönch, dein Freund, dein Berather, ſei dein Schutzgeiſt, nicht Katharina, das Weib, die Kaiſerin. Und jetzt lebe wohl. Du haſt gewünſcht, von Katharinen unter vier Augen Abſchied zu nehmen; ſie hat dir dieſe Gunſt gewährt!

Der Ton voll Milde, Ernſt und Güte, in welchem dieſe für Philipp ewig denkwürdigen Worte geſprochen wurden, zerriß ſein Herz. Die Größe des Geſchenks, das ihm ſein Geſchick gemacht, wurde ihm in ſeiner ganzen Fülle klar. Er beſaß das Herz der mächtigſten, der ſtolzeſten Frau; er hatte es gewonnen im edelſten Kampf

der Geister. Katharina war in seine feurige und junge Seele triumphirend eingezogen, indem sie das Panier der Freiheit, der Größe, des Enthusiasmus und der Liebe schwang, dieser gebietenden Götter der Jugend. Ein solcher Erwerb durfte nicht leichtsinnig hingeworfen werden, eine solche edle Bürgschaft für die Verwirklichung schöner Ideale mußte um jeden Preis bewahrt werden! Philipp fühlte die glühende Entzückung, die dieser mächtige Augenblick ihm brachte, er fühlte, wie in seinem Geiste die Größe und die Erhabenheit unter dem Bilde Katharinens einzogen, und indem er staunend die allgewaltige Fürstin betrachtete, schmolz er zugleich in Rührung über die Reize der schönen Frau. So mit sich selbst und mit den Gewalten der Stunde kämpfend, verweilte er noch immer in seiner Stellung zu Katharinens Füßen. Erst als ein langer, in verzehrenden Schmerz getauchter Abschiedsblick über ihn sich hinergossen, erst als sich die trauernde und erhabene Gestalt wendete, um zu gehen, erst da fand er den verzweifelten Muth, sie mit seinen Armen zu umschließen und mit dem ganzen Sturm und

der Gewalt einer ungebrochenen Feuerseele festzuhalten. Erhabene Fürstin! rief er: Göttergleiche! Welch' ein Spiel hast du mit einem armen Sterblichen getrieben! O ich sollte dir zürnen! Wie ist mir? Ich sollte fliehen und ich kann es nicht. Katharina! Verlaß — o verlaß mich nicht!

Sie blieb, halb ihm zugewendet, stehen, und ihr großes Auge haftete fragend und mit einem unheimlichen Feuer auf ihm. Was soll das? fragte sie. So wäre es wirklich möglich, daß du nicht gewußt, wer unter jener Hülle sich dir genaht?

Vernichte mich, wenn meine Seele nur die leiseste Ahnung gehabt!

Himmel! rief Katharina, und ein Strahl von Leben überflog ihre bleichen Züge. Ich täuschte mich also! Du wußtest nicht, wer ich war. Und ich wähnte, was der Hof, die Stadt sich erzählte, es könne dir kein Geheimniß geblieben sein. Da ich überzeugt war, daß du mich kanntest, sah ich in deinem beharrlichen Entschlusse, zu gehen, Undank und Kälte gegen mich.

Vergib diesem wilden, ungelehrigen und un-

verständigen Herzen! rief Philipp. Sei großmüthig! Verbanne den nicht aus deiner Nähe, der jetzt, da er dich im vollen Licht deiner Größe, deines Liebreizes geschaut, dir ewig anhängt!

Sie antwortete nicht, aber ihre Hand ruhte in der seinigen und ward von seinen Thränen benetzt. Eine tiefe, feierliche Stille herrschte, in der zwei große und kühne Herzen mit raschen Pulsen ihrem Geschick entgegenreiften. Der Bund war geschlossen. Als Katharina schied, ließ sie einen Geliebten zurück, der, ein Theil ihres Selbst, in seinem Herzen ihr Bild, in seiner Seele ihre großen Zukunftspläne trug.

Zwanzigstes Kapitel.

Philipp dachte jetzt an keine Abreise. Er trat in die neue Stellung und übernahm die neuen Würden, die ihm zugefallen waren. Die Menge strömte herbei, ihm zu huldigen. Ein unübersehbarer Glanz strömte über ihn hin. Plötzlich stand er auf der obersten Staffel der Macht und des Genusses. Seine kühnsten Träume waren überflügelt und in den Schatten gestellt. Für ein ehrgeiziges Herz, wie das Philipp's, war eine so wunderähnliche Erhebung ganz wie geschaffen. Jetzt konnte er daran denken, der Welt zu gebieten, da er bis heute ihr nur gehorcht hatte. Welch' ein Siegesgefühl, ihr Gesetze geben zu können, ihr

ein Gepräge aufzudrücken, das von ihm, von seinen Phantasien, seinen Träumen, seinen Ansichten ausging!

Katharina that, was er wollte. Sie dachte, sie empfand nur durch ihn. Sie schloß sich mit ihm stundenlang ein, um an dem Aufbau einer neuen Welt zu arbeiten, wie sie im Lichte der Zukunft, auf den Trümmern der alten erstehen sollte. Niemand verstand sie so gut, Niemand unterstützte so feurig ihre Lichtentschlüsse, Niemand wußte so heimlich sicher, indem er durch seine Schönheit und durch seinen Reiz ihr Herz beschäftigte, so männlich stark den ermüdenden Geist zu stützen, ihn immer wieder neu zu beleben, wenn er entmuthigt hinsinken wollte.

Emiliens Bild, zwar zurückgedrängt durch die mächtigen Ereignisse, nahm jedoch seinen ehrenwerthen Platz bald wieder in Philipp's Herzen ein. Erst jetzt durchschaute er ihr kluges, selbstvergessenes Betragen, und was er für empörende Kälte gehalten, erschien ihm jetzt gerade als die zarteste und uneigennützigste Neigung. Sie wußte, welche Zukunft ihm bevorstand, sie wollte nicht

durch das leiseste Kundgeben eigener, selbstischer Ansprüche diese kostbare, heilbringende Zukunft gefährden. Es lag ihr Alles daran, den Freund mächtig und glücklich zu sehen; in seinem Glücke wollte sie alsdann das ihrige finden. In den wenigen Zeilen, die sie ihm schrieb, als nunmehr sein Verhältniß zu Katharinen veröffentlicht war, lag ihre sanfte und edle Seele, zwar verhüllt, aber doch erkennbar ausgedrückt. Philipp bat ihr im Herzen sein Unrecht ab, aber — solch' eine Gewalt übte der allmächtige Wille Katharinens, die er liebte, über ihn bereits aus — er sah sie nicht. Das stille, unbedeutende Mädchen war wirklich für ihn für Zeiten in den Hintergrund getreten.

Katharina erklärte ihm in Stunden vertraulicher Mittheilung die Art, wie sie sich — ohne es zu wissen — den Weg gebahnt zu seiner Bekanntschaft. Das alterthümliche Kloster bewahrte noch aus den Zeiten seiner ersten Erbauer einen unterirdischen Gang, der aus dem Palaste in der Stadt, den die Kaiserin bewohnte, bis in das Kloster auf dem Berge hinaufleitete. Dieser Gang

war auf bequeme und sichere Weise hergestellt worden, und die Fürstin benutzte ihn, um ungesehen zu ihrem Günstling zu gelangen, der sie in der Zelle des Abts Anastasius erwartete. Das Geheimniß dieser Zusammenkünfte, die zu ihrem Zwecke mehr die Politik als die Neigung hatten, war auf das sorgfältigste vom Fürsten bewahrt worden, bis auf den Zeitpunkt hin, wo Philipp's Stern über das Geschick der Verbundenen heraufzog. Der Augenblick, wo Philipp mit drohendem Auge, die Waffe in der Hand, auf sie hintrat, war zugleich der gewesen, wo sich ihr Herz durch einen mächtigen Zug der Geschicke ihm zugewendet. Seine Schönheit, sein Stolz, sein Geist und seine feuersprühende Jugend hatten den Bund fester und zuletzt unauflößlich knüpfen helfen. Katharina liebte das Ungewöhnliche, Seltsame, Ueberraschende, und unter dem Schimmer dieser Eigenschaften war ihr der Jüngling ihrer Wahl erschienen. Sie sollte von ihm den Tod empfangen, und sie empfing von ihm — Leben.

Horschner war gleichsam seiner Sinne beraubt über diesen Glücksfall seines Freundes,

der ihm solchen mittheilte; er erkannte in Allem halb und halb sein Werk, denn war Philipp nicht auf seinen Zuspruch in dieses goldene Land der Verheißung gekommen? Und ich Thor! setzte der Juwelier in komischer Selbstanklage hinzu. Ich bringe mit dem künftigen Herrscher an einem Tische sitzend einen ganzen Abend zu, erwünsche mir dessen Protection und weiß nicht, daß die Hand, die ich eben drücke, dieselbe ist, die bereits die Zügel dieses unermeßlichen Reiches in sich schließt. O, ich verblendeter Thor!

Beneiden Sie mich nicht, Freund! sagte Philipp plötzlich düster. Wissen Sie denn, wie ich enden werde? Mitten im Glanze verläßt mich mein alter finsterer Dämon nicht, und mehr als je keimen Mistrauen und Argwohn in meinem Herzen. Diese Welt ist nun einmal nicht gemacht, um unsere Wünsche und Hoffnungen vollkommen zu befriedigen. Es ist mir oft, als wäre das Ende meines Glanzes und meiner Laufbahn dicht vor mir.

Horschner lächelte über diese Träume, wie er

ſie nannte. Nur ein Mann iſt im großen weiten Reiche, deſſen Beherrſcherin jetzt von Ihnen beherrſcht wird, Ihnen gefährlich, dies iſt der Fürſt. Aber Sie werden nicht danach trachten, ihn von ſeinem Platze zu verdrängen.

Ich werde nicht darauf ausgehen, entgegnete Philipp, aber ich werde es vielleicht gegen meinen Willen thun. Er iſt von kleinlicher Selbſtſucht geleitet und arbeitet und ſchafft nur für ſich. Die große Fürſtin, im Wahne, ſich für das Wohl ihrer Völker zu opfern, opferte ſich nur, um die Taſchen ihres Günſtlings zu füllen. Ich habe dieſes unwürdige Treiben durchſchaut.

Ums Himmelswillen! rief der Juwelier; nur nicht auf dieſe Seite hin gelenkt! Laſſen Sie die Menſchheit ſtehen, wo ſie ſteht, und kümmern Sie ſich nicht um die Zukunft weder dieſes Reiches, noch um die Katharinens. Denken Sie nur, theuerſter Freund, an Ihr eigenes Loos.

Nimmermehr! rief Philipp. Ich mag zu Grunde gehen, wenn nur Das, was in mir lebt und hofft, gerettet wird. O Freund, Sie verſtehen mich nicht; aber ſie — ſie! verſteht mich;

und deshalb umfaß' ich auch mit glühender Liebe dieses große, schöne Herz.

Horschner schüttelte das Haupt. Was mich betrifft, sagte er in schmerzlichem Tone, so muß ich mich von Ihnen trennen. Sie gehen auf Ihrer schimmernden Bahn weiter, ich kehre in meine kleine Alltagswelt zurück. Ich werde für einen Lorberkranz sorgen für den jungen Sieger.

Oder für einen einfachen Cypressenzweig auf sein frühes Grab! sagte Philipp.

Wenige Tage später und die glänzende Flotte, die die Kaiserin in ihrer Mitte aufnahm, hatte sich in Bewegung gesetzt, um auf den stolzen Wellen des Borysthenes gegen Süden weiter zu fahren. Mehr als dreitausend Menschen, auf achtzig Fahrzeuge vertheilt, bedeckten den Fluß. Sieben Galeeren, unter diesen die Galeere der Kaiserin, bildeten die Spitze dieses Geschwaders, dessen Glanz und Pracht die Augen blendeten. Musik und Gesang ertönte und die Ufer des Flusses waren belebt von immer neuen und wechseln-

den Gruppen des Volks in seinen Nationaltrachten.

Der Frühling entfaltete seine Pracht; er bedeckte die Fluren mit frischem Grün, die Lüfte wehten balsamisch und mild, der Himmel leuchtete in unveränderter Klarheit tiefer Bläue. Jedes Herz wurde zur Fröhlichkeit gestimmt, jede Brust hob sich höher in Hoffnung und Erwartung. Katharinens Auge strahlte von Glück und Freude. Um die frohe Herrscherin gruppirte sich eine frohe Welt.

Es verging selten eine Stunde des Theils des Tages, der von den Audienzen und Geschäften nicht in Anspruch genommen war, in welcher nicht der junge Adjutant der Kaiserin, der Obrist Philipp Macargan, in ihrer Nähe war. Man sah die Fürstin, auf seinen Arm gestützt, ihm die Schönheiten der Gegend zeigen und ihm die fremden Erscheinungen erklären. Man sah sie mit ihm scherzen und aufmerksam seinen Erzählungen horchen, die er dem versammelten kleinen Hofcirkel vortrug. War sie mit ihm allein, so füllten Gespräche und Bücher die Zeit aus, und oft tief

um Mitternacht sah man noch das Licht in der Kajüte der Kaiserin einsam durch die Finsterniß schimmern und seine Strahlen in den dunkeln Wellen brechen.

Der Fürst machte den Führer des ganzen Zugs. Er eilte stets eine Strecke Weges voraus, um die Anordnungen zu treffen und um nachzusehen, ob seine Befehle in Betreff des Empfangs der nachfolgenden Fürstin befolgt seien. In diesem Drange der Geschäfte schien er nicht zu bemerken, was am Hofe vorging. Er erschien nur auf Stunden, und während er sich in der Umgebung der Kaiserin befand, bezeigte er dem neuen Günstling eine an Unterwürfigkeit grenzende Ergebenheit. Philipp war offen und freimüthig gegen ihn und zeigte unverhohlen, wie es ihm darum zu thun sei, die Freundschaft seines frühern Beschützers sich zu wahren. Bis hierher gingen alle Dinge gut. Aber es sollte bald anders werden. Der Fürst wollte sich nur überzeugen, ob Philipp herrschsüchtig und bedacht sei, sich einen Einfluß auf die Pläne und Meinungen der Kaiserin zu verschaffen; fand er, daß dies

seiner Ansicht nach der Fall war, so hatte er seine Entschlüsse gefaßt. Die Gelegenheit, wo ihm auf diese Fragen Antwort wurde, ließ nicht auf sich warten. Fünf Tage nach der Abreise landete die Flotte bei der Stadt Kanieff, und hier erwartete der König Stanislaus, Katharinens ehemaliger Geliebter, die Ankunft der Kaiserin.

Potemkin, vom Könige an sein Interesse gekettet und von ihm bestochen, hatte diese Zusammenkunft herbeigeführt; es lag ihm Alles daran, daß Katharina den König huldreich empfinge und ihm gewährte, um was er sie zu ersuchen kam. Dies waren politische Vortheile, Truppen und Geld, die der auf seinem Throne wankende Fürst von seiner mächtigen Nachbarin sich erbat. Katharina, die von den zartesten Rücksichten beherrscht wurde, und die da fürchtete, Philipp zu kränken, wenn sie Den wiedersah, der einst offen vor der Welt ihr Herz besessen hatte, zögerte, ihre Einwilligung zu diesem Empfange des Königs zu geben. Sie schob die Audienz von einem Tage zum andern auf. Der Fürst gerieth in Unmuth und zum ersten Mal nahm er offen Gelegenheit,

von dem verderblichen Einfluß Macargan's auf die Kaiserin zu sprechen, da er es sei, der aus kleinlichen Rücksichten gekränkter Eigenliebe die große Fürstin zu bewegen suche, einen Bundesgenossen und König durch Kälte und Hintansetzung zu beleidigen. Diese Worte verfehlten nicht, Philipp zu Ohren zu kommen, und um ein so feindliches Gerücht zu widerlegen, bat er selbst die Kaiserin, die Audienz sobald als möglich zu gewähren. Katharina willfahrete den Bitten, und Stanislaus August gelangte zur Erreichung seiner Wünsche. Aber der Kaiserin Benehmen gegen ihn war gemessen und kalt. Philipp's Stern stieg höher als je. August und Potemkin zugleich waren von ihm gedemüthigt. Der Letztere athmete Wuth und Rache. Jetzt war der offene Bruch zwischen dem frühern und dem jetzigen Günstling erklärt. Der Hof sprach schon von dem Sturze des Fürsten.

Der Fürst beschloß jetzt, alle Hebel der Intrigue in Bewegung zu setzen, um seinen Feind zu stürzen. Er kannte Katharinens Charakter, er wußte, wie viel bei ihr beleidigter Stolz und

gekränkte Liebe vermochten, und hierhin richtete er seine vergiftete Angriffswaffe.

Seinen scharfen Blicken war es nicht entgangen, daß Philipp's Neigung zu Emilien nur zurückgedrängt, nicht erloschen war. Seine Nichte, die ebenfalls Hofdame der Kaiserin war und sich in das Vertrauen Emiliens, auf seinen Befehl, hatte einschleichen müssen, gab ihm Aufklärungen und Andeutungen, die ihm sehr erwünscht waren und den Gang seiner Intrigue leiteten. Emilie, nachdem sie lange siegreich gegen jede Kundgebung ihrer tief im Herzen verschlossenen Liebe gekämpft, war jetzt, da sie Philipp's Stellung gesichert sah, weniger vorsichtig geworden. Philipp seinerseits achtete der bewachenden Blicke zu wenig; er gab sich den Jugenderinnerungen und den Jugendträumen hin; er erinnerte Emilien an die glücklichen Stunden, die sie miteinander zugebracht. Sie sahen sich ohne Zeugen, sie wechselten Briefe. Die Folge hiervon war, daß man Emilien zu verstehen gab, die Kaiserin wünsche, daß sie ihre Stelle aufgeben und den Hof verlassen solle. Das arme Mädchen, das erst jetzt

sah, wie sie, durch eine geträumte Sicherheit verleitet, sich und den Geliebten in Gefahr gebracht, zögerte keinen Augenblick, diesem Winke zu folgen. Sie warf sich der Kaiserin zu Füßen und bat sie unter Thränen, sie zu entlassen; Katharina willigte ein, wiewol zögernd. Sie schenkte dem Gerücht, das über Emiliens Verhältniß zu Philipp ihr zu Ohren gekommen, keinen Glauben, so fest überzeugt war sie noch von der Treue ihres Günstlings.

Der Entschluß Emiliens brachte in Philipp's Herzen einen Sturm der Leidenschaft hervor. Zum ersten Male sah er sich als Sklave eines Verhältnisses an, das ihm noch kurze Zeit vorher geschienen hatte, als brächte es ihm die Freiheit und das Glück. Er bat Emilien zu bleiben, doch ihr Wille war unbesiegbar. Sie kehrte zum Grafen zurück, der in Kiew geblieben war und der sie erwartete, indem er die Beweggründe ihres Handelns billigte.

Die Kaiserin langte in Cherson an. Die Gegenwart Joseph des Zweiten, der da kam, der Semiramis des Nordens seinen Besuch ab-

zustatten, bewirkte, daß man hier einige Tage verweilte und daß glänzende Feste gefeiert wurden. Der Palast, den die Kaiserin bewohnte, lag dicht an der Stadt auf einer reizend gelegenen Höhe, die durch Gartenanlagen und Baumpflanzungen verschönert wurde. Die Gemächer Philipp's stießen an die Katharinens. Sie brachte die Mußestunden, die ihr blieben, in seinem Arbeitszimmer zu. Dort las sie, oder ließ sich von ihm vorlesen, und die wichtigsten Geschäfte, die geheimsten politischen Verhandlungen verlegte sie hierher. Dies wußte man, und Philipp's Ansehen und Macht war unbegrenzt.

Einst trat Katharina leidenschaftlich erregt in das Kabinet; ein Brief zitterte in ihrer Hand. Eine Pause verging, ehe sie auf Philipp's zärtliche Fragen antwortete.

O es ist nichts, Macargan! sagte sie. Du siehst nur hier das alte Spiel der Welt: sie will trennen, was sich gefunden hat. Ich sollte doch endlich einmal daran gewöhnt sein, und doch bin ich's nicht.

Philipp zog leise den Brief aus ihrer Hand.

Katharina nahm erschöpft und in Thränen ausbrechend Platz auf dem Ruhebett.

Der Brief enthielt eine böswillige Verdächtigung Philipp's. Es wurde der Kaiserin hinterbracht, daß er ihr Vertrauen täusche, daß er weder in den Geschäften, noch in der Liebe ihr treu sei. Dabei wurde der leidenschaftliche und maßlos ehrgeizige Charakter des neuen Günstlings in grellen Farben geschildert.

Katharina wird wissen, was sie auf diese Anschuldigungen zu thun hat, sagte Philipp ruhig.

Ich werde sie misachten, wie ich es mit jenen gethan, die die Vorläufer dieses Briefes waren. Aber Philipp — ich bin ein Weib — und das Herz spielt mit mir oft ein grausames Spiel. Vergib mir, mein Freund! Vergib! Laß mich den ganzen Inhalt meiner Seele vor dir ausschütten. Die Welt nennt mich groß, ich bin klein, die Welt nennt mich stark — und ich bin schwach. Es ist mir Vieles gelungen, aber es ist mir nicht gelungen, die ewige Unruhe, den Verdacht meines Herzens zu besiegen. Wo ich endlich glauben kann, daß ein Herz mein Eigen-

thum ist, schwebe ich von diesem Augenblick an in ewiger Unruhe, daß ich es wieder verliere. Und die Möglichkeit des Verlustes ruft eine Hölle in meinem Innern rege. Ach, Philipp, was hilft es, daß wir Philosophen sind für die Welt, wenn wir es nicht zugleich für uns selbst sind! Hier — hier, gegen diese brennende Unruhe, gegen diese stete Selbstqual sollte der Panzer geschmiedet sein, der für irdische Pfeile undurchdringlich ist; aber wir sind Menschen und wir leiden wie unsere Brüder, obgleich wir diese Brüder Thoren nennen und uns weise. Für diesen Hochmuth werden wir bestraft.

Wie kleinmüthig meine erhabene Katharina spricht, sagte Philipp sanft.

Wozu auch mit einer Größe und Stärke prahlen, die wir nicht besitzen, entgegnete sie leise. Ich weiß es, daß man der Welt gegenüber mit Festigkeit auftreten muß, denn nur so imponirt man ihr. Auf diese Weise ist's mir gelungen, den Weg zu gehen, den ich gegangen. Späte Geschlechter mögen mich richten. Ich fand, als ich erschien, eine schwache, feige und ihren Lüsten

unterworfene Generation vor mir; es gelüstete mich, ihr zu zeigen, was ein Wille vermag, wenn auch nur in eines Weibes Busen eingeschlossen. Das Glück unterstützte mich und es gelang mir, was Tausenden mislungen wäre. Dafür bin ich meinem Geschick dankbar. Aber es züchtigt mich mit der einen Hand, während es mit der andern mich liebkost. Es legt in vollem Maße die Schwäche des Weibes in meine Brust, dicht neben jene Energie und den Muth eines Mannes. Ich bebe nicht, wenn meine Hauptstadt in Flammen steht, wenn die Empörung die Hälfte meines Reiches meinem Scepter zu entreißen droht, aber ich bebe, wenn mit schwacher, zitternder Hand ein paar kaum leserliche Schriftzüge, wie diese hier, mir vors Auge treten. Gegen eine Welt in Waffen habe ich eine eherne Stirn und eine bepanzerte Brust, gegen einen Angriff auf meine Liebe habe ich nichts als Thränen. Beklage mich, Philipp, und vergib mir.

Um die Trauernde zu zerstreuen, nahm Philipp zu den Büchern und zu den gewohnten Gesprächen seine Zuflucht, aber der Geist Katha-

rinens war zu tief in Niedergeschlagenheit und Melancholie getaucht, als daß er die Pfade zu wandeln beschlossen hätte, die die Freundeshand ihm zeigte.

Ich will dir nur bekennen, hob sie wieder an, indem sie die Hand des Geliebten in die ihrige schloß, daß mein Leben zu Ende sein wird, wenn du mich verlässest! Ich meine das Leben — nicht das Athmen. Man kann noch lange die äußere Erscheinung lügen, während im Innern Alles schlummert. Cäsar, als er sein Lieblingswerk scheitern sah, war lange, bevor ihn der tödtende Dolch traf, eine Leiche. Aber der Welt genügen solche Leichen. Sie sieht den Purpurmantel und ist befriedigt; ob ein Herz darunter schlägt, was fragt sie danach! So werde ich vielleicht noch lange nach unserm Freundschaftsbruch leben, aber mit dir wird meine Jugend, meiner Seele Blüte und Frucht hingeschieden sein. Darum verlasse mich nicht!

Ich, meine Gebieterin verlassen! stammelte Philipp. Welch ein Gedanke! Ich Die verlassen, die mir die goldenen Thore des Lebens geöffnet,

die mich die Größe und die Tugend in noch innigerem Grade hat lieben lehren, und die mir endlich Macht und Gelegenheit verlieh, die Ideale meiner Jugend ins Leben zu rufen.

Das sind große, aber immer nur äußerliche Werke, seufzte Katharina. Das Herz will nur sich und ist immer nur sein eigener Zweck. Gib mir Gewißheit deiner Liebe, deiner unwandelbaren Treue; das Uebrige alles findet sich.

Philipp umschloß ihre Hand und netzte sie mit Thränen; sie beugte sich zu ihm nieder und bedeckte mit Küssen seine Stirn und seine Wangen.

Wohlan! rief sie, ich lebe wieder auf. Mein Herz hat sein Eigenthum wieder; es hat vielmehr es nie verloren.

Und wird es nie verlieren! rief Philipp.

Hierauf dein Wort! setzte Katharina mit flammendem Blick hinzu. Gib mir dein Versprechen, daß du Emilien nicht wieder sehen willst. Ich wünsche es nicht allein, ich fodere es.

Auf einen Augenblick regte sich der Stolz in Philipp's Brust. Der Ton Katharinens hatte etwas Befehlendes und deshalb für ihn Verletzen-

des. Aber er sah die Thränen auf ihrer Wange und er gab das Versprechen.

Katharina zerriß den Brief.

Zwei Tage waren nach dieser Unterredung vergangen, als Philipp, am Abend ausgehend, einen Mann in einen Mantel gehüllt am Ausgang des Parks, ihm den Weg vertretend, fand. Stumm reichte jener ihm ein versiegeltes Päckchen hin und zog sich in die Gebüsche zurück. Philipp öffnete und las Züge einer ihm unbekannten Hand; aus dem umhüllenden Papiere fiel ein Armband ihm in die Hand. Es war ein einfacher goldener Reif, der als Schloß ein Portrait in Medaillonformat enthielt. Wie erstaunte Philipp, als er sein eigenes Bild als Kind erkannte, wie es im Besitz seiner Mutter gewesen. Die Zeilen enthielten nichts als die wenigen Worte: „Hüte dich! Der Boden schwankt unter deinen Füßen. Traue einem warnenden Freunde, der zum Zeichen, daß er es redlich mit dir meint, dir ein Erkennungszeichen beilegt. Willst du ihn sprechen, so steht er dir zu Diensten; willst du mit ihm entfliehen, so ist er bereit, dich sicher zu geleiten,

wohin du zu gehen gedenkest. Um dieselbe Stunde morgen findest du den Boten an dem Platze, wo du ihn heute verlassen."

Der Anblick des Armbandes hatte Philipp fast um seine Besinnung gebracht, so erschütternd hatte er auf ihn gewirkt. Die furchtbare Nacht, die Todesnacht seiner Mutter stand lebhaft vor ihm, und er fühlte und dachte nichts, als sein erstes und heiligstes Gelübde zu halten, nämlich das schmachvolle Ende seiner Mutter zu rächen. Ohne allen Zweifel war ihr Mörder jetzt in seiner Nähe und, vom vergeltenden Schicksal getrieben, gab er sich in seine Hände. Der Augenblick der Vergeltung war nahe; rasch mußte er erfaßt werden, keine Minute Zögerns war gestattet.

Kaum dämmerte der Abend, als Philipp mit zwei Pistolen unterm Arm, in den Mantel gehüllt, den Ueberbringer der Botschaft aufsuchte. Er fand ihn am bezeichneten Orte und machte sich mit ihm auf den Weg, den Unbekannten zu suchen. Er durchschritt eilig ihm unbekannte Gegenden der Stadt, endlich gelangte er zu einer Gruppe Häuser, die auf einer Wiese zusammenstanden. Eine

ziemlich baufällige Brücke führte über einen Fluß, deſſen Ufer dicht mit Weiden und Erlengebüſchen beſetzt waren. Der Mond ſchien hell; auf dem Pfade am Waſſer ſah er einen Schatten, der ſich langſam hin und her bewegte. Der Begleiter verließ ihn, nachdem er auf jenen Mann am Fluſſesufer hinwies, als auf Den, den man ſuchte. Ueber die Brücke ſchreitend näherte ſich mit einem Gefühl peinlicher Unruhe Philipp jenem ſchattenhaften Gebilde. Er beſann ſich, daß er allein ſei, daß in ſo einſamer Gegend die Gefahr eines Ueberfalls für ihn drohe; doch dieſe Zweifel gingen ſo eilig, wie ſie gekommen. Er ſah ſein Opfer vor ſich, dies war ihm genug; an etwas Anderes zu denken, war ihm nicht möglich.

Wie Philipp näher trat, verließ auch der Unbekannte die Umhüllung der Gebüſche und zeigte ſich in dem vollen Lichte des Mondes. Philipp trat ein paar Schritte zurück; es war der Chevalier de St. Lyre, der vor ihm ſtand.

Beide maßen ſich eine Weile mit ſtummen Blicken. Die des Chevaliers verloren ihre durchbohrende Schärfe und nahmen den Ausdruck von

Theilnahme und sogar von Milde an. In Philipp's Augen flammte jetzt die wildeste Zornglut. Also doch! rief er; meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Unseliger! Ich muß Ihnen immer und immer wieder begegnen, um Sie endlich tödtlich zu fassen.

Kennen Sie jenes Armband? fragte der Chevalier.

Ich kenne es! Von verruchter Mörderhand ward es von dem Arm meiner Mutter gerissen.

So ist's! entgegnete der Chevalier kalt. Doch jene Hand war keine verruchte; sie vollzog nur eine gerechte Strafe.

Mir das, schrie Philipp — mir, dem Sohne! Und der Mörder wagt es mir zu sagen.

Er ist im Begriff, dir noch mehr zu sagen, Knabe! sagte der Chevalier, indem er Philipp's Arm ergriff und ihn eisern umklammerte. Ruhe! Ich gebiete dir Ruhe! Folge mir! Laß uns an den Ufern dieses Flusses hingehen, während ich dir meine Mittheilungen mache!

Entsetzlich! rief Philipp. Du wagst es, meinen Arm zu berühren! Die Hand, die die Mutter ermordete, schließt den Sohn an sich!

Ruhe! wiederholte der Chevalier.

Keinen Schritt weiter! Bist du der Mörder, bist du es nicht?

Und wenn ich es wäre? tönte die Entgegnung dumpf — und wenn ich meine That vor dir zu entschuldigen vermöchte?

Eher vermöchtest du die Sonne zur Umkehr zu bewegen und von neuem ihre verlassene Bahn hinaufzuführen, tobte Philipp. Hier, diese Waffe ist für dich! Schon lange wartet das Blei deiner. Geist meiner Mutter, umschwebe mich. — Nur Einer von uns verläßt lebend diesen Platz.

Philipp! rief der Chevalier mit einem eigenthümlichen Ton der Stimme. Seine Züge leuchteten, sein ergrautes Haar flog aufgelöst im Winde.

Philipp! wiederholte die Stimme. Komm mit mir. Ich rette dich, ich bringe dich in Sicherheit. Das Verderben lauert auf dich auf diesem Boden. Ich kenne die Macht und die Absichten deiner Feinde. Ohne daß du es wußtest, bin ich immer um dich gewesen, habe keinen Moment dich aus dem Auge gelassen. Wie dein Schutzgeist habe ich dich beobachtet und dich zugleich gehütet als

den kostbarsten, als den einzigen Schatz, den ich besitze. Philipp, ich komme, um dich zurückzufodern, denn du bist mein. Jene ewige Sternenwölbung über uns ist mein Zeuge, mir gehörst du, mein bist du. Komm, Knabe, daß ich dein Blut rette vor der lechzenden gierigen Zunge deiner Feinde!

Er breitete seine Arme aus und näherte sich Philipp; dieser wich schaudernd aus, indem er laut rief, so daß es über die Haide hintönte: Mörder! Mörder!

Nun wohlan, du willst es, so sei es! sagte dumpf die dunkle Gestalt. Der Himmel entscheide zwischen uns. Er ergriff die Waffe und stellte sich in einiger Entfernung auf, indem er sich an den hohlen Stamm einer Weide lehnte.

Du hast den ersten Schuß, rief er; ziele gut, du zielest auf das Herz deines —

Philipp's Kugel entflog dem Lauf: Jener stürzte zusammen. Der Jüngling hielt den Sterbenden in seinen Armen.

Auf das Herz deines — Vaters! stöhnte der Chevalier. Philipp — mein Sohn — mein einziges Kind. So mußte dies das Ende eines Le-

bens voll Irrthümer und voll Leidenschaft sein! Ich sterbe gern, denn mein Sohn drückt mir die Augen zu.

In Philipp's Seele fielen diese Worte, wie der Donner des Gerichts in die Seele des Verbrechers tönt. Mein Vater, murmelte er, mein Vater! Also so wälzen Sie, Unglücklicher, eine furchtbare Anklage auf den Schatten meiner armen Mutter.

Der Tod löst das Siegel von jedem Gelöbniß! seufzte der Sterbende. Ja sie war mein; die Ehe mit jenem Manne, den sie nicht liebte, und der vor der Welt als dein Vater galt, war nur zum Schein geschlossen. Als sie mir Grund gab zum Verdacht, opferte ich sie meinem Grimme auf. Doch dich, das Pfand unserer Liebe, dich, nahm ich mir vor, einst groß und glücklich zu machen. Du bist mir zuvorgeeilt. Da ich dich nicht erhöhen konnte, wollte ich dich schützen, und deshalb war mein begleitender Schatten stets dem deinen zugesellt!

Philipp's Hülferuf brachte einige Leute der Nachbarschaft herbei, die den schon fast dem Tode Verfallenen in die nächste Hütte brachten. Hier

lebte er nur noch wenige Minuten. Er übergab seinem Sohne mehre Papiere von Wichtigkeit und fügte nur noch die wenigen Worte hinzu: Meine Familie stammt aus Schottland; der Name, den du führst, ist mein wahrer Name. Früh nach Frankreich gekommen, ward ich von einem vornehmen Franzosen adoptirt, der mir seinen Namen gab und seine Reichthümer hinterließ. Als ich deine Mutter kennen lernte, war es mein Plan, sie zu entführen, in meiner Heimat zu heirathen und dort unsern alten Familiennamen wieder anzunehmen. Es sollte nicht sein. In dir hoffte ich den Namen meiner Väter mit Glanz wieder aufleben zu sehen; du hast diese Hoffnung nicht getäuscht. In Niedrigkeit ließ ich dich aufwachsen, denn mein Wille war, daß du jene kühnen und männlichen Charaktereigenschaften dir aneignen solltest, die nur Derjenige sich erwirbt, der frühzeitig auf sich selbst angewiesen ist. Mein eigenes bewegtes Leben verhinderte mich, diejenige Sorgfalt dir zuzuwenden, die ich beabsichtigte. Es gab Zeiten, wo ich dich völlig aus dem Gesicht verlor; doch fand ich dich immer wieder.

Jetzt lebe wohl! Ich lasse dich in einer Welt zurück, die ich verachte, mit der ich gespielt habe, und deren Genüsse ich jetzt ohne Klage verlasse. Nochmals, fliehe diesen Boden; auf ihm wirst du nicht glücklich enden!

Hier schloß der Chevalier von St. Lyre seine Augen. Als Philipp sich mit schauderndem Gefühle über die entstellte Leiche beugte, tönte der entsetzenvolle Fluch: Vatermörder! in seine Seele. Er brauchte seine ganze Kraft, um nicht zu erliegen. Er raffte die Papiere zusammen, stellte einen Wächter bei der Leiche an und entfernte sich eilig; denn er mußte fürchten, daß das unglückliche Ereigniß Lärm machen werde und daß er Verfolgungen ausgesetzt sein könne. Zum Glück war die Gegend so einsam, und zudem war die spärliche Bevölkerung dieses öden Flußufers den Festen in der Stadt zugeströmt, sodaß nur die wenigen Hülfeleistenden, zum Theil Kinder und Greise, Kenntniß von dem Vorfall erhielten.

Philipp fand daher Mittel, die Beerdigung seines Vaters ganz in der Stille zu bewirken.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Tag, an dem die Kaiserin Cherson verlassen wollte, war festgesetzt; er wurde durch ein glänzendes Abschiedsfest gefeiert, das die Stadt der Monarchin gab. Die Gärten des Palastes, in welchem die Kaiserin wohnte, waren glänzend erleuchtet, und eine unabsehbare Menge flutete durch die, in ihrem bunten Farbenschimmer funkelnden Gänge. Musik ertönte von allen Seiten her, und Volksspiele sah man auf den freien Plätzen angeordnet.

Philipp hatte seit dem schreckenvollen Ereigniß, das wir soeben geschildert, die Kaiserin nicht gesehen; es waren ein paar Tage vergangen, wo

er sich seinem Schmerz rücksichtslos hingegeben und die er völlig in der Einsamkeit hingebracht hatte. Diese Frist war von ihm benutzt worden, die Papiere zu ordnen und die Hinterlassenschaft seines unglücklichen Vaters einer genauen Prüfung zu unterziehen. War diese geschehen, so wollte er die Kaiserin in Kenntniß setzen von Dem, was geschehen, und sie — die mit ihm litt und fühlte — in das engste Vertrauen ziehen.

Es war ihm auffallend, daß Katharina, wie sie pflegte, nicht mehrmals am Tage Boten sendete, die sich nach seinem Befinden erkundigten; doch entschuldigte er dieses scheinbare Zeichen der Kälte mit der unausgesetzten Inanspruchnahme der Fürstin in Betreff der Repräsentationen, der Feste und der Audienzen. Am Abend des letzten der drei Tage, die er in der Einsamkeit hinbrachte, erhielt er von Emilien einen Brief, in welchem sie ihn um eine letzte Abschiedszusammenkunft bat. Von Schmerz und Vorwürfen zerrissen, die ihm sein bisheriges Betragen gegen dieses edle Mädchen auf die Seele legte, eilte er, ihr ihren letzten Wunsch zu erfüllen, und erst als der Bote

sich schon entfernt hatte, kam ihm das Versprechen in den Sinn, das er Katharinen gegeben. Es war zu spät. Die Liebe überwand die Pflicht, er war entschlossen, seinem Worte untreu zu werden. Emiliens Thränen, die so schmerzlich durch ihn geflossen, mußten getrocknet werden; der Kaiserin konnte diese Zusammenkunft nicht anders als verheimlicht bleiben, in dem Taumel und dem Geräusch des Festabends fand sich sicherlich kein Lauscherauge und Lauscherohr, die ihr eine unwillkommene Nachricht gaben.

Auf einer Anhöhe des Gartens, von wo aus der Blick auf die tiefer liegende Stadt und das Flammenmeer ihrer beleuchteten Kirchen und Paläste offen war, erhob sich ein Triumphbogen, zu dessen Seiten Cascaden ihre Wasserstrahlen in die Luft sendeten, und auf dessen Spitze die vereinten Namen der Kaiserin und ihres erlauchten Gastes, des Kaisers, glänzten. Hier hatte sich der Hof und die dichteste Volksmenge versammelt. Man erwartete die Ankunft Katharinens, die noch zu erscheinen zögerte, während der Kaiser sich schon auf dem Platze befand. Alles wogte

bunt durcheinander und lauschte auf die Trompetenfanfare, die vom Schloß aus ertönen und das Herannahen der Herrscherin verkünden sollte. Der Donner der Kanonen verstummte auf wenige Minuten und man vernahm die Volkshymne, die ihre großartigen Rhythmen durch die Nacht ertönen ließ. Noch immer erschien Katharina nicht, und mit ihr vermißte man den Fürsten Potemkin.

Weit ab von diesem Schauplatz der regesten Festfreuden, in einem fast dunkeln Baumgange, wandelte Arm in Arm ein Paar, das sich, wie es hoffen durfte, völlig ungestört dem innigen Gespräch hingab, das von Herz zu Herzen strömte. Jetzt blieben sie an einem Baume stehen, und der Jüngling, noch einmal den Arm um den schlanken Leib des Mädchens schlingend, nahm von ihren Lippen den langen Abschiedskuß, der die trauernden Seelen mit der Wonne schmerzvollen Liebesgenusses tränkte.

So wirst du meiner gedenken, flüsterte sie, mitten in Glanz und Macht wirst du das unglückliche Mädchen nicht vergessen, das um deinetwegen Unsägliches litt?

Arme Märtyrerin! Könnte ich dir diese trüben Stunden jemals vergelten! Aber ach, es liegt nicht in meiner Macht. Sklave, in goldene Ketten geschmiedet, wie ich bin, habe ich nur fromme Wünsche für meine Freunde. Wäre ich frei, ich zöge mit dir! Wir lebten in Stille und Einsamkeit ein paradiesisches Leben.

Es rauschte unter den gegenüberstehenden Bäumen und ein weißes Gewand wurde sichtbar. Nebenbei eine dunkle Gestalt, die sich hinter dem Baumstamme verbarg.

Die Liebenden tauschten unbekümmert Worte und Küsse der Entzückung.

Die Gestalt drüben trat näher heran. Der Lichtglanz eines blauen Lichtes fiel auf das, schon ohnedies bleiche Gesicht des Weibes, das jetzt aus dem Schatten hervortrat, und machte es zu Marmor. Man sah die Hand sich ballen, den Arm krampfhaft gehoben. Der dunkle Schatten glitt ebenfalls näher heran.

Himmel! rief Emilie, was seh' ich? Sie drückte ihr Haupt an die Brust des Geliebten.

Philipp blickte sich um und das dunkle,

feuersprühende Auge Katharinens traf wie ein Blitzstrahl das seinige.

In diesem Augenblicke war die Erscheinung in die Nacht wieder verschwunden, aus der sie aufgetaucht war. Der Nachtwind rauschte in den Gebüschen.

Emilie lag ohnmächtig in Philipp's Armen.

Wie zum Hohn tönten jetzt die Trompeten und wirbelten die Trommeln, und ein schmetterndes tausendstimmiges Hurrah durchschnitt die Lüfte, anzeigend, daß die Kaiserin soeben auf dem Platze vor dem Triumphthor erschien.

Alle Blicke waren auf die Herrscherin gerichtet. Sie lächelte wie immer, huldvoll und gnädig; keine Miene verrieth, was in Katharinens Herzen vorging. Nur allein die Todtenblässe ihres Antlitzes konnte dem Fürsten, der ihr auf dem Fuße folgte, sagen, welcher Marter sie ausgesetzt war, gerade jetzt Festglanz und Freudejubel um sich herwogen zu sehen, da die Schleier des Todes sie zu umhüllen drohten. Die triumphirende Miene des Fürsten zeigte seinen Vertrauten die Gewißheit seines Sieges. Noch nie war er hei-

terer und gnädiger gewesen; er überschüttete seine Günstlinge mit Huldbezeigungen und theilte Geschenke unter das Volk aus.

Der Festtag war vorüber. In den Morgenstunden befand sich Philipp einsam in seinen Gemächern. Ein Ordonanzoffizier erschien, ihm im Namen der Kaiserin seinen Degen abzufodern. Er gab ihn und bat um die Gnade, die Monarchin sprechen zu dürfen. Es wurde ihm verweigert; zugleich sagte man ihm, daß er hiermit Befehl erhalte, in Cherson zurückzubleiben, um zu erwarten, was weiter über ihn verfügt werde.

Philipp's Stolz erwachte in seiner ganzen Stärke. Er faßte den Entschluß, auch nicht mit dem geringsten Worte um Gnade zu bitten. Er erwartete, daß Katharina kommen werde, um mit eigener Hand seine Fessel zu lösen. Drei Tage vergingen; am Abend des dritten Tages meldete man ihm, daß die Kaiserin abgereist sei. Hier übermannte ihn ein dumpfer Schmerz, und zum ersten Male übersah er die Trostlosigkeit und die Verlassenheit seiner Lage. Auch von Emilien erfuhr er nichts. Die Qual dieses Zustandes ver-

mochte er nicht zu ertragen. Immer noch Gefangener, fand er Mittel, seine Flucht zu bewerkstelligen, und auf einem schnellen Pferde verließ er die Stadt und suchte die nächsten Posten zu erreichen, von denen aus er Nachricht erhielt, bis wie weit die Flotte der Kaiserin auf dem Flusse vorwärts gelangt war. In der nächsten größern Stadt, wo sie ans Land stieg, hoffte er sie zu sehen, sie zu sprechen. Die Briefe, die er an sie geschrieben, waren ohne Antwort geblieben; es ließ sich vermuthen, daß sie nicht in die Hände gelangt waren, für die sie bestimmt gewesen.

Durch einen vertrauten Diener, den er absendete, erfuhr er, daß die Kaiserin seit ihrer Abreise aus Cherson sich auf ihrer Galeere eingeschlossen halte und sehr wenig sichtbar für ihre Umgebung sei. Hieraus schöpfte er Hoffnung: Katharina dachte seiner; es reuete sie, so rasch und so grausam gegen ihn verfahren zu haben. Er wagte es, einen zweiten Boten mit einem Briefe abzusenden; Brief und Bote fielen in die Hände des Fürsten, und jetzt war sein Untergang beschlossen. Alles, was Potemkin von der belei-

digten Kaiserin hatte erhalten können, war, daß sie befahl, Philipp's Haft in Cherson sollte so lange dauern, bis sie würde über sein ferneres Schicksal bestimmt haben. Nur in dem Fall, daß er einen Fluchtversuch machte, war dem Fürsten Gewalt über den Gefangenen gegeben. Jetzt benutzte der erbitterte Feind die günstige Gelegenheit. Von seinen Häschern gefangen, ward Philipp in eine jener Hütten gebracht, die am Ufer zerstreut lagen und deren Eigenthümer die Kosacken der Ebene waren. Hier wurde er auf das strengste bewacht.

Die Kaiserin, die nichts von der Flucht Philipp's wußte, die keinen seiner Briefe erhalten hatte, fühlte ihr kummervolles Herz doppelt belastet, einestheils um den Verlust des Geliebten, anderntheils wegen dessen hochmüthigen und stolzen Schweigens. Sie zögerte, was sie thun sollte. Sie verzehrte sich in Schmerz und Reue. Diesen Zustand eilte der Fürst zu beendigen. Philipp's Tod war beschlossen, aber er sollte zugleich als eine Züchtigung für die Frau erscheinen, die ihn um des neuen Günstlings willen geopfert. Es war

eine That der Rache, die er auszuführen willens war, und keine Macht der Welt hätte ihn abgehalten, sich dieses befriedigende Gefühl zu schaffen.

Katharina war gelandet, um, wie sie öfters pflegte, in der Abendkühle einen Gang am Ufer zu thun, zugleich sich den Volksgruppen zu nähern, die, in einiger Entfernung aufgestellt, ihres Winkes gewärtig waren. Der Fürst begleitete sie. Als sie einige Schritte gegangen waren, bemerkte Katharina das Häuschen und die Wache vor demselben. Sie fragte, wer dort eingeschlossen sei. Arglistig wich der Fürst der Beantwortung dieser Frage aus. Die Kaiserin begehrte den Gefangenen zu sehen.

Majestät, bemerkte der Fürst unterthänig, dein Anblick würde den Verbrecher, den ich dort eingeschlossen, von der Strafe befreien, die er wohlverdient erleiden soll. Dies bedenke. Meine Gebieterin wird nicht einem Elenden, der den Tod verwirkt hat, das Leben schenken wollen.

Wer ist dieser Unglückliche? fragte Katharina.

Sein Name ist nicht werth, vor deinen Ohren genannt zu werden.

Dennoch will ich ihn wissen.

Meine Lippen wagen nicht, ihn vor dir auszusprechen.

Katharina erbebte. Eine Ahnung stieg in ihr auf. Ihr Geist sagte ihr, in wessen Nähe sie sich befand. Sie zögerte, ein Wort weiter zu sprechen. Ungewiß und flüchtig irrte ihr Blick an den Fenstern der Hütte hin, sie wollte auf das Haus zuschreiten, ihr Fuß war wie an den Boden gefesselt.

Befiehl, daß er am Fenster sich zeige! sagte sie leise zu ihrem Begleiter. Ein flüchtiger Blick verpflichtet mich zu nichts.

Dies war es, was der Fürst gewollt. Mit heuchlerischer Ergebenheit sagte er: Nur möchte ich nicht dich ungewarnt lassen, Herrin. So wisse, daß die Kugel meiner braven Soldaten im Laufe liegt, und daß mein Befehl lautet, auf das geringste beunruhigende Zeichen, das der Verbrecher gibt, ihn niederzuschießen.

Er näherte sich der Wache, flüsterte ihr ein paar Worte zu, und im nächsten Augenblick sah man das Fenster geöffnet und die stolze Gestalt

Philipp's, das bleiche schöne Gesicht mit den dunkeln Locken an demselben erscheinen.

Er erblickte Katharinen und sie ihn.

Sie that rasch einige Schritte auf die Hütte zu.

In diesem Augenblick schmetterte ein Schuß und ins Herz getroffen sank Philipp Macargan — —

Um Mitternacht brannte ein einsames Licht in der Hütte, sein Schein spiegelte sich in den Wellen des mächtigen Flusses, der die Flotte der Herrscherin trug. Dieses Licht brannte zu Füßen einer Leiche. Die Wachen der Kaiserin waren sicher auf ihrem Posten; Jedermann glaubte die Gebieterin ruhig auf dem Polsterbett in ihrer Kajüte schlummernd. Einsam tönte der Ruf der sich ablösenden Posten, die auf ihren kleinen Böten hin und wider ruderten. Niemand wußte, daß Katharina diese Nacht nicht inmitten ihrer Getreuen war, daß sie diese Nacht auf dem Lande zubrachte, und zwar einsam wachend an der Leiche ihres Geliebten.

Am Morgen trug ein verhülltes Boot diese Leiche still den Fluß abwärts nach Cherson zurück.

In diesem Boote saß eine Bauerdirne und ein

junger Mann. Sie hatten sich von der Kaiserin die Gunst erbeten, die Leiche begleiten zu dürfen. Dieses Mädchen war Else und der sie Begleitende ihr Bruder. Die Liebe der Försterstochter hatte keine Entfernung zurückgehalten, sie hatte den weiten Weg, immer nach ihrem „todten Mann" forschend, zurückgelegt und war eben angelangt, um ihn zu finden und ihn wieder zu verlieren.

In der Stille der Nacht tönte ihr einsames Lied, einer jener Heimatklänge, die sie in bessern Tagen einst so fröhlich über die Lippen gebracht. Jetzt war es ein Todtengesang. Der mächtige Günstling, der Allgewaltige, jetzt brachte ihn aus dem Bereich seines Glanzes und seiner Macht ein einfaches Bauermädchen in Stille und Einsamkeit fort. Bei jeder Strophe des Liedes umschloß sie liebkosend das bleiche Haupt und sagte schluchzend: Ach, jetzt ist mein todter Mann wirklich ein todter Mann! Wer, wer weckt ihn mir auf? Ich gäbe mein Herzblut darum!

So endete ein Philosoph des achtzehnten Jahrhunderts!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2545
U4M3

Ungern-Sternberg, Alexander,
Freiherr von
Macargan oder Die Philoso-
phie des achtzehnten Jahrhun
derts

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 02 16 005 3